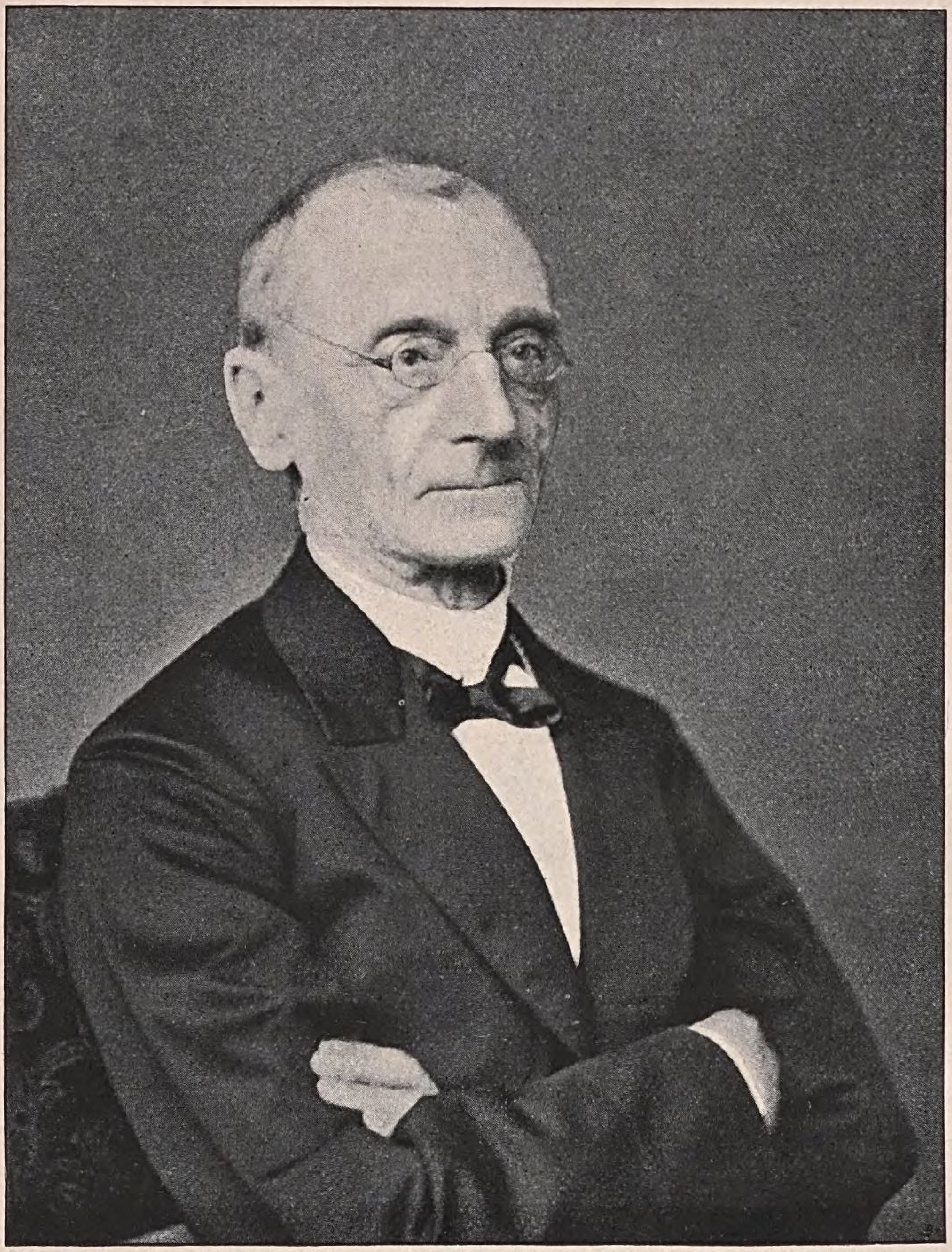
Victor Hehn

Gedanken über Goethe

Gedanken über Goethe.



Viktor Hehn †

Gedanken über Goethe

von

Viktor Hehn.

Dritte, vermehrte Auflage.

Berlin, 1895.
Gebrüder Borntraeger
(Ed. Eggers).

Inhalt.*)

*) Die vorliegende dritte Auflage wurde vermehrt durch Hinzunahme der Kapitel 7 und 8.

I.

Südwest und Nordost.

Als das achtzehnte Jahrhundert herangekommen und bis zu seiner Mitte vorgerückt war, da beriethen die alten Götter der Germanen in ihrer Versammlung über den Wolken — Wuotan und Donar und Ziu und Freia und die Uebrigen; sie kamen aus verschiedenen Richtungen und hatten sich Alle lange nicht gesehen — sie beriethen, von welcher Gegend Deutschlands der Genius ausgehen solle, durch den nach drittehalb Jahrhunderten, nach so viel Vorbereitungen, nach so langer Verödung, der auf der Nation liegende Bann sich endlich lösen könne. Ein Dichter sollte erstehen, ein wirklicher, schöpferischer Dichter, der, als eine unmittelbare Stimme der Volksseele, eine tiefere Weisheit verkündigen könnte, als die von den bisherigen poetischen Truggestalten und Nachahmern der Fremde ergangen war. Nicht um kritischen Verstand handelte es sich, auch nicht um heldenmüthige That, sondern um zwei Gaben, die dem deutschen Volke auf immer versagt schienen, um die Naturkraft der Phantasie und den Adel und die Schönheit der Form, — um einen Boten des Himmels, der, wie einst Homer in Griechenland und Dante in Italien, so durch den Zauber des Gesanges und die Kraft der Rede und des Denkens um die zerstreuten und verkümmerten Oertlichkeiten und Landschaften ein ideales Band schlänge, das sie zur Nation machte. Dieser Erwählte — von welcher Seite konnte er kommen, von der Nordsee oder der

Ostsee, von den Alpen, vom Rhein oder der Donau? Von der Ebene oder den Bergen, aus hochdeutschen oder niederdeutschen, katholischen oder protestantischen Landen?

Deutschland, wie es nach außen keine bestimmten Umrisse hatte, so war es auch geschichtlich ein Uebergangsland und bestand nach Boden und Himmel, nach Blut und Art seiner Bewohner aus sehr verschiedenen Theilen. Beide Ufer des Rheines und der ganze Lauf der Donau waren zu der Zeit, wo sie zuerst aus dem Dunkel der Vorzeit auftauchen, ein keltisches Gebiet und weit und breit von Kelten besetzt. Nach seinen keltischen Bewohnern, den Bojern, heißt noch heute das entlegene Königreich Böhmen und von diesem hinwiederum noch heut das deutsche Volk der Baiern (Zeuß, Die Deutschen, S. 364 ff.) Wie die Donau und der Rhein selbst, so sind auch ihre Zuflüsse keltisch benannt: Iller, Lech, Isar, Inn, Traun, Enns, Maas und Mosel, Aare und Neckar und Main; auch die Berge zu ihrer Seite z. B. Taunus und Melibocus am Rhein, die Tauern in Oesterreich und die Alpen überhaupt, auch das quer durch Deutschland ziehende hercynische Waldgebirge; und von Städten Mainz (Moguntiacum) hier und Wien (Vindobona) dort. So weit der Wohnsitz der keltischen Völker reichte, so weit ungefähr erstreckte sich dann die Herrschaft ihrer Ueberwinder, der Römer: in dem heutigen Schwaben und Baiern und Oesterreich, in der Schweiz, in Elsaß und Pfalz, am Mittel- und Niederrhein, in den Ländern der drei geistlichen Kurfürsten lebten römisch gewordene, mit römischer Zunge redende, in Lebensform und Sitte italisch gebildete ehemalige Kelten und errichteten orientalischen Göttern und den für göttlich erachteten Kaisern Altäre und Tempel. Die Römer bahnten Wege, wie überall, so auch hier, bauten Brücken und Festungen, bewachten in stehenden Lagern die überwundene Bevölkerung und die unruhigen Feinde, ja suchten auf kühnen Heerzügen in das Land der Germanen einzudringen und dem ungeheuren Reiche neue Provinzen zu

erwerben. Doch gelang ihnen dies nur, so wie die Kelten ihnen vorgearbeitet hatten, oder, was dasselbe sagt, so weit das Berg- oder Hügelland reichte und die dem Südländer nähere, zutraulichere Natur es gestattete. Darüber hinaus begannen die endlosen, mit Wäldern und Sümpfen bedeckten Ebenen, die übermächtigen Ströme mit ungewissen Ufern, der rauhe Himmel, stumpfe Umrisse, graue Farben, ein formloser Anblick aller Dinge. Zwar bis zur Elbe gelang es Drusus einmal, im Jahre 9 vor Chr., vorzudringen: aber dort trat ihm ein gespenstiges Weib von übermenschlicher Größe entgegen und rief ihm drohend zu: „Wohin strebst du, Unersättlicher? Diese Welt hier zu schauen, ist dir nicht beschieden. Kehre um, du hast das Ende deiner Thaten und deines Lebens erreicht!" Und Drusus stand von seinem Vorhaben ab, häufte ein Grenz- und Siegeszeichen auf und zog heimwärts: unterwegs aber, zwischen Saale und Rhein, in einem Sommerlager, das seitdem das unheilvolle, scelerata, genannt wurde, starb er in Folge eines Sturzes vom Pferde; sein Leichnam ward in feierlichem Zuge nach Rom geleitet, in Mainz aber widmeten ihm seine Krieger ein Ehrengrabmal oder einen Altar, den noch heute sichtbaren ehrwürdigen Eigelstein. Wer aber war jenes schreckhafte Wesen in Riesengestalt, das sich dem Römer in den Weg stellte? Niemand anders, als die Wildniß in Person, der Geist der Ferne; bis zur Elbe reichte noch gerade der letzte Dämmerschein römischer Macht und Bildung; dort schloß sich noch in der ersten Hälfte des Mittelalters der Kreis Europas — denn Europa war, was sich einst und jetzt auf Rom bezog und von Rom sein Leben empfing. Auch Tiberius kam bis zur Elbe und auch damals, im Jahre 5 nach Chr., spielte sich eine Scene ab, von der uns ein Augenzeuge, Vellejus, berichtet — eine Begegnung in umgekehrtem Sinne, als wie sie Drusus erfahren, aber eben so charakteristisch. Der römische Feldherr, nachdem er die Chauken und Longobarden bezwungen, rückte

an den Strom, den seine Flotte von der Nordsee her hinaufgefahren war; ihm gegenüber, am rechten Ufer, hielt der Heerbann der Semnonen und Hermunduren, glänzend im Schmuck der Waffen. Da bestieg ein alter Mann, von hoher Gestalt und angesehen unter den Seinigen, einen ausgehöhlten Baumstamm, ruderte bis in die Mitte des Flusses und fragte herüberrufend, ob es ihm vergönnt wäre, am römischen Ufer auszusteigen und den Cäsar zu sehen? Nachdem ihm die Erlaubniß ertheilt worden, landete er seinen Kahn, betrachtete lange schweigend den Kaiserlichen Helden und sprach endlich: „Ist unsere Jugend nicht unverständig, daß sie Euch, so lange Ihr fern seid, wie Himmlische verehrt, und wenn Ihr da seid, lieber sich vor Euren Waffen fürchtet, als Euch Gehorsam leistet? Mir aber ist durch Deine Gnade heute zu Theil worden, die Götter, von denen ich bisher nur gehört, mit Augen zu schauen, und so rechne ich diesen Tag, der mich meines höchsten Wunsches gewährt hat, zu den glücklichsten meines Lebens.“ Dann bat er, den Imperator mit der Hand berühren zu dürfen, und als dies geschehen, trat er wieder in seinen hohlen Baum und ruderte zurück, die Blicke noch immer unverwandt auf den Cäsar gerichtet. Es war die Bewunderung eines naiven Häuptlings, — aber in Uebereinstimmung damit geschah es, daß die Cimbern, Charuden und Semnonen und noch andere Völker jenes Landstriches eine Gesandtschaft an den Kaiser Augustus schickten und um seine Freundschaft und um Verzeihung des Geschehenen baten (der Kaiser hielt bei Aufzählung seiner Thaten dies Ereigniß für wichtig genug, um der Nachwelt selbst darüber zu berichten); sie brachten, wie Strabo hinzusetzt, ihr Heiligstes, einen Opferkessel, dem Kaiser zum Geschenke dar und zogen dann, nachdem sie mit ihrer Bitte Gehör gefunden, wieder in die Heimath zu den Ihrigen. Dennoch aber wagte auch Tiberius nicht, die Elbe zu überschreiten, sondern führte seine Legionen in die Winterlager

zurück. Beide Theile kannten sich fast nur durch die Sage und erzählten von einander in gegenseitiger Scheu — die Einen eine unbegreifliche Kultur anstaunend, die Andern von der elementaren Ursprünglichkeit des Lebens und der Natur zurückgeschreckt. In Westfalen, welches dem Rheine näher lag, war es den Römern fast gelungen, die Barbaren unter die Formen und Formeln ihres Gesetzes und Rechtes zu beugen, auf dem jungfräulichen Boden den geschlossenen Bau römischer Verwaltung und Besteuerung zu gründen und neben den Pflichten des Kriegsdienstes auch durch ihr Handwerk, durch gebildetere Genüsse, durch Spiel und Schmaus und Schmuck die Männer zu gewinnen und die Frauen zu locken — als aus der Tiefe die Volksnatur (denn hier hatten keine Kelten gewohnt) sich empörte und an einem schreckenvollen Tage, in der Teutoburger Schlacht, alles Erreichte verloren ging. Zwar versuchten die Römer in wiederholten Feldzügen Rache zu nehmen, aber nur die kriegerische Ehre ward wiederhergestellt; das Gebiet der Weser, so viel Römisches unbemerkt eingedrungen sein mochte, verblieb im Wesentlichen den Germanen und der Sitte der Väter. Des Kaisers vielerwogener und lange genährter Plan, die Elbe zur Grenze des ungeheuren Reiches zu machen, war auf immer gescheitert. Als dann allmählich die Zeiten der großen Bündnisse und Wanderungen gekommen waren und die Völker aus den unbekannten Landschaften jenseits der Elbe nach Südosten an das schwarze Meer und nach Westen und Südwesten drangen, als die Alemannen und Sueven, die vielleicht nichts anderes waren, als die früheren Semnonen, und in der Mark Brandenburg oder derselben nahe gewohnt hatten, am obern Rhein und an den Quellen der Donau, die Baiern auf der Hochebene südlich der Donau und an den Abhängen der Alpen, die Franken am Niederrhein sich nach und nach von Brand und Raub erholten, den Boden als den ihrigen zu fühlen begannen und auf ihn den Fuß fest aufsetzten — da waren diese einst

keltischen, dann römischen Lande ein Theil Deutschlands geworden, ja hier lag fast das ganze Mittelalter hindurch das eigentliche Deutschland, mit nach Westen gerücktem Schwerpunkt. Deutsch wurde hier geredet, auch wohl empfunden und gedacht, aber rein war das Blut dennoch nicht mehr. Denn daß bei dem Einbruch der Germanen die römische Bevölkerung völlig ausgerottet worden, ist nicht glaublich: es blieben Unterworfene, die das Vieh weideten, das Feld pflügten und dem Hauswesen dienten, es blieben Mädchen und Frauen, deren südliche Schönheit den Sieger reizte, Ammen, die seine Kinder nährten, Sklaven, die Manches lehrten und verrichteten, was ihm unbekannt war oder ihm nicht von der Hand ging. Die Villen und Bäder und Theater waren zerstört, aber doch nicht ganz und nicht alle: aus ihren Trümmern, den einzelnen Säulen, Grab- und Votivsteinen, musivischen Fußböden, verwilderten Gärten redete ein fremder Gott, dessen stille Macht erst nur die Oberfläche traf, dann in langsamer Umbildung auch das Innere durchdrang. Zwar wurden auch die Römer unter ihren deutschen Herren im Laufe der Zeiten allmählich Deutsche, aber durch Vererbung, dieses große Gesetz, das alles Völkerleben beherrscht, in Folge Aufsteigens der Säfte aus den untersten Schichten, Deutsche anderer Art, ein neues Geschlecht, mit eigenem Gemüth, in dem das doppelte und dreifache Element sich zu individueller Einheit verschmolzen hatte. Als die Franken das römische Kaiserthum wiederhergestellt hatten, gehörte West- und Süddeutschland völlig zum Kreise romanischer Sinnesart und Sitte. Hier war das Christenthum schon ein längerer Besitz, hier ruhten die Gebeine der Heiligen, ein bischöflicher Sprengel grenzte an den andern, steinerne Burgen krönten die rebenumpflanzten Hügel; hier hielten die Kaiser ihre Reichstage ab und wurden hier gekrönt, zogen von hier nach Rom und weiter über das Meer zum Grabe des Herrn; hier blühte nach provençalischem und französischem Vorbild das Ritterthum und

der Gesang in verfeinerter hochdeutscher Mundart und in den Städten, wie Straßburg und Köln, Ulm und Wien, erhoben sich langsam mächtige Kathedralen in dem neuen Baustil, der in Frankreich erfunden war und der später in der Zeit der Klassik zum Ausdruck der Verachtung als der gothische bezeichnet wurde. Der Norden war noch lange heidnisch: die Friesen erschlugen den heiligen Bonifacius und die Sachsen überwältigte und bekehrte erst Karl der Große, der Erbe des Drusus und Germanicus, in langem, hartnäckigem Kampfe und fügte sie und ihr Land, was dem Kaiser Augustus nicht gelungen war, der Sphäre römischen Geistes hinzu. Seitdem gab es ein zu Europa gehörendes Nord- oder Niederdeutschland, das sich auch wohl geltend machte, wie unter den sächsischen Kaisern, oder hindernd und störend zur Zeit der Hohenstaufen, oder während der Blüte der Hansa, dennoch aber Jahrhunderte lang für das Ganze ohne wesentliche Bedeutung blieb — bis auch seine Zeit kam, die Reformation. Mit der Reformation trat ein junges, noch unversuchtes und unberührtes Volkselement auf, eine neue Weltgegend mit ganz anderen natürlichen Voraussetzungen. Die Reformation predigte eine Lehre ohne Romanismus; sie streifte ab, was an und in der Religion römische Idee und Form war; sie war eine Erhebung sächsischen Wesens gegen die ihm nicht gemäße italisch-gallische Gestalt derselben. Wo eine Gegend nie von den Römern betreten war, da gewann der lutherische Glaube eine unbestrittene Herrschaft und behauptete sich, wie in Scandinavien, bis auf den heutigen Tag. Wo der Boden kein ursprünglich germanischer war, da schien, wie in Belgien und Oesterreich, der Abfall von Rom eine Weile vollzogen, aber die römische Grundlage regte sich, eine blutige und erbitterte Gegenreformation tilgte das Werk der ersten Ueberraschung und so wurden gerade diese Länder im Widerstreit gegen das Neue oft katholischer als selbst Italien. Auch in Westfalen erhielt sich die alte Kirche zum Beweise, wie tief

dieser Landstrich seit den Tagen der Cäsaren und Karls des Großen von der nahen gallisch-belgischen Kultur durchdrungen war; der Rhein blieb die Pfaffengasse und Köln ein Sitz der Dunkelmänner — es hatte ja einst Colonia Claudia Agrippina geheißen, wie Coblenz Confluentes, und in Trier, der ehemaligen Hauptstadt Galliens, stand noch die Porta nigra und in der Nähe die Igeler Säule. Doch war auf dem rechten Ufer des Rheines der Wechsel groß und die Mischung bunt und ebenso im ehemaligen Zehntlande innerhalb des Walles: da kämpften Lutherthum und Jesuitismus und so kam dies Uebergangsland ohne Entscheidung und sicheres Ergebniß in die neue Zeit hinüber. Der Calvinismus und die reformirte Kirche aber, die von der Schweiz bis Heidelberg und Holland sich ausbreitete, verrieth den römischen Gedanken, dessen sie sich auf ihrem Boden nicht hatte erwehren können, in der verständigen Strenge und dem mehr politischen Charakter ihres Bekenntnisses und ihrer Verfassung.

Jenseits der Elbe aber, an der Oder und Weichsel, von wo die Gothen und Vandalen und Gepiden, die Lugier, die Semnonen ausgezogen waren — was war aus diesem germanischen Ursitz, dem weiten Flachlande zwischen der Ostsee und den Karpaten geworden? Lange Zeit liegen diese Gegenden in tiefem Dunkel und kein Zeuge berichtet über sie; dann wo das Licht der Geschichte sie wieder trifft, finden wir sie von Massen slavischer Völker und Völkchen besetzt, deren Sitten sich nur wenig von denen ihrer Vorgänger, der Germanen, unterschieden. Wie sie gekommen, wissen wir nicht; sei's, daß sie nach Abzug der Germanen sich stille über die verlassene Oede verbreiteten, sei es, daß sie mit gewaffneter Hand die germanischen Ueberreste vertilgten oder sie auffogen und in letzterem Falle ihr Blut dadurch im Sinne der Kultur veredelten. Selbst die Elbe und Saale hatten sie nicht aufgehalten: in kleinen und großen Haufen waren sie nach Leipzig, der Lindenstadt, nach

Altenburg und Lüneburg gelangt, ja den Main hinab bis Bamberg und noch weiter vorgedrungen. Dann aber begann die Rückströmung von Deutschland her: die slavischen Gebiete wurden in unablässigen Kämpfen unterworfen, geschwächt, verwüstet, fränkische und sächsische Ansiedler herbeigezogen, Burgen und Städte gegründet, der Christenglaube mit Gewalt und Ueberredung gepflanzt und längs der Ostsee ein neues Deutschland geschaffen, auf anderem Grunde ruhend, als das römische und römisch-deutsche Europa, erst noch in rohen Zügen, langsam werdend, nach unglücklichen Tagen scheinbar dem Untergang verfallen, dennoch in unmerklicher Arbeit wachsend und erstarkend. Die Reformation fand hier nach einiger Zögerung Aufnahme und eine bleibende Stätte; sie wurde der günstige Boden, auf dem ein Staat mit eigener Physiognomie, construirt wie bisher noch kein anderer, unbeachtet und vielverkannt sich auferbaute. Die brandenburgischen Markgrafen wurden Kurfürsten des deutschen Reiches, das Kurfürstenthum Brandenburg wurde mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein Königreich Preußen, dieses nach dem siebenjährigen Kriege eine große europäische Macht, endlich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Vormacht eines deutschen Kaiserthums und seine Hauptstadt das Centrum des Welttheiles. In demselben Maaße, wie Sachsen sank, vergrößerte es sich nach allen Seiten, zog den Niederrhein an sich, das halb süddeutsche Land Schlesien, große Stücke der Republik Polen, die von den alten Welfen-Herzögen beherrschten Gebiete und dehnt sich jetzt vom Memelstrome im Nordosten bis zur Ems und der oberen Mosel im Westen, an beiden Seen, der Ost- und Nordsee, über die große Tiefebene aus, die, einst der Boden eines vorweltlichen Meeres, nie ganz und sicher in römischen Händen gewesen war. Die Sprache der Bildung war hier die hochdeutsche, denn aus Hochdeutschland war alle Kultur gekommen und in dieser Gestalt auch der neue Wittenberger Glaube aufgetreten — das Volk und das

Haus und die Familie sprach niederdeutsch, das Idiom der Welfen, das sich nur langsam vor der Schule, der Predigt und den Büchern zurückzog. So war Deutschland in den Tagen Friedrichs des Großen in zwei Hälften zerfallen: zu dem Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus kam der der Mundart, der natürlichen Bedingungen, der historischen Ursprünge, der Staats- und Sittenform hinzu. Deutschland glich und gleicht bis auf den heutigen Tag einem Achatstein, der zwar ein und derselbe Stein ist, aber zwei Schichten hat, eine weiße oben und eine graue unten oder umgekehrt. Selbst in der äußeren Politik, so rationalistisch, d. h. naturlos sie damals und noch später war, that sich die Zweiheit von Nord und Süd zu wiederholten Malen kund. Die Demarkationslinie nach dem Baseler Frieden 1795 lief längs des Niederrheins, von da quer durch Mitteldeutschland, und während jenseits der Krieg wüthete, erfreute sich der Norden des Friedens. Darauf, im Jahre 1805, ließ Oesterreich im Laufe der geheimen Verhandlungen alles Ernstes in Berlin eine Neugestaltung der deutschen Verfassung vorschlagen, also daß der Norden unter Preußens, der Süden unter Oesterreichs Oberhoheit käme (v. Treitschke, Deutsche Geschichte, 1, 219). Daß Bismarck kurz vor Ausbruch des Krieges 1866 durch Gablenz der Wiener Regierung ganz denselben Antrag machte, ist jetzt Jedermann bekannt. Auch in der Frankfurter Paulskirche hatte die sogenannte großdeutsche Partei ihre Wurzeln in Süddeutschland, die des preußischen Kaiserthums im Norden. Und nach dem Kriege von 1866, vor dem französischen, war der Norddeusche Bund im Wesentlichen doch nur die Zusammenfassung der ursprünglich plattdeutsch redenden Landschaften.

Diese Spaltung in der Anlage und Bildung der Menschen ging zwar nicht so tief, wie einst der Gegensatz der Spanier und Niederländer, aber einigermaßen glich sie dem letzteren doch. Berlin und Hamburg waren das Wiederspiel von Wien, wie

Leipzig von Frankfurt a. M. und Straßburg, Wittenberg und Königsberg von Ingolstadt und Landshut. Während Maria Theresia, die fromme Landesmutter, bei allen Regierungsthaten ihren Beichtvater zu Rathe zog, saßen Voltaire und Friedrich in Potsdam bei Tische, nannten sich Philosophen und bestärkten sich im Hasse gegen die infâme, d. h. die Kirche. Norddeutschland fand seinen Dichter in Klopstock, Süddeutschland in Wieland. Von Wieland sagt Goethe (Annalen, 1794): „Das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Kultur schuldig", und in dem Gemüthe des niedersächsischen Stammes lagen alle die Züge, die Klopstock's persönlichen und poetischen Charakter bilden. Die Ehrbarkeit und die theologische Dogmatik, das gestalt- und inhaltlose Kraftgefühl, der Schwung in die Lehre des Erhabenen, die Spannung zwischen Geist und Sinn, die Versenkung in dunkle Zusammenklänge, die grübelnde Gewaltsamkeit gegen die Sprache, die Thränen der Schwermuth um nichts, der persönliche Ernst statt der offenen Hingabe an Welt und Leben — dies waren die Eigenschaften, die das sächsische Deutschland an dem Sänger des Messias und der Oden entzückten und ihm begeisterte Jünger zuführten. Und daß diese in Göttingen Wieland's Werke im eigentlichen Sinne mit Füßen traten und sein Bildniß verbrannten — was war natürlicher? War er doch das geschwätzige, liebenswürdige Weltkind, das nichts zu schwer nahm, am Spiele des Reimes, an Horaz und Lucian und Ariosto und Schaftesbury Gefallen fand, die Franzosen nicht haßte, sondern es ihrer schalkhaften Grazie gern nachthat, und wenn er in Romanen Sittenlehre vortrug, den Lesern nicht altlutherische Zucht und Strenge predigte, sondern lieber gegenseitige Nachsicht, gegründet auf Ironie und Psychologie, sokratisch anempfahl. Auch in Lessing war, wie in Klopstock, nordischer Geist verkörpert, doch von einer andern Seite her, d. h. mehr obersächsisch-preußischer, und eben so der Geist der Aufklärung,

der mit dem jüdischen in innerer Verwandtschaft stand. Lessing, ob auch mit etwas veralteter Gelehrsamkeit beladen, sprang von einem Gebiet auf das andere, auf keinem lange verweilend, auf jedem in dialektischer und polemischer Kunst des Sieges über die Gegner sicher. Er bedurfte solcher Gegner, um seine Kraft zu zeigen, und gewährte sich gern in paradoxer Sophistik den Genuß seiner Ueberlegenheit. Welches seine eigentliche Ueberzeugung war, und ob er sich eine solche gebildet hatte, ist oft schwer zu erkennen: wer seine Aeußerungen dogmatisch nimmt, könnte sich leicht täuschen, da sie vielleicht nur gymnastisch gemeint, d. h. nichts als Fechterstreiche waren. Wenn er sich gegen Jacobi als Spinozisten bekannte, so war auch dies wohl nur Geistesspiel — denn sonst wäre sein langer Umgang mit Moses Mendelssohn und den andern Freunden nur eine fortgesetzte Heuchelei gewesen. Wie alle Aufklärung, bewegte sich auch Lessing in natur- und geschichtslosen Begriffen. Die Natur ging ihn nichts an, der Frühling hätte ihn ergötzt, wenn er einmal roth statt grün gefärbt gewesen wäre, durch Italien reiste er halb als Buchgelehrter, halb als Gesellschafter, ohne tiefere Eindrücke zu erfahren; in der Geschichte fand er nicht eine immanente Selbstentwickelung oder Selbstoffenbarung der Idee, sondern eine Erziehung des Menschengeschlechts, also bewußte Absicht, das Thun eines außerhalb stehenden Pädagogen der die Schritte des Kindes am Gängelbande leitet. Auch in der Emilia herrscht ein unhistorischer Sinn und Geist: der Verfasser hat sich nicht gescheut, einen harten altrömischen Stoff an einen modernen Hof zu versetzen, also die Zeitalter, die Völker als wesentlich gleich zu behandeln; die Handlung erwächst nicht aus dem Boden, der sie trägt, ist also nicht historisch angeschaut und dient daneben noch den Zwecken des damaligen politischen Liberalismus; die Personen mit ihrem epigrammatischen, lakonischen, präcisen Dialog beschäftigen Zug um Zug unsern Verstand, erzwingen aber nicht durch unmittelbare Be-

seelung den Glauben an ihr Dasein. Und wie zwar nicht der schaffende Genius, wohl aber der Rechner, und wäre es der scharfsinnigste, über die vielen Zahlen einen Posten vergißt, dessen Weglassung alle seine Ansätze umwirft, so auch Lessing in der Emilia: er hat die Liebe Emiliens zum Prinzen nicht ausgeführt, ja kaum angedeutet, und so der letzten schrecklichen, unnatürlichen That (daß ein Vater seine eigene Tochter ermordet), die vor Allem motivirt werden mußte, ihren eigentlichen Grund genommen — wie schon Goethe gerügt hat. Auch in Nathan dem Weisen öffnet sich uns nicht das Bild des Orients und der Kreuzzüge, der verschiedenen Racen und Religionen mit ihren Farben, sondern der Deismus kämpft gegen den Kirchenglauben, die Toleranz gegen den Fanatismus: die Personen sind Vertreter eng- und weitherziger Ansichten des 18. Jahrhunderts und die ersteren werden in Zwiegesprächen widerlegt; daß die letzteren grade einem Juden in den Mund gelegt sind, lag im Thema und in den Verhältnissen der damaligen Zeit. Auch die Verse, in denen das Stück diesmal abgefaßt ist, können es nicht in eine poetische Sphäre heben; sie sind spröde, ohne rhythmischen Fluß, um nichts bemüht, als um treffenden Beweis, scharfe Unterscheidung und feine Rede und Widerrede. Nicht als Dichter also hat Lessing reformatorisch gewirkt, sein unsterbliches Verdienst erwarb er sich durch die gewandte Kühnheit, mit der er in Leben und Schriften den Pedantismus der Gelehrtenwelt brach oder doch erschütterte. In der eigentlichen kritischen Theorie gelangte er, anders als seine Berliner und Leipziger Genossen, oft bis an die Grenze, wo das Reich der Natur und der Phantasie beginnt, aber nur in leichten Streifzügen, gelegentlich, nicht bleibend (daß alle Kunst und Poesie auf Besserung und Belehrung hinarbeiten soll, von dieser Vorstellung hat er sich nie ganz befreit), und als es leibhaftig vor seinen Augen aufzusteigen begann, da wandte er sein Antlitz widerwillig, ja erbittert ab. Um manchen Schritt näher trat Herder dieser neuen Welt, ja er half mit,

sie zu entdecken, aber ganz in ihr zu wohnen, war auch diesem Sohn des äußersten Nordens nicht gegeben. Auch Herder war keine harmonische Natur, sondern eigenwillig und ungleich, bald weich und freundlich, bald herzlos und ungerecht, von mehr dialektischem als constructivem Geiste, wie Goethe von ihm sagt; aus seinen kleinen Dichtungen spricht oft ein edler Gedanke, aber die Phantasie bringt es nur bis zu allegorischer Einkleidung und den harten Versen geht alle musikalische Melodik ab („mir fehlt das schöne Runde," bekannt er selbst gegen Merk). Daß er Goethes Jugendlehrer gewesen, wollen wir ihm nicht vergessen, aber der Zögling hat ihm das Empfangene später reichlich wiedererstattet. Wenn aus dem Theologus in Bückeburg ein Humanus in Weimar wurde und dieser sich in Werken wie die „Ideen" und die „Gespräche über Gott" aussprach, so geschah Beides, wie wir überzeugt sind, nicht ohne Goethes Einfluß — der denn auch diese Schriften, in denen er sich selbst wiederfand, mit Entzücken aufnahm. Ja, Herder selbst äußerte sich ähnlich gegen Schiller (im Juli 1787, da Goethe in Italien war), und dieser meldet seinem Freunde Körner, Herder hange mit Leidenschaft, mit einer Art Vergötterung an Goethe und gestehe, daß dieser viel auf seine Bildung gewirkt habe. Aber im letzten Decennium seines Lebens war er wieder ein Anderer geworden: da setzte er schmälernd Alles herab, was von Schiller und Goethe kam, sah das goldene Alter der deutschen Literatur als vergangen an und hielt sich wieder zu Klopstocks Oden, als dem Höchsten, was deutsche Poesie hervorgebracht. — Derselbe Gegensatz der Stammes- und Landesart, wie in der Literatur überhaupt, zeigte sich später in der Philosophie. Herders nächster Landsmann, Immanuel Kant, wandte die Untersuchung auf das erkennende Subjekt selbst, und diese Kritik ergab, daß alle Form der Wahrheit von eben dem Subjekte zur Erfahrung hinzugebracht werde, das Ding an sich aber, als undurchdringlich,

auf ewig sich verberge; den Verlust der Welt ersetzte er durch schroffe ethische Abstraction, das kategorische Gebot, die praktische Vernunft. Dies Prinzip der Freiheit führte sein Nachfolger Fichte, der tapfere, auf sich selbst gegründete Mann, zur äußersten Consequenz. Das Ich schafft sich ewig eine Welt todter Objekte, um in absoluter Actuosität diese selbstgesetzten Schranken ewig zu überwinden und so sich selbst zu besitzen und zu behaupten. Beide Philosophen ergriffen das Wesen in dem Kampf und in der That; wenn sie bisweilen, ohne es recht zu wollen oder zu wissen, in die Nähe des Landes geriethen, wo die Versöhnung der Gegensätze gelingt (der Eine in der Kritik der Urtheilskraft, der Andere in den späteren Werken), so blieben sie doch bald bedenklich stehen: denn freilich — ohne sich selbst aufzugeben, konnten sie keinen Schritt hinüberthun. Erst als zwei Denker aus dem Süden kamen, Schelling und Hegel, und eine objektive Vernunft, die Einheit des Idealen und Realen oder des Denkens und Seins verkündigten, da öffnete sich ein unermeßlicher Reichthum vor den trunkenen Blicken, die wiedergewonnene Heimath des Geistes — und vor der Wärme dieses neuaufgegangenen Frühlings schmolzen die starren, hartnäckigen Trennungen des abstrahirenden Verstandes und der dualistischen Moral.

Schon ein Menschenalter zuvor war zwar auch Winkelmann, ein antiker, von der Idee, nicht vom Verstande beherrschter Geist, aus dem Norden hervorgegangen, aber, so zu sagen, durch die Macht des Gegensatzes, der ja auch fruchtbar sein kann und uns auch sonst wohl in der Geschichte überrascht. Wie Tycho, der Beobachter der Sterne, in dem Nebellande Dänemark geboren war, wie uns die Insel Island, auf der in Pelz gehüllte Menschen ohne Form und Umriß umhergehen, den großen Bildner Thorwaldsen sandte, — so war Winkelmann ein Sohn der Mark. Unablässig ringend streifte er endlich die Bande ab, in die er durch seine Geburt geschlagen

worden: grade die trostlose Umgebung preßte das innere Feuer zusammen und machte es unwiderstehlich; hätte es nach außen mehr Nahrung gefunden, es wäre vielleicht allmählich in sich erloschen. Aber die Mark Brandenburg war kein Land der selbstlosen Anschauung oder des träumerischen Genusses. Der karge Boden verführte nicht zur Ueppigkeit, aber er stählte den Willen und richtete den Sinn auf das Wesentliche. Die Form war dürftig, sie auszubilden keine Zeit. Diese enthaltsamen, in Entbehrung und Gehorsam aufgewachsenen Menschen durften einander nicht gewähren lassen oder in schönem Schein ihren Geist verbrauchen: wo kein Ueberfluß war, da war Wachsamkeit geboten und jede Versäumniß verderblich. So herrschte die gleiche Regel und der richtige Verstand, die strenge Mannszucht, die unerbittliche Pflicht. Besonders in zwei organischen Gebilden that sich die Eigenschaft dieses Staates kund, in dem Heere und in der Verwaltung. Organisch nennen wir diese beiden Mechanismen, weil sie aus der besondern physischen Natur des Landes und der besondern, durch den geschichtlichen Verlauf genährten Sinnesart seiner Bewohner hervorgegangen waren. Sie wurden erst bespöttelt und verachtet, hin und wieder angestaunt, zuletzt und bis auf die Gegenwart bitter gehaßt, dennoch wiederum nachgeahmt, so in der Zeit Friedrichs des Großen, nach dem siebenjährigen Kriege, und abermals in der allerneuesten Zeit — ließen sich aber nirgends verpflanzen und verkümmerten auf jedem andern Boden, etwa wie der Parlamentarismus außerhalb Englands nirgends gedeihen wollte und die Völker, die ihn annahmen, nur zerrüttete. Die kluge und harte Verwaltung war das Gegen- und Ebenbild des Heeres und ergänzte sich vielfach aus diesem, das Heer selbst aber stellte die auf den Krieg übertragenen ländlichen Verhältnisse dar: was dort der Edelmann, der Schulze und die Bauern gewesen, wurde hier der Offizier, der Feldwebel und die Mannschaft, und die Tüchtigkeit der Zieten'schen Husaren stammte aus der Leiden-

schaft für die Jagd, mit der der Junker zu Pferde, begleitet von seinen Leuten und Hunden, durch Moore und Wälder das Wild verfolgt hatte. Der märkische Adel gab gern in Schlachten sein Blut hin, Reichthum konnte er dabei nicht sammeln, es weit und hoch bringen in den allermeisten Fällen auch nicht; dennoch erzog und bestimmte er seine Söhne wiederum für das Königliche Heer und die dort gewonnene gebieterische, verläßliche, gediegene Haltung bewährte er auch in bürgerlichen Aemtern. Ueber Allem aber, übergreifend und doch nahe, schwebte des Königs Majestät und hielt alle Stufen und Unterschiede zu einem einigen Individuum zusammen. Einst hatte der werdende Absolutismus den trotzigen Adel der Mark und die widerspenstigen Städte mit eiserner Strenge bändigen müssen, jetzt gelobte der Kleine wie der Große dem, der nicht bloß der Kriegsherr, sondern das Vaterland in Person war, im innersten Herzen unverbrüchliche Treue. Alle diese kernhaften Eigenschaften verbürgten dem Staate, in dem sie heimisch waren, Dauer und Größe — einen Dichtergenius, ein geistig und sinnlich allseitig ausgestattetes, in sich vollendetes Menschenbild konnten die Marken nicht hervorbringen — und auch Pommern und Preußen konnten es nicht und eben so wenig Bremen und Verden oder die mecklenburgischen Lande oder Holstein oder die übrige, nähere und fernere Umgebung. Im Süden war auch das schöne Oesterreich als unfruchtbar ausgeschlossen, so wie das Hochstift Salzburg und das Kurland Baiern, — nicht wegen der ursprünglichen Anlage der Bewohner, sondern weil ein blutig und fanatisch restaurirtes Priesterthum und die Erziehung des Jesuitismus ihre einst reiche Kraft ertödtet und sie der öden Glaubenseinheit und damit einer gedankenlosen Sinnlichkeit preisgegeben hatten.

Im sogenannten Reich aber herrschte Individualität. Hatte der preußische Staat über die nordische Ebene seine uniformen Linien gezogen, die Keiner überschreiten durfte, so wechselten

dort Berg und Thal, Weizen und Wein, kleine und große Herrschaften, weltliche Gebiete und geistliche Stifter, reichsunmittelbare Ritter und Städte, Münzen von verschiedenem Korn und Gepräge, neue und alte Rechte und Gewohnheiten, in bunter Mannigfaltigkeit. Nirgends gemessene Absicht, überall verschlungenes und verworrenes Wachsthum. Die schöne Zeit des ausgehenden Mittelalters und beginnenden sechszehnten Jahrhunderts war hier noch in zahlreichen Denkmälern, wohlerhaltenen und halbzerstörten, in Fresken und Teppichen und kunstreichem Silbergeräth, in vielen Einrichtungen, in Sitten und Sprichwörtern lebendig. Dazwischen machte sich auch die neue Geistesfreiheit geltend, aber harmlos und unbefangen, bald mehr bald minder, av den verschiedensten Stufen, und wer etwa Verfolgung zu fürchten hatte, der fand bald in emem Nachbarländchen auf einem Adels- oder Grafenschlosse, wo Candide und die Pücelle gelesen wurde, ja selbst am Hofe eines aufgeklärten Kirchenfürsten willkommene Zuflucht und sympathischen Empfang. Auch der Landstreicher entzog sich so den Behörden und ihren wohlweisen Geboten und Verboten, ebenso der Abenteurer und Schauspieler und lustige Musikant, der Jäger auf fremdem Grunde, der Quacksalber mit Tränken und Kräutern, der die Welt suchende Jüngling; die Grenze war überall nahe und die Polizei ungeschickt und eben so gemüthlich wie die übrigen Menschen — man lese in Buch 1, Kapitel 13 des Wilhelm Meister die treffende Schilderung ihrer Organe, des Amtmanns, Actuarius u. s. w., so wie des mehr lächerlichen als fürchterlichen Soldatenwesens. Der Beamtenstand lebte in lässiger Fröhlichkeit dahin, und unter den Aemtern gab es manche Sinekuren, deren Inhaber der Noth überhoben waren und Muße hatten, sich persönlich und menschlich auszubilden. Der Bürgersmann war nur halb bei der Arbeit und viel im Wirthshause und auch der Fleißige nahm sich Zeit und schaffte gemächlich an dem aufgegebenen

Werk; Bauer und Pfaffe tanzten und schmauchten, schrien und stampften an Kirmeßfesten; der Wein und seine heitere, mitunter auch wohl tragische Thorheit beherrschte das Leben. Verglichen mit dem schweigsamen, despotisch regierten Staate Friedrichs des Großen, wohnte hier eine lachende, plaudernde, gesellige Bevölkerung, in deren Haltung und Benehmen für den, der einen weitern Blick hatte, noch immer die altkeltische und altrömische Herkunft sich verrieth. Denn Art läßt nicht von Art, wie das Sprichwort sagt, und das Erbe der Ahnen geht ohne unser Wissen und Zuthun, eine Weile verborgen, dann wieder hervortretend, durch viele Geschlechter. Flachsköpfe fanden sich hier selten, braunes, ja dunkles Haar war das Gewöhnliche, aus den Augen sprach mehr die leicht erregte Einbildung, als der abwägende Verstand. Das Kinder- und Familienfest des Christbaumes war wenig bekannt, die Kartoffel nicht die Lieblingsfrucht, der Thee nur eine Art Arzenei bei Krankheiten, das Haus nicht so blank gescheuert, Frauen und Mädchen nicht so ängstlich ehrbar und züchtig, sondern leichter geschürzt; Niemand dachte mit Stolz an Hermann den Cherusker und den Teutoburger Wald und die angeblichen Barden und die angebliche Keuschheit jener Zeiten, wohl aber fand Jeder seine Freude an dem fröhlichen Herbst, an Feuerwerk, in katholischen Landen an Umgängen mit Fahnen und Lichtern, an Vermummung und bei dieser an den mitunterlaufenden Neckereien und losen Streichen. Das erfuhr der nachmalige Theaterdirektor Serlo, da er als umherstreifender Possenspieler ins nördliche Deutschland verschlagen wurde, Wilhelm Meister 4, 18: „er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht: er konnte mit seinen Masken nichts mehr ausrichten; er mußte suchen auf Herz und Gemüth zu wirken." Bildung und Wissen war in der That hier geringer als im Norden, die literarischen

Streitigkeiten, die drei Einheiten des Dramas keine Angelegenheit des Publikums; die junge Welt wurde nicht nach der Mechanik philologischer Methode in Gymnasien und Fürstenschulen erzogen; es gab keinen Unterricht im Deutschen und so schwätzte Alt und Jung in einer Sprache, deren konkreten Reichthum der Gelehrte beneiden mußte, meist in oberdeutscher Mundart, in Worten und Wendungen, wie sie von den Vätern überkommen und vom Gefühl unmittelbar eingegeben waren. Neugierig und redselig liefen die Leute gern einander in die Häuser, um zu erzählen und zu erfahren, was vorgefallen, und Spazierengehen war die allgemeine Leidenschaft; so hatte der Pfarrer in Hermann und Dorothea auf den Wegen um Straßburg den Wagen gelenkt

„mitten durch Schaaren des Volks, das von Spazieren den Tag lebt",

und so heißt es auch in Wahrheit und Dichtung, Buch 9: „die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger und sie haben wohl Recht es zu sein. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern, lustigen Völkchen genossen", und in der Recension von Arnolds Pfingstmontag wird den Menschen dort „das grenzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid" halb tadelnd halb lobend vorgehalten. Dem Kaiser, obgleich man ihn selten sah, trug Alles ein warmes Herz voll Ehrfurcht entgegen; Friedrich der Große wurde von Vielen bewundert; jedoch nur als Einzelner, als Held; sein Land Preußen war zu fern und zu fremd und die Art, wie es dort herging, erregte seit Friedrich Wilhelm des ersten Regimente nur Schauder, der denn durch fabelhafte Erzählungen noch verstärkt wurde. Nicht verhaßt, sondern eher beliebt waren dagegen die französischen Nachbaren und der

Spruch des lustigen Gesellen in Auerbachs Keller: „ein ächter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden“ — galt nicht für diese Gegenden. Paris war dort im Gegentheil der Centralkörper, von dem das Licht ausging und dessen Anziehung fühlbar war: wer die Sitten einer Stadt loben wollte, der sagte, „es ist ein klein Paris“ und noch der Richter in Hermann und Dorothea nennt Paris „die Hauptstadt der Welt“,

die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente.

Der Verkehr mit Frankreich hatte sich hier immer lebhaft erhalten; „Kleidung und Betragen der Eiwohner (von Zweibrücken), besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte“ (Wahrheit und Dichtung, Buch 10). Die Häuser in den Städten zeigten französische Bauart („Alles was Gutes dieser Art [in Frankfurt] sich findet, ist aus Frankreich hergenommen“, aus einer Reise in die Schweiz, 18. August 1797), und die französiche Revolution fand lauten Wiederhall, ja Nachahmung (ebenda, 19. August). Die darauf folgende Herrschaft Napoleons ward nicht als unerträgliches Joch empfunden: die Unterthanen der Fürsten des Rheinbundes klagten wohl im Stillen über die ewigen Kriege und die vielen Opfer an Gut und Blut, freuten sich aber der neuen Gesetze und des leichteren Verkehrs und Erwerbes und hätten noch lange so fortgelebt und sich mit der herrschenden Nation, deren joviales Temperament dem ihrigen glich, in Zufriedenheit abgefunden — wenn nicht, ehe die neue Gestalt der Dinge sich befestigen konnte, die Empörung von Nordosten das Reich des Fremden umgeworfen und auch ihnen ein anderes Schicksal bereitet hätte.

Daß nun Menschen dieser Art, in diesem Zustande, das sichtlich dem Untergange geweihte deutsche Volk nicht retten konnten, erhellt von selbst: die Auflösung Deutschlands als

solchen zu verhüten, konnte allein dem härteren Geschlecht gelingen, das von der Elbe bis jenseits der Weichsel wohnte. Aber es wußte nur die Form, das Dasein zu bringen: der ersteren den humanen, idealen Inhalt zu geben, das letztere zu einem der ganzen Menschheit theuren, der Erhaltung würdigen zu machen — dies war die Bestimmung des Südens und Westens. Beides aber, abwechselnd und zusammenwirkend, hat in trüben und heitern Tagen die deutsche Nation weitergeführt; wenn sie, wie in den Jahren 1806—1813, dem sichern Tode verfallen schien, dann erhielt sie sich als Ganzes durch den gemeinsamen Besitz ihrer hochdeutschen Sprache, ihrer unvergleichlichen Dichtung und der aus dieser hervorgegangenen Wissenschaft; und wenn diese allein ein zu flüchtiges Wesen war, sie dauernd zusammenzuhalten, dann trat der Krieger und Vogt des Nordens ein und gab ihr Bestand und Wirklichkeit. Preußen hat nach einem oft wiederholten Worte das Schicksal Polens von Deutschland abgewandt, die deutsche Literatur aber hat das deutsche Oesterreich zurückerobert und es wieder zu einem wesentichen Gliede des geistigen und nationalen Organismus gemacht.

Goethe selbst — um endlich auf den Mann zu kommen, den wir bei allem Obigen im Sinne gehabt — fühlte sich immer als Kind seiner Heimath, als fremd im Norden. Wie fror es ihn in Thüringen, wie preist er den milden Himmel am Main und Rhein, die Fülle der Gaben, die Früchte, die Trauben! Zwar in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Weimar, wo er sich aus der Enge bürgerlicher Begriffe und des Vaterhauses in eine freiere Welt, an den Hof, in Staatsgeschäfte versetzt sah, auch das Werk sittlicher Selbsterziehung schon begonnen hatte — da äußert sich das Unbehagen an dem rauheren, ärmeren Lande noch nicht alsogleich: der Jüngling spürt Wetter und Jahreszeit um sich nicht —

In meinen Adern welches Feuer,
In meinem Herzen welche Glut!

— ja es freut ihn, den Schauern der Nacht, dem Sturm, dem Regen zu begegnen (Wanderers Sturmlied, Rastlose Liebe) und in Entbehrungen und Mühsalen den Ueberdrang der Kräfte hinzugeben. Bald aber stört ihn das Mißverhältniß der Umgebung und seines Innern; er leidet unter der bleicheren Sonne, der grauen Aussicht, dem dürftigen Wachsthum, und seine Klagen darüber werden immer häufiger, immer bitterer. Er fühlt sich in der Verbannung, und das Bild seines Vaterlandes, wie er es nennt, trägt fast idealische Farben. Als er, schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, Wahrheit und Dichtung schrieb, nimmt seine Darstellung jedesmal, wenn er auf den Boden, auf dem er geboren und erzogen war, zu reden kommt, eine fühlbare Wärme an. Schon in den ersten Jugendjahren — berichtet er —, da er noch eingehüllt und halb ein Knabe in dem altklugen Leipzig wegen der unmittelbaren Naturfülle, die aus ihm sprach, verspottet wurde, ergriff ihn bei einem Besuch in Dresden ein Bild von Schwanefeld am meisten, „denn“, heißt es, „Landschaften, die mich an den schönen, heitern Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbidung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.“ Und weiter, da er erzählt, wie er aus Sachsen in das Elsaß versetzt worden — wie preist er „das herrliche Land, immer dasselbe und immer neu!“ Er überschaut es gleich nach seiner Ankunft in Straßburg von der Plattform des Münsterthurmes, er sieht es vom Odilienberge vor sich liegen, und das Gefühl, das ihn bei diesem Anblick bewegte, theilt noch der bejahrte Biograph nach so langer Zeit und sucht es in gelassenen Worten wiederzugeben. Und als nun die Liebe das junge Herz ergriff — wie empfand es doppelt die Gegenwart des Naturparadieses, das für die leichte Bemühung glücklicher Menschen wie bestimmt und vorbereitet schien! Er war

erst einmal in Sessenheim gewesen und schon meldet er unmittelbar darauf einer Freundin (D. j. G. 1, 244): „die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung.“ „Man durfte sich nur,“ so führt dies Wahrheit und Dichtung weiter aus, „der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge, bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen, himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet. Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor.“ Zu dieser Natur gesellte sich dann die reiche Geschichte des Landes, die überall aufsteigenden silbernen Gestalten der Vorwelt, zum Himmel strebende Thürme, steinernes Bildwerk, halb im Boden verborgenes Gemäuer, bemooste Grabsteine, erloschene Inschriften, die bis zu den Jahrhunderten deutscher Macht und Herrlichkeit, von da bis zur römischen, ja bis zur keltischen Zeit hinaufgingen — worüber wir nur die eine von Schöpflin, dem Verfasser der Alsatia illustrata, handelnde Stelle anführen: „er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen

geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehen. Im Badenschen geboren, in Basel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradiesischen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten, wohlgelegenen Vaterlande." Wie Schöpflin, so war auch dem Dichter Johann Peter Hebel die gleiche Gunst zu Theil geworden, Recension der allemannischen Gedichte: „er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen." Dichterischer aber und seelenvoller als alle obigen Aussagen, weil in frühere Zeit fallend, ist der Bericht an Frau v. Stein über ihres Freundes Wanderung unter der „väterlichen Sonne" und sein sich daran knüpfendes inneres Schicksal, 25. September 1779: „eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Athem durchs ganze Land, Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich: man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen: Mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre." Den 28. September: „ich kann nur zuerst die himmlischen Wolken preisen und verherrlichen, die bisher noch, wie ein Baldachin am Feiertage, über uns schwebten und sich als Freunde und Führer unseres Unternehmens

bekannten.“ „Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen.“ Zwei Jahre vorher, im November 1777, war ihm die Aeußerung entschlüpft (in Weimar, nach zweijährigem Aufenthalt daselbst, an Frau v. Stein): „hernach fand ich, daß es das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie mans den Linden thut: man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen, sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da.“ Und in der That, Faust und Egmont und die andern Zweige verdorrten und mit ihnen die Unbefangenheit der offenen Seele, die unbedachte Rede, die sorglose Thorheit fröhlicher Jugend. Der neue Trieb brachte Iphigenie und die Hymnen und Elpenor, und die Anfänge von Wilhelm Meister und von Tasso; der Dichter streift durch die rauhen Bergwälder, sitzt unter dem Schirm von Tannenreisern oder an der Felswand in tiefer Höhle, indeß der Regen niederrieselt und die Thäler dampfen, ersteigt den Brocken auf grundlosen Wegen, schwärmt auf der Wartburg im Nebel des Mondes und in der Frische der bewegten Lüfte, — aber allmählich wendet er sich ab und ihn überkommt immer tiefer die Sehnsucht nach der Gunst eines sommerlichen Himmels und einer weicheren Landschaft. Schon im April des Jahres 1780 schreibt er in sein Tagebuch: „auch leid ich viel vom bösen Klima,“ und das Jahr darauf an Merk: „ich lebe in meinem Wesen fort, behelfe mich oft und dann gehts wieder einmal. Das Klima ist abscheulich und ich bin ein bestimmtes Barometer,“*) und ganz ähnlich an Frau v. Stein am 18. Januar 1781: „da ich mit

*) Merk selbst dachte eben so und forderte Wieland auf, er möge doch aus Weimar lieber nach Mannheim ziehen und dieses rauhe Land verlassen, „wo kein Wein wächst, das Wasser nichts taugt und Eurus und Boreas sich acht Moncte vom Jahr so unnütz machen als möglich.“

dem Wetter stimme und traurig bin, nehme ich Alles von der ominösen Seite" und am 28. März: „wenn wir in einem bessern Klima wohnten, so wäre viel anders: ich bin das decidirteste Barometer, das existirt." »Je me plains amèrement du climat si tristement pauvre,« heißt es in einem seiner französischen Briefe vom Jahre 1784 aus Braunschweig. Im November des folgenden Jahres reitet er nach Gotha, um ein Bild zu sehen, das Tischbein in Rom gemalt hat, und fügt hinzu: „der Anblick dieses jenseits der Alpen gefertigten Werkes wird mich auch auf den thüringischen Winter stärken helfen." Er bedauert im Januar 1786 seine Operette Scherz, List und Rache, „wie man ein Kind bedauern kann, das von einem Negerweib in der Sklaverei geboren werden soll. Unter diesem ehernen Himmel!" Dafür, als er noch im Herbst desselben Jahres dem Süden zueilt, welch tief empfundene Seligkeit verbirgt sich unter den zurückhaltenden Worten seiner Aufzeichnungen und Briefe! Kaum von Karlsbad fort, erinnert er sich in Eger, daß dieser Ort dieselbe Polhöhe habe wie seine Vaterstadt, und es freut ihn, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem fünfzigsten Grade zu Mittag zu essen. Dann in Tirol bekennt er, seine Reise sei nur eine Flucht gewesen vor allen den Unbilden, die er unter dem einundfünfzigsten Grade erlitten. Noch ist er nicht über die italienische Grenze, und schon ruft er: „alles hat hier schon mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott." „Und nun, wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich lasse mirs gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Walfischfange zurückkäme. Auch der vaterländische Staub, der manchmal den

Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt."*) „Wenn mein Entzücken hierüber Jemand vernähme, der im Süden wohnte, vom Süden herkäme, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, so lange, als ich unter einem bösen Himmel dulde! Und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immerfort genießen sollten." Auf dem Verdeck des Schiffes zwischen Venedig und Ferrara, 16. October 1786: „ich bin nun in den fünfundvierzigsten Grad wirklich eingetreten und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt ich Alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Sein!" Auch Faust und Mephistopheles zogen in den Süden und vielleicht bezieht sich der schöne Vers in den Paralipomenen auf diese Reise des Dichters selbst, denn jung war er noch, viel jünger als zur Zeit der klassischen Walpurgisnacht:

Warmes Lüftchen, weh heran,
Wehe uns entgegen,
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen —

und aus Rom selbst schreibt er ähnlich, den 6. September 1787: „alles geht mir leicht von der Hand und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen." Nach der Rückkehr aus Italien beginnt sogleich das alte Wehe von Neuem. „Der trübe Himmel verschlingt alle Farben," äußert er schon im Juli, und bald darauf im August: „ich fürchte mich der-

*) W. O. D. Alleben:

Staub, den hab ich längst entbehret
In dem stets umhüllten Norden,
Aber in dem heißen Süden
Ist er mir genugsam worden.

gestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich." Zu derselben Zeit schreibt er an Herder nach Italien: „das Wetter ist immer sehr betrübt und ertödtet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat — wie kann man leben?" und gleich darauf: „übrigens drücken wir uns unter dem cimmerischen Himmel, der unglaublich auf mich lastet. Alles wollte ich gern übertragen, wenn es nur immer heiter wäre.*) Noch im folgenden Sommer, wo in seinem Hause schon die antik-heitere Stimmung herrschte, die in den Römischen Elegien ihren Ausdruck fand, kann er in dem letzten seiner Briefe an die frühere Geliebte die alte Klage nicht unterdrücken: „ich hoffe in meiner hiesigen Lage auszuhalten, obgleich das Klima schon wieder mich angreift und mich früher oder später zu manchem Guten untüchtig machen wird." Allbekannt ist die Stelle aus den eben genannten Römischen Elegien:

*) Auch Schiller, der in dem Stolze des Denkers sich der Natur mehr gegenüber hielt, als sich ihr hingab, schreibt doch an Lotte: „daß wir doch auf diesen schlechten Theil des Globus verbannt sind, wenn Andere, die es nicht werth sind, unter einem schönen lachenden Himmel leben! Es thut mir oft wehe, daß mir und meinen Freunden, deren schöne Seele sich unter einem lieblicheren Klima so viel reicher und schöner entfaltet haben würde, ein so schlechtes Loos gefallen ist. Man kommt nur einmal auf die Erde und soll gerade mit dem dürftigsten Platz auf ihr vorlieb nehmen!" Und später: „in Mannheim würde ich Euch auch recht gern sehen, es ist ein lieblicher Himmel und eine freundlichere Erde — die ich alsdann erst mit Freuden betreten würde." Anders empfanden die Nordländer Klopstock und Claudius: der Erstere spürte nichts von der Anziehungskraft Karlsruhes und Rastatts und kehrte dem gütigen Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach ohne Abschied den Rücken, der Andere war glücklich, da er Darmstadt und die dortige zu „feine Luft" wieder verlassen und sich in Wandsbeck mit seinem Bauermädchen in der gewohnten kleinen Umgebung einrichten und, wenn es Sommer war, unter Stachelbeersträuchen im Grase wälzen oder im Winter Schlittschuh laufen konnte.

O wie fühl ich in Rom mich so froh, gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag u. s. w.

weniger die ähnliche aus der Metamorphose der Pflanzen, Schicksal der Handschrift: „Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung“ (statt Freunde lies: Frau von Stein und statt Deutschland: Herzogthum Weimar-Eisenach). Noch viel weniger konnte es ihn locken, noch weiter nach Norden, in die Gegend von Eutin, zu ziehen, unter „einen Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuthen“ (Recension der Gedichte von Voß), oder die Scheu vor den Sumpf- und Wassernestern“ bei Hamburg zu überwinden (an Jacobi 12. Juni 1796) und seine menschliche und dichterische Freiheit von conventioneller Sittlichkeit beschränken zu lassen (Annalen 1795), oder das Harzgebirge dem schönen Heidelberg vorzuziehen (aus einer Reise in die Schweiz, 26. August 1797: „doch ich kehre vom rauhen Harz in diese heitere Gegend — nach Heidelberg — gern und geschwind zurück“), oder endlich die sandige Mark zu betreten, wo Alles, was vegetiret, schon getrocknet aufkeimt. Zwar auf der zweiten italienischen Reise 1790 sieht er mit Mißmuth auf alles Italienische und sehnt sich von da weg, nach Hause — aber der Grund ist leicht zu errathen: er hat der einzigen Freude des Lebens den Rücken gewandt, die Geliebte ist daheim geblieben, sein Geist ruht ihr im Schoß und nur der Körper ist auf Reisen (s. das dritte und vierte venetianische Epigramm). Und an den Herzog schrieb er damals, 3. April 1790: „übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödtlicher Stoß versetzt wird. Nicht, daß mir's in irgend einem Sinne

übel ergangen wäre, wie wollt es auch? aber die erste Blüte der Neigung und Neugierde ist abgefallen und ich bin doch auf oder ab ein wenig Schmelfungischer geworden."*) Einige Jahre später aber plante er eine dritte Reise nach Italien, die durch den Krieg verhindert wurde, und schrieb bald darauf nach Betrachtung eines Bildes von Angelika Kauffmann der Künstlerin nach Rom: „wie sonderbar erschienen diese lebendigen himmlischen Gestalten (Amor und Psyche) in den formlosen nordischen Schneeflächen", und noch 1803 mit derbem Ausdruck an Schiller, 17. November: „wenn ich mit Fernow spreche, so ist mir's immer, als käme ich erst von Rom und fühle mich zu eigner Beschämung vornehmer, als in der so viele Jahre nun geduldeten Niedertracht nordischer Umgebung, der man sich auch mehr oder weniger assimilirt." Besonders aber, daß die Traube in Thüringen und nordwärts davon nicht mehr reift, stimmt ihn von jeher mißmuthig. „Que de raisins ne t'enverrais-je pas si nous étions sur les bords du Mein", schreibt er im September 1784 aus Braunschweig. Im October 1792 aus den Unbilden des französischen Feldzuges heimkehrend, freut er sich bei dem alten Trier, dem Sitz des gesegneten Erzstiftes, und sonst im Thal der Mosel wieder Weinberge zu sehen: sie erweckten in ihm ein „Gefühl von Wohlfahrt und Behagen, welches in den Weinländern in der Luft zu schweben scheint." Noch im Jahre 1814 brachte der bereits 65jährige Greis aus dem Rheingau den anmuthigen Aufsatz Sankt-Rochusfest in Bingen mit, wo das Lob des Weines nicht vergessen ist. Und dann das Fest der Traubenlese im Herbst, das schon die alten Dichter und Künstler so oft geschildert haben, unter ihnen der Vater Homerus, der es, zugleich ein Sänger und ein Bildner, auf dem Schilde des Achilleus dargestellt schaute, — der bacchische

*) Smelfungus und Mundungus sind die beiden Alles tadelnden, mit Allem unzufriedenen Touristen in Yoriks Empfindsamer Reise.

Taumel, die stampfende Lust, Messer und Körbe, Knaben und Mädchen, die Cither und der Kranz — auch die den antiken Chören und Masken, dem Thyrsos und der Pauke von den Neuern hinzugefügten Spiele für Aug und Ohr, das Feuerwerk die dunklen späten Abende hindurch, die gen Himmel fahrenden Garben, die dröhnenden Mörser und knallenden Büchsen in Nähe und Ferne — dies schönste aller Feste blieb dem Dichter auch im vorgerückteren Alter immer gegenwärtig. So schwebt es der Mutter in Hermann und Dorothea vor:

Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend,
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen und so der Ernten schönste geehrt wird —

und so auch in Wahrheit und Dichtung (gegen Ende des 4. Buches): „nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja es ist keine Frage, daß wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freieren Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter diese Feier gern so lange als möglich ausdehnen möchte.“ Auch Erntefeste mit ihrem goldenen Segen sind poetisch und auch durch den Mythus geheiligt, aber sie verhalten sich zur Traubenlese, wie das Brod, das sättigt, zu dem Wein, der begeistert. Wenn sich Johann Heinrich Voß durch die nützliche Frucht der Kartoffel, aus der ein starker Spiritus gebrannt wird und die auch zur Mast der Schweine dient, zu einem

Ernteliede und andern gemüthlichen Reimen begeistern ließ, so erkennen wir darin seine Heimath und die Art Poesie, die auf diesem Boden und unter der Hand dieser treuen, kräftigen und verständigen Menschen möglich ist und gedeiht.

Wie die Rebenzucht an die Mosel und in die Pfalz durch die Römer, in den Rheingau wohl erst aus dem Frankenreiche gekommen war, so ist auch dem Dichter, dem Kinde jener Gegend und dankbaren Empfänger ihrer Gaben, eine nachsichtige Vorliebe für die romanischen Nachbarn angeboren. Der Haß gegen wälsche alamodische Zierlichkeit und gallische Frieseure und Tanzmeister, wie er von Alters her bei den Niedersachsen herrschte, der Abscheu vor italienischem Schmutz und Ungeziefer, wie ihn der Amsterdamer oder Hamburger Handelsherr empfand, wenn ihn sein Schiff nach Genua oder Livorno brachte, — Beides ist ihm unbekannt. Er ertrug die napoleonische Herrschaft nicht unwilliger, als seine Landsleute von Köln bis Basel, die dem Kaiser zujubelten, und das Befreiungsjahr 1813 erregte ihn nicht lebhafter, als die Deutschen im Süden vom Inn bis zur Isar und von da bis zum Neckar, die sich erst verwunderten, dann wirklich ins Feld rückten, aber weniger aus Herzenstrieb, als um des Vortheils willen. Den Truppen des Rheinbundes, also Deutschen aus Süd und West, kostete es nichts, im Jahre 1813 Lützows Freischaar verrätherisch zu überfallen und sie fast aufzureiben. „Wie hätte ich," sagte Goethe zu Eckermann, „ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation (die französische) hassen können, die zu den kultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte." Ganz ähnlich hatte schon Wilhelm Meister, 5, 16 ausgerufen: „wie kann man der französischen Sprache feind sein, der man den größten Theil seiner Bildung schuldig ist und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann." Als A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Literatur das Werk

Lessings fortsetzte und auch Molière bei der Messung zu klein fand, da verdroß es Goethe lebhaft und er äußert sich wiederholt mit Unwillen über den seinem Lieblingsdichter widerfahrenen Unglimpf. Und wie läßt er seinen Wilhelm Meister (Buch 3, Kapitel 8) Racines große Eigenschaften und würdige Umgebung preisen! Auch in Voltaire sah er nicht die Verkörperung des Bösen oder den Erbfeind alles Edlen und Heiligen: er genoß ihn und staunte ihn an, wenn er auch sein eigenes Dichtergemüth in ihm nicht wiederfand. Eben so wenig erschien ihm der Papismus so hassenswürdig, wie er in lutherischen Landen, sowohl den orthodoxen als den aufgeklärten, dem Volksgefühl sich darstellte. Ob der Pfarrer in Hermann und Dorothea ein katholischer oder ein protestantischer Geistlicher ist, und ob er Messe liest oder eine Predigt hält, das bleibt bei der hohen und freien Religiosität, die ihn in Thun und Reden leitet, unentschieden: doch könnte die Erwähnung des Tedeums, wo zur Orgel die Glocke tönt, und der Umstand, daß nirgends seiner Familie gedacht ist, mehr für das Erstere sprechen; hinwiederum ist er aber auch Mentor eines jungen Barons in Straßburg gewesen, also wie Lenz und Herder, und mit solchem Amt pflegt der lutherische Kandidat seine Laufbahn zu beginnen. In den Bildern deutschen Bürgerlebens im Faust herrschen katholische Kultusformen; Gretchen kniet vor dem Marienbilde und im Dome erschallt der erschütternde lateinische Hymnus Dies irae, dies illa, den einst ein italienischer Franciskaner im 13. Jahrhundert gedichtet. War doch auch zur Zeit Maximilians, deren Anklänge wie die eines fernen Jugendalters das ganze Gedicht durchziehen, der theologische Eifer noch nicht erwacht und statt seiner vielmehr die Wiedergeburt des Alterthums und die Wunder der spanischen Entdeckungen die beiden allgemeinen Anliegenheiten der Gelehrten und des Volkes. Erst im 19. Jahrhundert, um die Zeit, wo die romantischen Poeten, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner, auch wohl Tieck, dann die Maler in Rom

wie Veit, Overbeck und die Söhne Schadows, in den katholischen Mysterien Stärkung und Inhalt für ihr Unvermögen suchten, da verspottete er in einer Parabel die „neupoetischen Katholiken" und wollte im Jahre 1817, beim Jubelfeste der Reformation, in Kunst und Wissenschaft wie immer protestiren, besonders gegen die „neudeutsche religiös-patriotische Kunst".

Während seines zehnjährigen Aufenthalts in Weimar war Goethe nur einmal, auf der mit dem Herzog unternommenen Schweizerreise, nach Frankfurt und an den Rhein gekommen; er streifte viel in Thüringen umher, hatte den Harz zweimal besucht, war in Braunschweig und Kassel gewesen — aber niemals hatten ihn diese Ausflüge und Aufträge in die Stadt geführt, wo seine Mutter noch lebte. Auch auf der Rückreise aus Italien eilte er, den kleinen Umweg über Frankfurt meidend, graden Wegs nach Weimar, nachdem er der Mutter noch von Rom aus die Hoffnung des Wiedersehens benommen (an den Herzog, Rom 17. März 1788) — es lag dies an der zerrissenen Stimmung, dem Unfrieden, in den der Abschied von Rom sein Inneres versetzt hatte. Und auch nach dem Feldzug in der Champagne suchte er die Ruhe seines Hauses, bis ihn ein Geheiß des Herzogs nach Mainz berief. Seit dem Jahre 1785 pflegte er zur Kur nach Karlsbad zu gehen, zuweilen auch in eines der andern böhmischen Bäder: dort fand er den Weimarer Hof und die Hofgesellschaft wieder, mit all ihren ziemlich geistlosen Ergötzungen, auch reiche Wiener Jüdinnen, polnischen und österreichischen Adel mit feinen Umgangsformen und lockenden Frauen, die ihn schmeichelnd in ihre Mitte zogen, ja sich in ihn verliebten, wie er sich in sie; er las ihnen Bruchstücke aus seinen Werken vor: sie verstanden wohl wenig davon, äußerten aber Beifall, wie es die Sitte verlangt; im Uebrigen belud er sich mit Steinen aus den böhmischen Gebirgen. Schade, daß die Aerzte es nicht angezeigt fanden, den alternden Mann alljährlich statt nach Karlsbad in eins der

3*

Taunusbäder, nach Wiesbaden oder Homburg oder auch nach Baden im Schwarzwald zu schicken: die Berührung mit der Mutter Erde hätte vielleicht die dichterische Kraft länger in ihm erhalten, und was der Weltmann in dem Umgang mit lustigen Wirthen und schalkhaften Schenkmädchen verloren hätte, das wäre der gestaltenden Phantasie und der reicheren, natürlicheren Rede zu Gute gekommen. Im Jahre 1792, als sein Oheim, der Schöff Textor, gestorben war, erhielt er die Anfrage, ob er in seiner Vaterstadt Rathsherr werden und also sich daselbst niederlassen wolle (s. Campagne in Frankreich, Trier, 29. October); er lehnte den Antrag ab (in einem höflichen, zum Vorzeigen eingerichteten Brief an die Mutter, bei Riemer, Mittheilungen, 2, 332) — wie anders, wenn vielleicht ein Umschwung in den Weimarer Verhältnissen und Gesinnungen ihn gezwungen hätte, der Aussicht zu folgen! Goethe als Rathsherr und danach vielleicht als Burgemeister in Frankfurt — diese Vorstellung hat für uns allerdings etwas Lächerliches, wie wenn wir uns Bismarck als Professor der Staatswissenschaften in Altdorf oder in Helmstädt denken sollten. Erst im Jahre 1814 finden wir den Dichter wieder am Rhein: es war eine für ihn ganz neu gewordene Welt, wie er an Knebel schreibt (Nr. 453). Er hatte eben in den beinahe vierzig Jahren, die er in Sachsen verbrachte, den Zusammenhang mit seinem eigentlichen Vaterlande verloren. Darum er ein Jahr drauf in einem Brief an Meyer aus Wiesbaden äußert: „manchmal kommt es mir denn doch wunderbar vor, daß ich meine Freunde und mich selbst hinter dem Thüringer Wald suchen muß, da man hier nur eine Viertelstunde Steigens bedarf, um in die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten zu sehen.“ Er befand sich ja unter Landsleuten, unter Menschen gleichen Blutes und Sinnes, die ihn beim halben Wort verstanden und er sie, in einer Natur, in der und für die er geboren war. In den Annalen zum Jahre 1811 bemerkt er: „Hebels allemannische Gedichte

gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden." Als Sulpiz Boisserée im Jahre 1816 nach Berlin gezogen werden sollte, schrieb ihm Goethe: „wer unter dem fünfzigsten Grade leben kann, verläßt seine Stelle nur leichtsinnig oder aus Noth!" Und an denselben am 17. April 1817: „daß ich mich am liebsten südwestwärts bewegte, davon sind Sie überzeugt. Auch bin ich in böhmischen Bädern, wohin mich die Aerzte haben wollen, außer aller Verbindung." Wenn ihm die altdeutsche Sammlung der Gebrüder Boisserée so große Freude bereitete, so wird an dieser Bekehrung die nieder- und oberrheinische Heimath jener Bilder wohl auch ihren Antheil gehabt haben. Im Jahre 1831 hatte er eine Zeichnung von dem alten holländischen Meister Sachtleben erworben, eine Rheinlandschaft darstellend; der Anblick erhielt ihn aufrecht, obgleich er sich wirklich unwürdig fühlte, das Bild anzusehen; der Künstler, fügt er hinzu, konnte den kümmerlich Beschauenden, inmitten der tristen Thüringischen Hügelberge, kaum erdulden. „Wischt ich mir aber die Augen und richtete mich auf, so war es dann freilich heiterer Tag wie vorher" (an Zelter Nr. 796). So ging dem 82jährigen Greise das Gefühl der Kindheit und Jugend, das Gefühl des mütterlichen Bodens wieder auf, das der Tag und das Leben dem Manne so oft zurückgedrängt oder übertönt hatte, und er weinte wie ein Kind, und die Rührung übermannte ihn.

Es war ein merkwürdiger, damals noch allen verborgener Moment in der politischen und Geistesgeschichte Deutschlands, als der Herzog im Mai des Jahres 1778 mit seinem Freunde und Führer Goethe in Berlin und Potsdam am Hofe Friedrichs des Großen erschien. Der Wunsch, Berlin zu sehen, den der Dichter vor zwei bis drei Jahren in einem Briefe an die Karschin hatte laut werden lassen, und in welchem sich zugleich die Sehnsucht nach größeren Verhältnissen ausdrückte: „vielleicht

peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich gern Lot und seine Hausgenossen mit Eurem Sodom wohl einmal grüßen möchte" —" dieser Wunsch war jetzt in Erfüllung gegangen. Der König beachtete das junge Genie nicht, auch die Generale, Staatsmänner und Hofleute ahnten kaum, was in ihm verborgen lag. Ihm seinerseits zeigte sich diese Welt als das Gegentheil dessen, was er für sich erstrebte: sein Individuum zu einem schönen Ganzen zu bilden und es harmonisch in sich zu vollenden. Er sah in dem Staate Friedrichs des Großen ein gewaltig arbeitendes Uhrwerk vor sich, dem jeder Einzelne bloß als Stift oder Rad an bestimmter Stelle, in bestimmter Verrichtung diente, ohne mehr sein zu können, noch sein zu wollen; grade indem die Tausende sich opferten, wurden die großen Wirkungen hervorgebracht, die die Welt in Erstaunen setzten. Da konnte der Dichter sich nicht geltend machen: der Schätze seines Innern hätte Niemand geachtet, sie hätten nirgends Verwendung gefunden. So trieb es ihn in sein Gemüth zurück: „die eisernen Reifen", klagt er in einem damaligen Briefe aus Berlin, „mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird," und zwei Tage vorher von demselben Orte: „sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich und die Stadt ließ ich in Krieg und Frieden wehrlos: nun fang ich auch an, die zu befestigen, wärs nur indeß gegen die leichten Truppen." Der achtundzwanzigjährige Natursohn aus dem Reiche, der schon die Iphigenie im Herzen trug, an der Tafel des Prinzen Heinrich, den klugen Praktikern und ihrem mathematischen Verstande gegenüber — welch ein Bild für einen Maler, der auf den Gesichtern den Grund der Seele zu spiegeln wüßte! König Friedrich schrieb nicht lange danach in französischer Sprache seinen Aufsatz über die deutsche Lite-

ratur, worin er sich wegwerfend über Götz von Berlichingen äußert — wie hätte der Brandenburger, dem der Gehorsam über alles ging, ein Drama schätzen können, dessen Idee gerade die Freiheit der Persönlichkeit gegen die feste Staatsordnung war, ein Drama zudem, das an der römischen, so zu sagen katholischen, deshalb auf immer unverbrüchlichen dramatischen Form, an dem aus einer langen Kultur hervorgegangenen Kanon ein barbarisches Sakrilegium beging? Goethe ließ sich herab, die Schrift des Königs zu widerlegen (Januar 1781) — leider ist diese Gegenrede nie ans Licht getreten. So waren beide Männer auch hierin Widersacher. Sie arbeiteten an demselben Werke, aber von entgegengesetzten Seiten, Jeder mit den seinem Stamm eigenen Kräften und Mitteln. Das neue Deutschland konnten beide nur vereint schaffen: was wäre die Einheit ohne die Seele, diese ohne das Gefäß gewesen? Mit Recht verachtete der König die als Soldaten verkleideten Reichstruppen, die bei Roßbach beim ersten Schusse wie Spreu zerstoben, und mit demselben Rechte belächelte Goethe die Musen und Grazien in der Mark und das Urtheil der Berliner Rationalisten und Pragmatisten, die an seine Werke den Maßstab ihres Alltagsverstandes legten.

Im Elsaß war es gewesen, wo der junge Genius zuerst seine Flügel entfaltete: dort ging ihm die wahre Ansicht der Welt auf, dort erklangen die ersten wirklich empfundenen Lieder von seinen Lippen, und dort empfing er die ersten Keime nachmaliger großer Schöpfungen, bis auf die Gestalt der Ottilie herab, diese lieblichste Blüte des Herbstes seiner Dichtung. Vom Elsaß aus begann er das Werk, durch ein Band höchster humaner Bildung die seit der Reformation zerfallene Nation zu vereinigen, — genau hundert Jahre vorher, ehe ein Nachkomme Friedrichs des Großen diese eminent deutsche Landschaft mit Heeresmacht dem Reiche wieder zuführte. Als Friedrich im Jahre 1786 starb, da fragte ein Bauer in Schwaben:

„wer soll nun die Welt regieren?“ In der That dauerte es achtzig Jahre ehe wieder Einer da war, der die Welt zu regieren verstand und dann auch das Elsaß wieder heimbrachte. Und als Goethe am 22. März 1832 starb, da datirte Börne von diesem Tage die Freiheit Deutschlands. Wirklich war damit eine Epoche geschlossen und es begann das jüdische Zeitalter, in dem wir jetzt leben. Wenn es auch achtzig Jahre dauert, dann würde es im Jahre 1912 seine Endschaft erreichen. Soll dann wieder ein Dichter auftreten, der sich zu Goethe verhielte, etwa wie in der Staatskunst Bismarck zu Friedrich dem Großen, dann wird er, wie wir glauben, kein geborner Märker oder Pommer, wohl aber vielleicht ein Elsasser sein.

Ein Blick auf Goethes späteres Verhältniß zu Berlin mag diese Betrachtungen beschließen. Daß dem jungen Rheinländer in seiner Sinnen- und Phantasiefülle die ganze Art dieser Stadt nicht gefiel, war natürlich und geht schon aus dem Obigen hervor — die Menschen dort waren Alle so absprechend, unliebenswürdig, aufklärerisch, bloßer Verstand! Wenn der Herzog, statt sein Ländchen durch humane Kultur aus seiner Niedrigkeit zu heben, eine preußisch-militärische Rolle spielen wollte und sich auf hohe Politik verlegte, überkam den Dichter tiefer Mißmuth und er versagte seinem Herrn mehr als einmal die geforderte Begleitung. Zwar in Braunschweig, wo nach Winken aus Potsdam am Fürstenbund gearbeitet werden sollte, stand er ihm als Berather zur Seite, aber als der Aufenthalt an diesem langweiligsten der Höfe überstanden war, ließ er den durchlauchtigen Abgesandten allein seinen Weg verfolgen und flüchtete sich in die Berge und von da nach Weimar. Auch nach der Rückkehr aus Italien nimmt er an des Herzogs Reisen nach Berlin keinen Theil, gewinnt aber erst in Schlesien, dann auf dem Feldzuge in Frankreich und vor Mainz eine nähere Anschauung des preußischen Heeres, wie es durch Friedrich den Großen und nach dessen Tode in der langen Friedenszeit ge-

worden war. In den letzten Jahren des Jahrhunderts, als das Doppelgestirn Schiller und Goethe mit unerhörtem Glanze am poetischen Himmel strahlte, verhielt sich Berlin noch immer stumpfsinnig und ablehnend, der dortige praktisch-moralische Empirismus wußte Alles besser und beide Dichter mußten die Berliner Kritik bald höhnisch, bald grob zurückweisen und züchtigen (Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen, von Fürst, Berlin 1850, S. 133 ff.). Eher noch fand Schiller, wegen des mehr rhetorischen und prächtigen Charakters seiner Dichtungen, Anerkennung in Berlin; ihm selbst und seiner Jungfrau von Orleans ward ein glänzender Triumph zu Theil, während Goethes „Natürliche Tochter“ ebendaselbst mit Zischen und Pochen empfangen und entlassen wurde. Auch in der bildenden Kunst stieß Goethes idealistische Klassik bei Schadow und in dessen ehrenfestem Kreise nur auf Gegnerschaft und Widerstand. So schien die Spannung zwischen Poesie und Prosa, Idealität und Rationalismus, Denken und That nur zuzunehmen, aber schon mit dem neuen Jahrhundert tauchen hie und da Symptome einer Umkehr auf. Hatten nicht einzelne Berliner Jüdinnen, mit feinerer Witterung begabt als die grobe Menge, in Goethe ihren Abgott, ihr Höchstes gefunden? War nicht Ludwig Tieck, der in seinem Zerbino von den vier heiligen Meistern, Shakespeare, Cervantes, Dante und Goethe, gesungen hatte, auch ein Berliner? Auch an Zelter hatte Goethe allmählich, besonders nach Schillers Tode, einen Freund gefunden, der, ein offener Kopf, treu und derb, von handwerksmäßig gesundem Urtheil, die bessern Seiten der Berliner Volksnatur in sich verkörperte und den Einsamen in Weimar durch häufige Schilderung des bewegteren Lebens in der nordischen Hauptstadt erquickte. Zwar der Zusammensturz des preußischen Staates im Jahre 1806, der wie ein hohler Baum dem ersten Windstoß erlag, mußte den Prozeß der Annäherung für eine Reihe Jahre unterbrechen; der Widerwille gegen Preußen, dessen

Größe, wie das genannte Jahr ergab, nur eine scheinbare gewesen war, befestigte sich in demselben Maaße, wie die Bewunderung für Napoleons Genie und Thaten stieg. Im Oktober 1809 schrieb der Dichter seinem Berliner Freunde: „ich treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein Paar Oertchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten" — und im Jahre 1813 glaubte er nicht an Preußens Auferstehung und konnte seine heftige Entrüstung nicht bergen, wenn feurige Patrioten in Siegeshoffnungen schwelgten. Als nun aber das Unglaubliche geschehen, der Heros niedergeworfen und gefangen, Preußen kräftiger als vormals wiederhergestellt war — da knüpften sich die abgerissenen Fäden leise wieder an und alles, was von Jahr zu Jahr in Berlin vorging, war geeignet die Abstoßung in Anziehung zu verwandeln. Die Frivolität und gemeine Gescheidtheit der berüchtigten Berliner schien in Ehrfurcht vor der Größe des Dichters, in Begeisterung für seine Schöpfungen übergegangen, die Theater feierten ihn, ein mit dem Hofe verwandter Fürst hatte den Faust componirt und das Drama selbst sollte von den königlichen Prinzen in erlesenem Kreise aufgeführt werden. Auch die Kunst in allen ihren Zweigen wandelte jetzt in Goethes Bahnen. Der alte Schadow hattte sich zu ihm bekehrt, in Schinkel war ein Hellene aufgetreten, der den Nazarenern den Rücken kehrte und sich zu Goethes „geläuterter Sinnlichkeit" bekannte, Rauch modellirte des Dichters Brustbild, mit dem dieser „sehr zufrieden" war. Schon im Jahre 1806 hatte er mit Schinkel, dem Landsmann Winckelmanns, „angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht" (an Zelter Nr. 251), dann wiederum in Jena 1820 und bei der Rückkehr aus Italien 1824, wo „ein Mann wie Schinkel, der in der Kunst so hoch steht," ihm einen hellen Blick über das neue Italien gewährte (an Zelter Nr. 436). Auch zu Rauch fand sich der Dichter

mit den Jahren immer mehr hingezogen. An Zelter, 2. Juli 1829: „Rauch hat uns einen gar glücklichen Tag geschenkt und uns durch seine Mittheilungen in die Berliner Trunkenheit mit fortgerissen" und vom 19. desselben Monats: „Professor Rauch war einen Tag bei uns und nach seiner alten Weise anmuthig, heiter und thätig." Nicht so einfach lag Goethes Verhältniß zu Hegel und dessen sich immer mehr, erst in Berlin, dann in ganz Deutschland ausbreitenden Anhängerschaft. Daß die Schule seiner Farbenlehre geneigt war, mußte den Dichter, der auf diese Theorie mehr hielt als auf Alles, was er sonst geleistet hatte, günstig stimmen. Dazu kam, daß Schellings und Hegels Philosophie eigentlich eine und dieselbe und nur in der Methode verschieden war, Goethe aber schon seit dem Anfang des Jahrhunderts offen und ohne Vorbehalt Schellings Lehre beipflichtete. Aber als Hegel berühmt wurde, war der Dichter ein hochbetagter Greis und konnte sich unmöglich der neuen schwierigen Terminologie mehr bemächtigen und die rauhe scholastische Schale, unter welcher der speculative Gedankengehalt verborgen lag, durchbrechen. Indeß, auch Hegel war ein Schwabe, nach Gemüth und Geistesform ein Süddeutscher, wie Goethe auch, und wenn beide Männer zusammenkamen und Hegel ihm seine Ideen mündlich vortrug, leuchteten diese dem greisen Jünger wohl ein, und er rühmte, wie er dadurch bereichert worden sei. Schon im Mai 1824 hatte er dem Philosophen geschrieben: „möge Alles, was ich noch zu leisten fähig bin, sich immer an dasjenige anschließen, was Sie gegründet haben und auferbauen. Erhalten Sie mir eine so schöne, längst herkömmliche Neigung und bleiben überzeugt, daß ich mich derselben als einer der schönsten Blüthen meines immer mehr und mehr sich entwickelnden Seelenfrühlings zu erfreuen durchaus Ursache finde." Als ein junger Maler eine Gallerie von Porträts der berühmtesten Männer der Zeit anlegen und mit Goethe den Anfang machen wollte, soll dieser geantwortet

haben: Ehre dem Ehre gebührt, malen Sie erst den Hegel in Berlin! (Goethe-Jahrbuch 5, 426.) Ja, wie er einst zur Zeit Schillers hin und wieder kantische Formeln gebraucht und z. B. Vernunft und Verstand hatte unterscheiden lernen, so hielt er jetzt in Weise Hegels die beiden Begriffe Wahrheit und Wirklichkeit auseinander: „seine Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit" (10. April 1829, wenn Eckermann seine Worte genau wiedergegeben hat). Zu Kant war er nur durch eine Art Anbequemung gelangt, aber mit Hegel verband ihn im Grunde eine tiefe Sympathie, und wenn er das Leben im Ganzen überblickte und von sich aussagte (an Schiller, 17. Mai 1797): „die Fratze des Parteigeistes ist mir mehr zuwider als irgend eine andere Carrikatur," so sah auch die neue Philosophie in dem Abstracten und Einseitigen, in jenem Denken, das sich immer nur an ein Moment hält und nur verstandesmäßig zu trennen weiß, den durch alle Paragraphen zu verfolgenden logischen Feind.

Da nun solchergestalt die Beziehungen zu der sichtlich werdenden und wachsenden, immer mehr die Zügel der geistigen Herrschaft über Deutschland ergreifenden Hauptstadt vielfältige wurden — und wir haben im Obigen nur eine Auswahl getroffen —, so mußte oft der Wunsch aufsteigen, den Dichter selbst in Berlin zu sehen und ihn dort nach Gebühr zu feiern und zu ehren. Im Jahre 1816 hatte ihm der Fürst Radziwill eine Einladung zukommen lassen und er erwidert (an Zelter Nr. 246): „dergleichen Expeditionen werden mir immer unmöglicher. Ich würde nur mir selbst und Andern zur Last fallen. Mein Befinden verlangt die größte Gleichheit im Leben und Genießen." Das Jahr darauf aber schreibt er etwas weniger kategorisch (an Zelter Nr. 297): „Manchmal kommt mir vor, daß eine solche Reise (nach Berlin) räthlich und thunlich sei, dann aber verändert sich auf einmal die Ansicht und ich sehe doch nicht recht, wo am Ende der Entschluß her-

kommen soll. Am besten ists, darüber gar nicht zu denken, sondern die Charwoche herankommen zu lassen und abzuwarten, ob das Graunsche Oratorium zuletzt die Wagschale niederzieht." Im Mai des Jahres 1820 war der Faust endlich bei Hofe aufgeführt worden, zur höchsten Zufriedenheit Aller und auch des Königs, und Zelter hatte geschrieben: „hier ist anjetzt von nichts weiter die Rede, als wie es zu machen, Dich nach Berlin zu zaubern" u. s. w. Darauf erwidert der Dichter: „soll ich aber nun nach Berlin denken, so macht mirs eine traurige Empfindung, daß ich des Guten, was mir dort zu Theil werden sollte, mich nicht erfreuen darf." Er hatte das siebzigste Jahr überschritten, war der Ruhe, der Stille bedürftig. Das Gewühl und Geräusch der Hauptstadt, der Weihrauch der Anbeter und Anbeterinnen, die Ehren bei Hofe, der Zudrang künstlerischer, theatralischer, literarischer Eindrücke, das Bewußtsein, der Zielpunkt aller Blicke zu sein, und die immerwährende Nöthigung, sich demgemäß zu halten und darzustellen — dies Alles bildete eine Kette von Anstrengungen, denen er sich nicht mehr gewachsen fühlte. Konnte es ihm nicht gehen wie einst Voltaire der auch vielleicht noch manches Jahr in Ferney gelebt hätte, wenn er nicht in Paris unter Rosen erstickt worden wäre? Auf einer Badereise, wie er sie diesen Sommer gewagt und unternommen hatte, war ihm Alles geglückt, weil jeder Augenblick von ihm abhing: „ich konnte bis ans Ende meiner Kräfte gehen und zuletzt rechts, links wenden oder auch umkehren. Wie ist dies in einem so großen complicirten Zustande (in Berlin) denkbar?" (an Zelter Nr. 347). Auch die Entfernung, die Weimar von Berlin trennte, mußte in Anschlag kommen. Im Jahr 1803, wo der Dichter noch beweglicher war, schreibt er (an Zelter, 10. März): „Die Wichtigkeit des alten sprichwörtlichen Rathes: gehe vor die rechte Schmiede, ist mir früh einleuchtend gewesen, aber was hilft die Einsicht, wenn die Schmiede (Berlin) so weit liegt, daß man mit seinem Geschirr sie nicht

erreichen kann?" Wir fahren jetzt mit dem Schnellzuge in fünf Stunden von Weimar nach Berlin und umgekehrt, damals aber gingen die Briefe zwischen beiden Orten zwei bis drei Tage, je nach der Jahreszeit und dem Zustand der Landstraßen (Zelters letzter Brief war an Goethes Sterbetage, den 22. März, geschrieben und lief am 26. März, an dessen Begräbnißtäge, ein), und der Reisende, wenn er die Nacht ruhen wollte und nicht grade Eile hatte, brauchte wohl das Doppelte an Zeit. Wir machen jetzt eben so leicht oder noch leichter einen Ausflug nach Petersburg, als vor der Epoche der Chausseen und Eilposten von Weimar nach Berlin. Und wir sitzen bequem auf Polstern, in einem Wagen, dessen sanftes Rollen wir kaum spüren, ein Buch lesend oder nach Belieben schlummernd; für Essen und Trinken und jedes Naturbedürfniß ist gesorgt; die Ordnung und technische Voraussicht überhebt uns bei Abfahrt und Ankunft aller kleinen und großen Mühen. Wie leicht hätte der Dichter, wenn er um fünfzig Jahre später geboren worden wäre, auf telegraphische Einladung einem Berliner Feste, der Aufführung eines seiner Dramen beiwohnen und nach einigen Stunden oder auch Tags darauf die Rückfahrt antreten und bald wieder sein gewohntes Arbeitszimmer beziehen können! So blieben die beiden Mächte, der Südwesten mit einem Dichter und seiner Naturkraft, der Nordosten mit seiner immer gewaltigeren Hauptstadt, seiner Staatsordnung und Bildung von einander getrennt, wie an zwei einander gegenüberliegenden Ufern gelagert. Bei den zahlreichen Besuchen aus Berlin, die der Frankfurter in Weimar empfing, hatte er doch, wenn es sich um Dichterlinge oder junge Gelehrte mit der Brille auf der Nase handelte, eine gewisse Stammesabneigung zu überwinden — es waren eben auch schon getrocknet aufgekeimte Menschen, durch Erziehung um ihre Jugend gebracht, ohne Freude am Sinnlichen (zu Eckermann, 12. März 1828). Wie wäre ihm zu Muthe geworden, wenn er hätte voraussehen

können, daß nach weniger als einem halben Jahrhundert seine Vaterstadt am Mainfluß eine preußische Landstadt werden würde! Und daß diese Stadt unter das harte Joch der Judenschaft gerathen und dieses stumm ertragen würde! Welche dieser beiden Vorstellungen würde ihm widerwärtiger gewesen sein? Wir glauben die letztere.

Schon im Jahre 1778 galt Berlin bei denen, die aus dem Reiche kamen, für eine große Stadt, obgleich es damals schwerlich mehr als hunderttausend Einwohner zählte. Deutschland war eben das Land der kleinen Örtchen; Wien lag abseits, außerhalb, fast ganz so wie Paris. Goethe rühmte in seinem Briefe auch die Pracht der Königsstadt: wir würden das damalige Berlin wohl nur dürftig und armselig finden. Es hatte sich wohl in der langen Friedenszeit gehoben, dann aber kamen die furchtbaren Tage der napoleonischen Herrschaft, die denen des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges glichen. Aber in der neuen Friedensepoche, zu der Zeit, in deren wechselnde Vorkommnisse die Briefe Zelters an Goethe uns wöchentlich und fast täglich zu blicken erlauben, wurde Berlin, wenn auch Anfangs langsam und in nothgedrungener Sparsamkeit, doch mit jedem Jahre nicht bloß reicher, belebter, sondern auch aus einer kleinbürgerlichen und Kasernenstadt eine literarische, künstlerische, philosophische. Schinkel und Rauch schmückten Straßen und Plätze mit Gebäuden und Denkmälern, die Hochschule strahlte in allen Fächern von dem Glanze der ersten Meister der Wissenschaft, das Theater blühte, ästhetischer Humanismus war die allgemeine Losung. Auch dies ging vorüber: allmählich stieg ein neues Zeitalter auf, das wie ein Wolkenhimmel von Westen heranzog — das politische, das der Eisenbahnen, der Demagogie, der Juden und der Zeitungen. Besonders die letzteren wurden die Herrscher des unterdeß zu riesenhafter Größe angewachsenen Centrums und ihre Schuld ist es nicht, wenn nicht (nach Goethes Worten) Jeder und Alle in ewiger Erneuung

und Zerstreuung sich selbst zerstören. Indeß, im Laufe der Jahre, in einer wechselvollen Geschichte, zergingen auch die politischen Phantome und die abstracten Formeln vorloren ihren Werth. Vor der häßlichen demokratischen Realität fanden sich tiefer gestimmte Gemüther nur angewidert und so bildete sich, abseits von dem Lärm des Tages, ein kleine Gemeinde, eine stille Gemeinschaft der Heiligen, die langsam anwuchs. Doch erst im Frühling des Jahres 1880 gelang es, des Dichters Standbild in Berlin zu enthüllen — es gehörte gewiß in diese Stadt, eben so wohl oder noch mehr als in irgend eine andere, wo er vielleicht leiblich gewandelt. Er steht hier, aus weißem Marmor, auf dem grünen Hintergrunde eines schönen Parkes, in jugendlichem Mannesalters, fern von ihm der alte König, zu Rosse, in prachtvoller architektonischer Umgebung, aus dunklem Erz — in welchem Allen ein nachdenklicher Geist wohl Sinn und Beziehung finden könnte. Den König umgeben die Erz- und Marmorstatuen der Helden aus späterer Zeit, unter ihnen auch Blücher, und der Dichter hat ja gesagt:

Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.

Wie aber die alten Völker eine Eroberung erst dann für sicher hielten, wenn sie den Gott oder die Göttin des unterworfenen Landes entführt und ihnen, z. B. in Rom, neben der Victoria oder der ewigen Roma selbst eine Wohnstätte gegeben hatten, so ist auch Berlin erst wahre Reichshauptstadt, seit in dieser neben den Stiftern des Reiches auch das Bild des größten Mannes, den die langen Jahrhunderte auf idealem und sittlichem Gebiet hervorgebracht haben, angeschaut wird — von der Menge mit Neugier, von den Geweihten mit Ehrfurcht und Liebe. „Märkische Rübchen, sagt der Dichter selbst, dem es nie ein Anderer an Gleichnissen aus allen Gebieten des Lebens

zuvorthat, schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien — und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.“ Und wie er selbst am Ende des Lebens über Berlin dachte, lehre die Stelle eines Briefes an Rauch, die wir uns zum Schlusse aufgespart haben, geschrieben vier Wochen vor seinem Tode am 20. Februar 1832: „Nun sei auch mit Freudigkeit versichert, daß es mir in mehr als einem Sinne zur Beruhigung und zum Troste gereichte, Sie wieder in Berlin zu wissen. Ich lebe dort mehr als ich sagen kann, und vergegenwärtige mir möglichst das mannigfache Große, was für die Königsstadt, für Preußen und für den ganzen Umfang der Kunst und Technik, der Wissenschaft und Geschäftsordnung geleistet und gegründet wird.“

II.

Goethe und das Publikum.

Eine Literaturgeschichte im Kleinen.

Als im Jahre 1773 von einem unbekannten Verfasser das Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" erschienen war, entstand ein nicht geringes Aufsehen; Neudrucke und Nachdrucke folgten sich bald und die Leipziger „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" wußte in einer Anmerkung ihren Lesern zu verrathen, der Dichter sei aus Frankfurt und heiße Gede (wie auch jetzt noch der Sachse den Dichter nennt), während der Berliner Theaterzettel vom April 1774 etwas richtiger Herr D. Göde sagte. In demselben Jahr 1774 aber hieß es schon auf dem Titel eines gedruckten Dramas: Clavigo, ein Trauerspiel von Goethe, und seitdem war der Name im Munde aller sogenannten schönen Geister (Uebersetzung des französischen: bel-esprit, beaux-esprits). Die satyrischen Neckereien, die sich das junge Genie in seinem Uebermuth gegen verschiedene Gegner, sogar gegen den großen Wieland, erlaubte, spannten die Aufmerksamkeit noch höher — denn was zieht das Publikum lebhafter an, als wenn es Streit auf der Gasse giebt? Zahme Xenien, II:

> Gern hören wir allerlei gute Lehr,
> Doch schmähen und schimpfen noch viel mehr.

Doch ehe noch der Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes oder Götter Helden und Wieland oder das neueröffnete

moralisch-politische Puppenspiel wirken konnte, war durch die Leiden des jungen Werthers eine noch größere Aufregung entstanden, die während des Jahres 1775 nicht nachließ und im folgenden Jahre durch die Stella, das Schauspiel für Liebende, das in dem gleichen schwärmerischen Tone geschrieben war, noch vermehrt wurde.

Indeß, Clavigo und Stella waren doch nur in Nebenstunden, wie Merck an Nicolai 1776 schrieb, hingeworfen, Dinge, die auch die Andern machen konnten, wie derselbe Merck dem Dichter nicht mit Unrecht vorwarf. Die eigentlichen Signale, daß eine neue Zeit gekommen, waren Götz und Werther; sie waren wie zwei unerwartete Naturereignisse eingebrochen oder wie zwei in der unabsehbaren Sandfläche des gesunden Menschenverstandes plötzlich aufgestiegene Vulkane; sie erschütterten den ganzen Besitzstand hergebrachter Meinungen und wurden demgemäß mit Staunen und Schreck, ja von Einigen mit Abscheu empfangen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der junge Dichter eher in Süddeutschland, welches noch unschuldig war, begeisterten Wiederhall weckte, als im Gebiet des nieder- und obersächsischen Stammes und Idiomes: in dem letzteren hatte die gebildete Schulpoesie zu lange geherrscht und ihre Wurzeln zu tief in den Boden getrieben, als daß diese dem neuen Aufbruch alsbald hätte weichen sollen; Klopstock bildete die Säule, die ringsum Alles hielt, sowohl sprachlich und formal, als nach Stoff und Gehalt der Dichtung. Liest man geduldig durch, was in den damaligen Zeitschriften über Götz und Werther an Kritik zu Tage kam, so wie was uns in den Briefwechseln an Aeußerungen und Urtheilen aufbehalten ist, so trifft man bei aller Unruhe, die diese Werke erregten, doch auf keine Spur einer poetischen, idealen Auffassung: für künstlerische Schönheit an sich hatte die deutsche Leserwelt schlechterdings keinen Maßstab, kein Organ. Zunächst fiel auf, daß im Götz von Berlichingen den angeblichen Regeln des

Aristoteles, die Lessing soeben noch bestätigt hatte, offen und geflissentlich Hohn gesprochen war: daher das Stück als ein schönes Ungeheuer bezeichnet und über den Werth und Unwerth der Regeln überhaupt hin und her gestritten und verhandelt wurde. Es ist ein Schauspiel zum Lesen, sagten mehrere Kritiker, wir haben kein Theater und es kann kein Theater geben, das im Stande wäre, es aufzuführen — und doch wurde es schon im Frühling 1774 von der Kochschen Gesellschaft in Berlin wiederholt unter großem Zulauf gegeben. Vermuthlich war es stark zusammengezogen und umgestaltet: zu solcher Bearbeitung sind ja die Schauspieler stets bereit und kennen darin keine fromme Scheu; auch finden wir in der Ankündigung ein Zigeuner-Ballet versprochen, so daß also in einem Drama, das so voll energischer Lebenswirklichkeit war, wie noch keines in deutscher Sprache geschrieben worden, zugleich getanzt und Musik gemacht wurde — offenbar um auch dadurch die Menge, die nie genug hat, anzulocken. Ferner wurde tadelnd bemerkt, daß Berlichingens Leben in der Geschichte vielfach anders verlaufen sei: er überlebte den Bauernkrieg noch manches Jahr, nicht seine rechte, sondern seine linke Hand ward ihm abgeschossen u. s. w. Am meisten Eindruck machten diejenigen Stellen des Dramas, die dem Rührenden und Gespannten sich näherten: so wurde Adelheids Strafe durch die Rächer des heimlichen Gerichts, so wie Weislingens und Mariens letzte Zusammenkunft als besonders schön hervorgehoben und von dem gemeinsamen Mahle in Götzens Burg und dem Trinkspruch dabei gesagt, jeder Leser werde hier mit Thränen innehalten müssen. Diese Scenen, sagte ein Beurtheiler, verdienen sie nicht denen von Geßner in dem Tod Abels an die Seite gesetzt zu werden? Von Allen aber, auch von den verhältnißmäßig Einsichtigsten, ward der Götz von Berlichingen nach seinem poetischen Werthe an Emilia Galotti gemessen, diese aber, wenn es galt Lobsprüche zu spenden, doch wieder außer Vergleichung gestellt. Da im Götz, wie man wohl

sah, altdeutsch gedacht und gehandelt wurde, so wurde ihm auch Klopstocks Hermanns-Schlacht zur Seite gestellt, diesmal aber zum Nachtheil der letzteren — denn Klopstock, so geehrt sein Name noch war und so wenig Jemand ihn anzutasten wagte, begann doch schon in der Schätzung der Zeitgenossen zu sinken. Aber als ein Gemälde zweier im Uebergang begriffener Zeitalter und Staatsformen stellte sich Götz von Berlichingen keinem der Kritiker dar: keiner von ihnen erwähnt nur, daß in dem Drama die untergehende Welt als die edle, menschliche, mitleidswerthe, die aufgehende als die boshafte, hassenswürdige geschildert werde, während doch die letztere das historische Recht auf ihrer Seite habe, und daß darin die eigentlich tragische Substanz des Stückes bestehe: um dies als das Thema zu erkennen, fehlte dem populär-philosophischen Zeitalter der historische Sinn, der Sinn für Organik und organische Processe ganz und gar. Um die weitere Frage aufzuwerfen, ob sich nicht vielleicht das Schauspiel bei aller dramatischen Kraft im Einzelnen allzu episch ausbreite, dazu besaßen die damaligen Menschen zu geringe ästhetische Bildung; sie war kaum im Keim vorhanden, trotz des Wortes Aesthetik, das in der Wolffischen Schule schon aufgekommen war, und trotz Ramlers Batteux und Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste nach alphabetischer Ordnung. Daß die Emilia Galotti so theatralisch-geschlossen war, wurde allerdings für einen Vorzug, eine höhere Stufe erachtet, denn, sagte ein Kritiker, in Shakespeare zeigt sich erst „der Anfang der dramatischen Kunst", der dann in den nach Diderot gearbeiteten Lessingischen Stücken sich bis zur Vollendung entwickelt hatte.

War dies ungefähr die Stimmung, in der die Menge und ihre Wortführer dem Götz von Berlichingen gegenüberstanden, so trat den Leiden des jungen Werther in noch größerem Maße Blindheit und Unverstand entgegen. Erinnern wir uns einen Augenblick, was in dem berühmten Roman als

eigentlicher Gegenstand zur Darstellung kam. Werther ist ein jugendlicher, ausschließlich idealistisch angelegter Charakter; er langt unmittelbar nach dem Unendlichen, ohne es innerhalb der Schranken und Bedingungen, wo es allein sich verwirklicht, fassen zu können; er zeigt uns, daß eine schwämerische Gemüthsart, wie diese, in logischer Verkettung nur die Selbstzerstörung zur letzten Folge haben kann. Werther will und vermag nichts Bestimmtes; jede Besonderung und greifbare Wirklichkeit, die Welt überhaupt engt ihn ein, bei jeder Thätigheit fühlt er in der Allheit des Vermögens nur eine einzelne Kraft wirksam; in seinem Innern aber ist Freiheit und dies sein Ich gilt ihm Alles und er folgt ihm in Allem, in der Liebe sowohl, als in Amtsgeschäften und dem Umgang mit Menschen überhaupt. Er ist ein hochbegabter, edler und reicher Geist, aber das Streben aus der Niedrigkeit der Dinge, in der es dem gemeinen Menschen wohl ist, darf selbst kein unbegrenztes sein — sonst führt der Weg zum Nichts und da die Welt sich nicht verneinen läßt, so muß das Ich weichen. Wie hätte eine Entwickelung, wie die hier angegebene, von den prosaischen Menschen in Hamburg und Göttingen, in Berlin und Leipzig nur von fern verstanden werden können? Sie hatten selbst nichts Aehnliches empfunden, tiefere Bedürfnisse nie gekannt und gingen auch an Dichterwerke nur in räsonnirender Alltagsstimmung. Da ihnen alles Ideale nur in Form des Moralischen faßlich und zugänglich war, so verschwand die Kunst und Meisterschaft des Dichters vor der guten oder schlechten Moral, die angeblich in seinem Werke gepredigt war oder sich daraus entnehmen ließ. Werthers Leiden galten für eine Empfehlung des Selbstmordes, für eine Art Anleitung dazu, um so gefährlicher, als der Thäter mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgerüstet war, um so gottloser, als der Verfasser offenbar sich vorgesetzt hatte, die Jugend durch ein süßes Gift zu verführen. Damals war ja Alles bewußte

Absicht, — poetische Darstellung, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst, ein unbekannter Begriff. So fanden sich beide entgegengesetzte Parteien, die Orthodoxie wie die Aufklärung, durch den Roman beleidigt. Der Hauptpastor Goeze, der damals noch nicht durch Lessing berühmt geworden war, entsetzte sich über den Beifall, der einem solchen Produkt zu Theil geworden, sprach donnernd den Fluch darüber aus und bat den Himmel, er möge die Regierenden erleuchten, daß sie solche Pest und Schande nicht ferner dulden möchten. „Ewiger Gott," rief er, „wer von uns hätte vor zwanzig Jahren denken können, daß wir die Zeiten erleben würden, in welchen mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche Apologien für den Selbstmord erscheinen und in öffentlichen Zeitungen angepriesen werden dürften!" Wirklich ermannte sich in Leipzig die Obrigkeit und verbot Werthers Leiden bei hundert Thalern Strafe. In Berlin half sich der gemeine Menschenverstand, der sich dort breit lagerte, mit Fortsetzungen und spottenden Nachahmungen: durch Werther, wie durch die Volkslieder, sah sich der dortige literarische Kreis in dem Werke der Aufklärung gestört. Sie arbeiteten ja eifrig an Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten und stritten für Licht und Vernunft, Poesie aber stand und steht in bedenklicher Verwandtschaft mit dem Unsinn und der Finsterniß. Auch diejenigen im übrigen Deutschland, die sich ohne Skrupel hinreißen ließen, wie Schubart in seiner deutschen Chronik oder Wilhelm Heinse in Düsseldorf oder der Arzt Zimmermann, — eigneten sich das Kunstwerk nicht zu freiem ästhetischem Genusse an, sondern schwelgten in Gefühlen und beweinten im eigentlichen Sinne den Schatten des Unglücklichen. Es war die durch Rousseau und englische Romane aufgekommene Sentimentalität, die im Werther neue, erwünschte Nahrung fand: wäre sonst des Schwaben Miller zwei Jahr nach Werther erschienener Roman: Siegwart, eine Klostergeschichte, mit so allgemeiner Gunst aufgenommen worden? und hätte er den Werther über-

strahlen können, so daß Siegwart der typische Name für eben jene schale Empfindsamkeit werden konnte?

Doch wenn das Publikum im Allgemeinen außer Stande war, das in Goethes Jugendwerken ihm Gebotene rein aufzunehmen, — die Heroen, die an der Spitze der Literatur standen, vor Allen Lessing und Klopstock, werden solche Enge der Begriffe nicht getheilt, in dem jungen Genius den Vollender des von ihnen selbst Erstrebten und nur unvollkommen Erreichten mit Freuden erkannt und begrüßt haben?

Leider erfahren wir auch da nur eine Enttäuschung — die noch bitterer ist, als die Beschränktheit der Menge jemals bereiten kann.

Lessings Benehmen gegen Goethe ist von der Art, uns an dem großen Kritiker irre zu machen und über seinen Scharfblick und die Reife seines ästhetischen Urtheils Zweifel zu erwecken. Seinem Bruder Karl schreibt er auf die Nachricht, Götz von Berlichingen werde in Berlin mit Beifall aufgeführt, 20. April 1774: „Das ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Meil (der Kupferstecher, der die Kostüme dazu gezeichnet hatte) hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen.“ Unter den Aphorismen des Nachlasses finden sich die Worte: „Der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit“ (diese gehässige Bezeichnung paßte auf Goethe am allerwenigsten). Weiße an Garve, 4. März 1775: „Mit Goethens und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war er (Lessing) äußert unzufrieden. Ein bischen Witz und Laune, sagte er, gelte ihm eben so viel, als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der, wenn er sich keiner Regel unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner, durchdachter Plan und die geschickte Herbei-

führung der Situation mit der gehörigen Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere, erfordern mehr Genie" (d. h. wie in der Emilia geschehen war und wie nach pseudoaristotelischer Doctrin geschehen mußte; man setze sich nur die Worte: Regel — durchdacht — geschickt — gut ausgebildet, zusammen, um die rechte Meinung zu errathen). Boie an Merck, 10. April 1775: „Lessing soll mit Goethens und Lenzens theatralischen Freibeutereien (d. h. mit ihrer dramatischen regellosen Kriegsführung) und am meisten mit den Anmerkungen übers Theater (im Anfang zu Merciers Neuem Versuch über die Schauspielkunst), worin man so wenig Respekt für seinen Aristoteles bezeugt, sehr unzufrieden sein, und die Leipziger sollen sehr jauchzen, einen solchen Alliirten zu haben." Weiße an Blankenburg: 20. Mai 1775: „Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Goethe seinem (Lessings) Ausfall gegen ihn, den ich diese Messe erwartete, bloß durch einen Zufall entgangen." — „So viel sah ich, daß Lessing äußerst erbittert auf Goethe war." Derselbe an Uz, 7. October 1775: „Lessing war über Goethens und Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht und schwur, das deutsche (d. h. Diderotsche) Drama zu rächen." Lessing selbst an seinen Bruder Karl, 11. November 1774: „Sonst liefe ich wirklich Gefahr, mit Goethen trotz seinem Genie, worauf er so pocht (unwahr!), anzubinden." Eben so an Wieland, 8. Februar 1775: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen."*) Fr. H. Jacobi an Heinse, 20. Oktober 1780: „Lessing war auf Wielanden seines Leichtsinns wegen gar nicht wohl zu sprechen, am wenigsten konnte er ihm die Epistel zum Lobe Goethes verzeihen. Von

*) Der Begriff des Genies paßte überhaupt nicht in das achtzehnte Jahrhundert, in dem nur die Rechnung galt.

Goethe selber sagte er, daß wenn er je zu Verstande käme, so würde er nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein" — und einige Tage später: „Mir fällt ein, daß Lessing von der Farce Götter Helden und Wieland sagte: Goethe hätte darin bewiesen, daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei, den Euripides zu verstehen. Goethes Ideen darüber seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe." Dieser Haß gegen Goethe wurde durch die Leiden des jungen Werther, obgleich der Verfasser ihm hier nicht, wie bei dem Drama, unmittelbar ins Gehege kam, nur gesteigert. Er wollte vom entgegengesetzten Standpunkt „Wertherische Briefe" schreiben und legte ein Drama Werther der Bessere an, dessen Anfangszeilen uns im Nachlaß erhalten sind. Erstaunlich verblendet ist das Urtheil über den Roman, das er in einem Briefe an Eschenburg vom 26. Oktober 1774, also halb öffentlich, niederlegte: statt das Dichtwerk in seiner freien Schönheit anzuerkennen und es nach seinem eigenen idealen Wesen zu messen, hegt er moralisch-pädagogische Befürchtungen, meint, der Dichter hätte eine cynische Nachschrift hinzufügen, also seine Dichtung und deren Wirkung selbst zerstören sollen u. s. w. Wie das Publikum vor Allem wissen wollte, was an der Geschichte wahr sei (denn da alle bisherige Poesie nur außerhalb des Lebens, in der Sphäre der Schule, entstanden war, so konnte eine Dichtung voll Wahrheit nur eine Biographie sein), und bald herausgebracht hatte, Werther sei der Sohn des Braunschweigischen Abtes Jerusalem, der Schauplatz sei Wetzlar, Wahlheim heiße eigentlich Garbenheim u. s. w., so nahm auch Lessing an, Goethe habe in seinem Werther eine Charakteristik des jungen Jerusalem liefern wollen, das Bild aber sei gänzlich mißlungen, denn Jerusalem war ein ganz anderer. Weiße an Garve in dem erwähnten Briefe vom 4. März 1775: „Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden

des jungen Werther und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlt: er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer nachdenkender Philosoph gewesen. Er selbst besitze einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm u. s. w. — kurz ich merke, er wird ihm einmal jählings, wie Klotzen, auf den Nacken springen; doch da es Goethen auch nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren" u. s. w. Gegen Goethe aufzutreten war in der That etwas Anderes, als den untergeordneten Klotz zu demüthigen, und so ließ es der gewandte Fechter diesmal bei den Drohungen bewenden. Das Einzige, was er wagte, war die Herausgabe der Philosophischen Aufsätze von K. W. Jerusalem, Braunschweig 1776, mit einer Vorrede, in der er, ohne des Dichters oder des Romanes mit einem Wort zu erwähnen, dem dahingegangenen Verfasser Neigung zu deutlicher Erkenntniß, den Geist kalter Betrachtung, hellen Verstand, ein nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftigtes Herz u. s. w. nachrühmte, also lauter Eigenschaften, die denen Werthers grade entgegengesetzt waren. Das war Alles. Fragt man, was der Grund von all der Feindseligkeit war, so kann man sagen, es war der Geist der Verneinung gegen Alles, was die urtheilslose Menge hochhielt, der kritische Geist, der sich im Besitz überlegener Waffen fühlte; dann die auch in Lessings Urtheilen bei Weitem nicht überwundene Herrschaft des pragmatischen Rationalismus, dem alle Natur und Idealität etwas Unbegreifliches blieb und die Poesie für eine äußere Kunstfertigkeit galt, geübt nach dem Muster der Alten und Neuern (daß in Werthers Leiden die innern Erfahrungen des Dichters selbst, die Schmerzen des eigenen Gemüthes ausgesprochen seien, dies anzunehmen fiel, wie wir gesehen haben, auch Lessing nicht ein); endlich und vor Allem, wie wir glauben, dasjenige, was wir mit den Worten Sullas aus Goethes ungeborenem Jugenddrama Cäsar ausdrücken wollen: „Es ist etwas Verfluchtes, wenn

so ein Junge neben Einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er Einem übern Kopf wachsen wird." Also Neid, Eifersucht — und warum nicht? Außer Besitz gesetzt zu werden, gefällt Niemandem und Lessings ungemeine Erbitterung, für die die andern allgemeinen Gründe nicht ganz ausreichen, erklärt sich so am einfachsten. Sonst ging er heiter zum Kampfe und Siege und fühlte sich stark in seinem Geschäfte: diesmal hielt er sich zaghaft zurück und äußerte seinen Zorn nur in heimlichen Geberden — gegen einen Nebenbuhler, von dem er doch sagte, er werde sich als einen ganz gewöhnlichen Menschen entpuppen. Zu all dem, was geschehen war, kam dann noch ein Unbekanntes, das im Hintergrunde drohte, wir meinen Goethes Faust, von dem schon damals der allgemeine Ruf ergangen war. Denn schon seit Jahren hatte Lessing, wie seinen Freunden bekannt war, einen doppelten, mehr oder minder ausgearbeiteten Entwurf desselben Titels und vielleicht ähnlichen Inhalts unter Händen — mußte ihn diese überbietende Wettbewerbung nicht bitter verdrießen, möglicher Weise einen Theil seines Lebens und Mühens vergeblich machen? So wird, was Engel 1776 berichtete: Lessing werde seinen Doctor Faust sicher herausgeben, sobald Goethe mit seinem erscheine, und er habe gesagt, meinen Faust holt der Teufel und ich will Goethe seinen holen — völlig wahrscheinlich; wobei wenig darauf ankommt, wie Lessing zu verschiedenen Zeiten sich Fausts Ende gedacht habe, und ob der Teufel ihn selbst oder ein bloßes Phantom in die Hölle schleppen sollte. Mit Goethes Uebergang nach Weimar verschwand er selbst und sein Faust aus dem Andenken der Welt und damit scheint auch Lessings Stimmung gegen die literarische Ketzerei sich allmählich beruhigt zu haben. Vielmehr wandte sich jetzt der allzeit fertige Kämpfer gegen die starrköpfige Theologie, auf welchem Gebiet für ihn in der That andere, ächtere Lorbeeren zu pflücken waren.

Auch der andere berühmte Mann, der Hohepriester und Verkündiger alles Edeln und Heiligen, der Sänger der Erlösung, der deutsche Homer-Pindar, Klopstock, hielt sich im Verhältnis zu Goethe nicht frei von kleinlichen, eitlen Motiven. Zwar Anfangs glaubte er auch den jungen Frankfurter Dichter zu dem Kreise der Jünger, der ihn anbetend umgab, zählen zu dürfen und neigte sich ihm freundlich zu. Goethe schien Mitglied des Hainbundes werden zu wollen und dessen würdig zu sein; er war mit den Brüdern Stolberg befreundet, mit deren Schwester im Briefwechsel, hatte Wieland angegriffen, Bürger die Hand gereicht und Klopstock selbst geschrieben: „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?" und: „Ich wünsche, daß Sie empfinden mögen, mit welch wahrem Gefühl meine Seele an Ihnen hängt." Auch über Klopstocks Gelehrtenrepublik hatte er sich in einem Briefe an Schönborn in überschwenglicher Huldigung ergangen — Aeußerungen, die dem, den sie betrafen, sicherlich nicht unbekannt blieben. So kam es, daß der Erhabene auf der Reise zum Markgrafen von Baden sich herabließ, in Goethes Vaterhaus einzukehren, und die Scenen aus Faust, die der Sohn des Hauses bei dieser oder anderer Gelegenheit ihm vorlas, wohl aufzunehmen schien. Als aber die Weimarer Zeit gekommen war und in den beiden Jünglingen, dem Herzog und seinem Freunde, die Lebenskraft keine Schranken zu kennen schien, da ließ sich Klopstock davon erzählen (natürlich mit Uebertreibungen und eingemengten Lügen), gedachte seiner Amtspflicht als des Sittenrichters, gegen dessen Stimme sich Niemand, oder nur ein ganz böser Mensch, verstocken durfte, erhob sich seines Stuhles und schrieb an Goethe den bekannten warnenden Brief vom 8. Mai 1776. Goethe antwortete kühn und trotzig; in den Entwickelungskämpfen seiner genialen Individualität begriffen, litt und genoß er im tiefsten Innern und mochte sich nicht durch triviale Predigt dreinreden und sich schulmeistern lassen. Aber Klopstocks Gunst hatte er

damit auf immer verscherzt: er war ein Empörer, ein Abtrünniger, wurde excommunicirt und verfiel der Verdammniß. „Jetzt verachte ich Goethen,“ rief Klopstock (K. F. Cramer an Goethe, 11. October 1776) und antwortete von der Höhe seiner gekränkten Würde herab. Diese seine Correspondenz verbreitete er dann nicht bloß eifrig in den Reihen seiner Waffenträger und Mannen, die sie weiter mittheilten, sondern schickte sogar eine Abschrift an den Markgrafen nach Karlsruhe, damit sie auch dort bekannt werde. Alle thaten entrüstet und waren nach des Meisters Willen beflissen, immer neue Verleumdungen auszustreuen und den guten Ruf des jungen Herzogs und Goethes nach Kräften zu untergraben (Arndt, Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, S. 141: „Der Mensch Klopstock gewinnt gerade nicht dadurch“). Auch Goethes Dichtungen behandelte Klopstock von nun an mit ironischer Geringschätzung. „Hat Goethe sich noch nicht todtgeschossen?“ fragte er mit höhnischer Anspielung auf Werther. „Er ist ein gewaltiger Nehmer,“ schrieb er an Herder (27. November 1799) und vermuthete, Goethes Theorie der Farben sei eigentlich ein Eigenthum Marats (welcher halbverrückte Wütherich wirklich eine Optik geschrieben hatte, in der er Newtons Theorie bekämpfte, s. die entsprechende Stelle in der Farbenlehre); im Götz habe er sich durch die Lebensbeschreibung des Ritters gängeln lassen, und die Personen, die er selbst dazu erfunden, sprächen nicht so, wie es dem Zeitalter angemessen gewesen sei (also sein Hermann sprach so, wie die Deutschen um Christi Geburt?), Als er einer Aufführung der Iphigenie beiwohnte, ging er oft weg, und wenn er es nicht gethan hätte, so wäre es bloß geschehen, um kein Aufsehen zu machen. „Es ist,“ fügt er hinzu, „eine steife Nachahmung der Griechen. Sie wissen, wie weit griechisch und steif auseinander liegen. Und die Nachahmung bei Seite, wie manche Redensart, die man kaum zu Ende lesen kann, wenn man vorliest! Und dann die Bildung des Verses!“ (an Böttiger,

24. Februar 1800). Der Vorwurf der Steifheit nimmt sich in Klopstocks Munde besonders schön aus! Um von der Iphigenie bewegt und gerührt zu werden, war er selbst zu wenig Dichter und auch in seiner Ethik zu transscendent, nicht auf menschlichem Grunde ruhend; schon Merck hatte ihn nie „für einen wahren poetischen Kopf gehalten“, so wie „es Viele giebt, die es ungleich mehr sind, wie er“ (an Nicolai, 6. Mai 1775). Noch charakteristischer als über die Iphigenie ist Klopstocks Urtheil über Hermann und Dorothea. Der Stoff war ihm nicht erhaben genug; an der Niedrigkeit der dargestellten Scenen nahm er besonderen Anstoß. „Wenn Homer,“ schreibt er, „solche Gegenstände für die Odyssee aus seinem Zeitalter gewählt hätte, als Goethe fast durchgehends aus dem seinigen gewählt hat, so würde jene wohl nicht bis auf uns gekommen sein“ (an Böttiger, 4. November 1797). In einem späteren Brief fügt er hinzu: „Für die Zuhörer auf den Jahrmärkten mag denn Kalliope von dem Sürtout des Gastwirthes singen.*) Hermann und Dorothea ist — die drei letzten Gesänge ausgenommen — unter Voßens Luise. Aber wie weit? Lassen Sie uns den zehnten Grad als den untersten annehmen, und sagen Sie mir dann, wie weit?“ — „Ich fand in Ihrem Briefe, daß Ihnen die Deutschen nicht einmal originell in der Narrheit sind. So, das sind sie nicht einmal? Wie ungerecht sind sie doch! Also ist es in der genannten Sphäre nicht originell, daß alle neun Musen für die Dorfschenken gesungen haben?“ In einem dritten Briefe meint er, die drei letzten Gesänge gehörten „auf die fünfte Stufe und die andern dann

*) Diese Aeußerungen Klopstocks müssen durch Böttiger, den Allerwelts-Zuträger, auch Kotzebue bekannt geworden sein, denn dieser machte in seinem Freimüthigen vom Jahr 1803 Goethe ganz denselben Vorwurf: „Goethe führt Apotheker- und Schankwirthsnaturen in die Dichterwelt ein, stellt verunglückte Theaterhelden als Romanideale dar und läßt sich dafür von den Seinigen für den größten aller Dichter erklären.“

weiter herunter, wie's kommt." All diese Urtheile fällte Klopstock unter der Hand; öffentlich seinen Ingrimm zu zeigen, wagte er nicht. Nur als Goethe in den Venetianischen Epigrammen sich erlaubt hatte, die deutsche Sprache als den schlechtesten Stoff zu bezeichnen, in dem er Leben und Kunst verderbe, — da war dies in Klopstocks Augen ein Frevel am Heiligsten und er schleuderte seinerseits ein Epigramm dagegen (im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmackes 1796):

Die deutsche Sprache.

Goethe, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dir dies nicht Gram. Goethe, du dauerst mich auch!

Also Goethe kann kein Deutsch! A. W. Schlegel erwiderte treffend darauf: „Klopstock weiß sonst die Unförmlichkeiten der geliebten deutschen Sprache so ehrerbietig zu verschleiern, daß man nicht begreift, wie er sie durch einen so seltsamen, ihr in den Mund gelegten Vorwurf gegen jenen großen Meister und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in seiner Gewalt hat, dem spottenden Muthwillen hat Preis geben können." Uebler noch als dies öffentliche Epigramm gerieth ihm ein anderes, das, wie er verlangte, nicht gedruckt werden, aber „gegen vernünftige Leute kein Geheimniß" bleiben sollte. Also dasselbe Verfahren wie früher bei der Correspondenz mit Goethe! In der Ersten Epistel, die Schillers Zeitschrift „die Horen" eröffnete, hatte sich Goethe über die Folgen gefährlicher Bücher poetisch ausgelassen und dabei die Frage gethan:

was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?

Hier nahm Klopstock das Wort Herrscher in seltsamem Mißverständniß als Selbstbezeichnung der beiden Dichter Schiller und Goethe und empfand darüber heftigen Unwillen. Er selbst

war ja seit langen Jahren der Herrscher über die „Gelehrten und die Liebhaber der Wissenschaften“, ohne, wie er versichert, sich je so genannt zu haben, und nun kamen die Zwei und thaten mit dürren Worten aller Welt kund, daß sie vielmehr die Herrscher seien und es sein wollten! Solcher Anspruch, öffentlich ausgerufen, verrieth in Klopstock's Augen „einen sehr hohen Grad von Abgeschmacktheit“ und verdiente eine empfindliche Strafe, feierliche Verwahrung. Diese erfolgte in einem Epigramm durch witzlose Umlautung der Namen Schiller und Goethe in Schüler und Gothe. Wir setzen die ersten sechs Verse her:

Afterahmer und Original sind sonst sich was ungleich,
Dennoch gleichen sie sich, Schüler und Gothe, die Herrn!
Kaum daß der Eine des Eigenlobs Trompete vom vollen
Mund absetzt, so ergreift sie der Ander' und bläst.
Afterahmer und Original sind sonst nicht von einer
Meinung und gleichwohl sind's Schüler und Gothe die Herrn!

Auch in der Ode „der Genügsame“ vom Jahr 1796, die gegen Kant und dessen Terminologie gerichtet ist, war das Verbum schülern auf Schiller gemünzt.*)

*) Uebrigens besteht vielleicht wirklich ein Zusammenhang zwischen den beiden Namen Goethe und Gothe, — Jakob Grimm, Kleinere Schriften 1², S. 78 (in einem Aufsatz vom Jahre 1844): „soll ich in dem ernsten, aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Goethe herrscht, der, was sein Name andeutet und Ueberlieferung besagt, von götländischen Vorfahren abstammen soll“. Danach hätte der übermüthige Scherz, den sich Herder in Straßburg mit dem Namen seines jungen Freundes erlaubte, doch ein Bruchtheilchen Wahrheit enthalten. Schiller, glauben wir, ist identisch mit Schieler, wie ja so viele Namen von körperlichen Gebrechen herrühren; schielen aber lautete ursprünglich schilchen und von diesem Verbum ist der Name des Dichters Jörg Schilcher (im Liederbuch der Clara Hätzlerin) abgeleitet; war dieser vielleicht ein Vorfahr unseres Schiller und vererbte seine Dichtergabe auf den späten Enkel?

So also würdigten die beiden hervorragenden Führer der literarischen öffentlichen Meinung den, der sie zu bloßen Vorläufern herabsetzen sollte! In jenem Jahrhundert, wo die Briefe ein größeres Gewicht hatten, als heut zu Tage, und gern mitgetheilt wurden, kam gewiß Vieles davon Goethe zu Ohren — aber wie milde, wie neidlos und selbstlos blieb er trotz Allem! Nie hat er irgendwie Vergeltung geübt, weder öffentlich noch in vertrauten Briefen; wo er nicht zustimmen konnte, schwieg er; wo er, wie in seiner Lebensbeschreibung, den Stand der damaligen Literatur darzustellen unternimmt — mit welcher Selbstverleugnung spricht er von sich, wie sucht er auch in den Nebenbuhlern, Gegnern und Neidern die starke Seite auf und verzeichnet gern den Beitrag, den auch sie dem allgemeinen Fortschritt geliefert, und wenn er es hin und wieder versieht, z. B. Klopstock gegenüber, so geschieht es mehr durch übermäßige Nachsicht, als durch gehässige Strenge. Als Lessing gestorben war, schrieb er seiner Geliebten, 20. Februar 1781: „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht kam, macht ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben," und an Lavater im folgenden Monat: „Lessings Tod hat mich sehr zurückgesetzt; ich hatte viel Freude an ihm und viel Hoffnung auf ihn." Keine Spur eines Grolles, einer zurückgebliebenen Bitterkeit in diesen Worten! Und wie anders war sein Benehmen gegen Schiller, der auch als ein Jüngerer neben ihm aufgestiegen war, als das Lessings und Klopstocks gegen ihn — doch davon später.

Als Goethe seinen Wohnsitz nach Weimar verlegt hatte und seitdem einem ganz anderen Tagewerk oblag, da war er nach kurzer Zeit in der literarischen Welt wie ein Verstorbener. Sein Name verklang allmählich; Götz und Werther waren nicht durchaus vergessen und besonders der letztere zog immer weitere

Kreise, auch über Deutschland hinaus; aber man stand beiden mit Gelassenheit, wie einer Verirrung oder einer Leidenschaft vergangener Tage, gegenüber. Ein damaliger Literarhistoriker, K. A. Küttner aus Görlitz, freute sich in seinem zweibändigen Werke: Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, „daß nach und nach das überschreiende Lob, welches die trunkenen Bewunderer Goethe zugejauchzt haben, verhallet." Die Empfindsamkeit fand bald, wie schon oben erwähnt, noch reichlichere Befriedigung in Miller's Siegwart, und nach wenig Jahren regten Schillers Räuber (1781) die junge und auch die alte Welt noch stärker auf, als dies Clavigo und Stella vermocht hatten. Als Friedrich der Große 1780 seine Schrift über die deutsche Literatur französisch und in deutscher Uebersetzung hatte erscheinen lassen, in der von Shakespeare's Stücken gesagt war, sie seien der Wilden Canadas würdig, Götz von Berlichingen aber Prädikate wie „abscheuliche Nachahmung" und „ekelhafte Albernheiten" erhielt, da folgten zwar eine Anzahl Gegenschriften, in keiner aber ward Goethe's oder des Götz nur mit einer Silbe erwähnt: alle berufen sich zum Ruhme des deutschen Theaters auf die vorausgegangene Literaturperiode und als höchsten Gipfel auf Lessing's Dramen. Eine Ausnahme machte nur Justus Möser, dessen Stimme aber, je lieber wir sie jetzt vernehmen, in demselben Maße damals nicht weit schallte. — Goethe's lyrische Dichtungen, die wir jetzt zu einer der höchsten Offenbarungen seines Genius rechnen, hatten ohnehin nur ein stumpfes Geschlecht gefunden; sie verloren sich von Anfang an unter den Stimmen der andern Tageslyriker, und was dann von Weimar aus, z. B. in Wieland's deutschem Merkur oder sonst an abgelegenen Orten, ans Licht trat, erregte keinerlei besondere Aufmerksamkeit. Wir verweilen in Kurzem bei zwei goethischen Gedichten, einer Fabel und einer volksmäßigen Ballade, die das allgemein Gesagte in zwei einzelnen Fällen bestätigen mögen. Die Gattung der Fabel war wegen ihres didaktisch-

verständigen Charakters der allgemeine Liebling dieser moralisirenden und pädagogischen Zeit. Besonders Gellert's Fabeln fehlten in keinem Hause, und Anführungen daraus würzten jede gebildete Unterhaltung. Lessing hatte außer einer Abhandlung über diese Dichtart drei Bücher Fabeln in Prosa verfaßt, in denen er den hergebrachten äsopischen Erfindungen eine etwas anders gebogene, epigrammatische Spitze gab; Hagedorn und Lichtwer und Gleim und Pfeffel und hundert Andere erfreuten nicht bloß die Buben und Mädchen, sondern auch die Erwachsenen mit ihren wohlgemeinten, meist den Lateinern und Franzosen abgesehenen, bald salzlos-jovialischen, bald psychologisch-altklugen, bald lehrhaft-erziehenden, immer aber höchst prosaischen kleinen Thiergeschichten. Da erschien im Göttinger Musenalmanach 1774 eine Fabel: „Adler und Taube" — den Tiefen des Menschenschicksals und der Menschenbrust enthoben, die tragische Gefangenschaft eines hochgesinnten Geistes und zu Gewaltigem bestimmter Kräfte in den Banden gegebener kleiner Verhältnisse im Bilde malend und dies Bild zugleich mit reichen, gesättigten Phantasiefarben ausgeführt — die erste wirkliche Dichtung auf diesem Gebiete, das der nüchterne Verstand unumschränkt beherrschte. Aber wer wurde den ungeheuren Abstand gewahr, der dies Gedicht von den Gellert'schen Erzählungen trennte? Wer schämte sich fortan der in Thiermasken verkleideten trivialen Sittenlehre und Klugheitsregel? Alle setzten das Geschäft der Fabulistik fort und wurden nach wie vor als Muster geläuterten Geschmackes verehrt. — Wer Goethe's Lyrik rein aufnehmen wollte, dem mußte auch das neugefundene Volkslied theuer sein. Aber das Volkslied war naiver Natur, besserte und belehrte nicht und galt nur als Grille einer kleinen Anzahl überspannter Köpfe. Es stieß ab, als ungebildet, als Ausfluß pöbelhaften Aberglaubens; in seinem metrischen und sprachlichen Ungeschick gab es reichen Stoff zu platter Verhöhnung. Friedrich Nicolai in Berlin gab 1777—78

einen feinen, kleinen Almanach voll „schöner, ächter, lieblicher Volkslieder . . . von Daniel Seuberlich" heraus, Rohheiten aus alten Drucken zusammengesucht, in barbarischer Orthographie — Alles um die Patrone der Volkspoesie, Herder und Goethe, und deren Anhänger in Göttingen zu verspotten. Albertine von Grün, die Freundin Höpfner's und Merck's, schreibt in einem Briefe vom 3. Mai 1778: „Ich darf in ihrer Gegenwart nicht einmal Volkslied sagen, weil es ein nicht ganz gewöhnlich Wort, und es möchte romantisch sein" (Schwartz, Albertine v. Grün, S. 99). Bürger freilich wollte ein Volksdichter sein und als seine Lenore im Jahr 1774 erschien, da ward von allen Seiten ein Jubel laut, als wäre, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, „der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen worden" — indeß Goethes gleichartige Ballade: „Es war eine Buhle frech genung" (zuerst 1776 im Singspiel Klaudine von Villabella gedruckt) unbeachtet vorüberging. Ja, bis auf den heutigen Tag ist von der Schulzeit her die Lenore in Jedermanns Munde, von dem untreuen Knaben aber wissen nur die Kenner, deren Zahl nicht groß ist. Aber wie wenig zuständig ist auch hier das Gericht des Publikums, die Stimme der Menge! Wie wenig ist Popularität ein Kriterium des Aechten! Die Lenore trägt alle Fehler der Bürger'schen Dichtweise an sich und ist weder in Erfindung noch in Behandlung ein Meisterstück. Der Dichter will uns eine Gespenstergeschichte, an die wir glauben sollen, erzählen und verlegt sie in die Zeit des siebenjährigen Krieges, mitten in das achtzehnte Jahrhundert, in das Jahrhundert der ausgebildeten Kriegsmechanik, der Posten und Gazetten, der aufgeklärten Predigten von den Kanzeln und der Wolffischen, Jedermann zum Nutzen gereichenden Logik und Metaphysik. Wilhelm ist preußischer Soldat und dient unter dem freigeistigen Könige, und diese Szenerie wird nicht etwa bloß angedeutet, sondern des Weiteren ausgemalt. Als nach dem Hubertsburger Frieden

die Regimenter nach Hause rückten, da fragt die zurückgebliebene Braut die Reihen auf und ab, ob ihr Jemand über ihren Wilhelm Auskunft geben könne. Denn er hatte der Schlacht bei Prag beigewohnt

und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben —

er konnte also schreiben und sie natürlich auch lesen, und in den sechs Jahren, die seitdem verflossen sein mußten, hatte sie keine Nachricht erhalten können! Und womit hat sie es verdient, daß der Todte sie auf seinem Rosse abholt und mit ihr ins Grabgewölbe sich senkt — was hat sie begangen? Eine Braut, die ihren Liebsten verloren hat, darf wohl verzweiflungsvoll die Hände ringen und verdient nur unser Mitleid — aber Lenore hat mit Gottes Vorsehung gehadert und darum die Entführung! Der abgeklärte Begriff und Vorsehung ist nicht nur der Volkssage völlig fremd, sondern daß diese abstrakte Macht eine Schuld, gegen sie selbst und zwar bloß in Worten begangen, auf diese Art strafen werde, eine ungehörige Vermengung zweier ganz verschiedener Vorstellungskreise und Bildungsstufen. So wenig konnte sich Bürger in die Denk- und Empfindungsart des Volkes, in eine Welt des Glaubens und der Wunder, überhaupt in die Stimmung der Ballade versetzen! Die Beschreibung des Rittes selbst steckt voll Ungebührlichkeiten jeder Art, die zusammen eben Bürger's Manier bilden. Die Wiederholungen, die lauten Interjectionen, die prahlerischen Ausbrüche, die Wortmalerei, die übermäßige Länge, die künstlichen, profanen Effecte, alles dies kann den leisen, tiefen Schauer nicht erwecken, den die echte Volksballade mit bescheidenen Mitteln hervorzurufen weiß. Den Beifall, der dem Gedicht zu Theil wurde, verdankte es offenbar dem Versbau und Tonfall, der etwas Schlagendes, Rüstiges, Lebendiges hat — welches aber auch dem ganzen Liede mehr äußerlich anhaftet, als aus dem Innern

quillt. Um wie viel reiner ist der „Untreue Knabe", das Gegenstück der Lenore, aus der Quelle des Volksgefühles geschöpft! Wie halten sich Gegenstand und Ausführung in unmittelbarer Einheit! Daß ein Franzose ein deutsches Mädchen verführt und sie dann verlassen hat, entspricht dem bei dem Volke seit Jahrhunderten eingewurzelten Urtheil über die gallischen Nachbarn: da ihn keine bürgerliche Strafe erreicht, so übernehmen die geheimnißvollen Mächte, die in Gemüth und Phantasie leben, die Rache. In der Todesstunde des Mädchens überfällt den Buben die Bangigkeit, er steigt zu Pferde und reitet sieben Tage und sieben Nächte (die Zahl sieben ist seit uralten Zeiten bedeutungsvoll); der Himmel donnert und blitzt, er muß in einem alten, zerstörten Schlosse Zuflucht suchen; der Boden versinkt unter seinen Füßen, Irrlichter locken ihn weiter, und er steht in einem hohen Saal, mitten in einer Festversammlung von hundert hohlen grinsenden Schädeln. Und unten an sieht er auch sein Liebchen in weißem Gewande, sie bewegt sich und — hier bricht das Lied ab, aber es leuchtet ein, er ist hergefordert, sich mit ihr zu vermählen und die gemeinsame Gruft wird das Brautbette sein. Daß der Dichter verstummt und der Phantasie des Hörers überläßt, den Vorgang zu vollenden, vermehrt nur das Grausen sowohl der Szene als des dem Mörder gewordenen Gerichtes. Und wie leise und innig ist jedes Wort, jede sprachliche Wendung nach der Empfindung des unteren Volkes, seines in sich webenden Gemüthes, seiner dunkeln, sich selbst das Entsetzen schaffenden Einbildung gestimmt! Daß die Ballade parodistisch gemeint sei, erachten wir für eine völlig unzulässige Ansicht; wer so urtheilt, könnte auch den König von Thule oder alle goethischen Gedichte nur für Scherz halten; wohl aber, wie so oft bei Goethe, bewirkt die Wahrheit des Tones, daß über die Erzählung wie ein leichter ironischer Hauch hinzuschweben scheint. Daß das Gedicht keinen Schluß hat (es wird in dem

Drama durch eine andere Person unterbrochen), mag ihm hinderlich gewesen sein; aber wir schätzen ja oft eine ausgegrabene — altgriechische Statue, wenn ihr auch der Kopf fehlt, dennoch höher — als eine jetzige mittelmäßige mit allen ihren Gliedmaßen.

In den zehn Jahren des Weimarer Aufenthaltes war der Dichter, wie gesagt, dem Angesicht der Welt entrückt: er hatte sich, wie die alten Religionsstifter, für eine Weile in die Wüste zurückgezogen. Es waren die schönsten Jahre des Lebens, die Jahre männlicher Jugend, reich an innerer, arm an äußerer Hervorbringung. Das dichterische Vermögen stand in voller Kraft, es vereinigte die frühere Glut und Fülle mit der neugewonnenen Kunstform, aber es schloß sich nicht in Werken auf. Nur die Iphigenie ward vollendet, aber auch diese nur im ersten Entwurf und wie durch eine glückliche Fügung: „Hätt' ich," schreibt er selbst an Knebel den 5. März 1779, „die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei halb angebrütet verfault." Alles Uebrige blieb Fragment, wie Tasso so Wilhelm Meister, wie Egmont auch Elpenor. Und wie Vieles wurde gar nicht angefangen! Faust, auf den in den Jahren 1774 und 1775 die Erwartung so hoch gespannt war, verschwand aus dem Munde der Leute und aus dem Sinne des Dichters, der mit jedem Jahr von dem Gemüthszustand und Stil, der dies Drama eingegeben hatte, sich weiter entfernte. In den Jahren 1776 und 1777 hätte er es noch vollenden können, später nicht mehr oder nur in gezwungener Art. Wäre er, wie Rafael, mit siebenunddreißig Jahren abberufen worden, wir hätten nur eine Reihe von Bruchstücken und könnten uns von der Größe und dem Umfang dieses Genius keinen Begriff machen. Grade so alt war er, als er die Flucht nach Italien unternahm — seltsam genug, daß das, was Andern Zerstreuung bringt, die Reise in ein fremdes Land, ihm als stille ge-

sammelte Muße zur Gestaltung und Ausführung so manches Entworfenen und Begonnenen dienen muß. Darin aber liegt zugleich der Grund des jammervollen Verlustes so vieler blühenden Jahre.

Denn in der ersten Zeit, wo er noch Faust und Werther war, verflossen die Tage in freier, oft ungezügelter Lust am Dasein, in Aufnahme all des Neuen in Sitte und Gesellschaft, in Staat und Hof, auf Reisen, bei Festlichkeiten, mit den Weibern. „Da hielt dich," sagt Götz von Berlichingen, „das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern." Die Stimme der Muse verstummte im Geräusche und Strudel des Lebens und konnte nur in verlorenen Augenblicken, in diesem und jenem kleinen Gedichte laut werden. Dann kamen die Verwaltungsgeschäfte, die Aktenstöße, die Sitzungen und Rechnungen, und daneben der höfische Dienst mit seinen Redouten und Maskeraden, dem Liebhaber-Theater und den herzoglichen Geburtstagen und fürstlichen Besuchen, auch der Pflicht, durch irgend welche pseudo-poetische Erfindungen, in die der Dichter seine Persönlichkeit nicht hineinlegen konnte, die hohen Gönner und Gönnerinnen immer wieder zu ergötzen und ihnen die schuldige Dankbarkeit zu bezeigen. Wenn je ein Dichter Pegasus im Joche war (nach Schillers Bezeichnung), so war es Goethe in den zehn Jahren in Weimar. Mußte er nicht in elenden, fremden Stücken, die nach dem damaligen Zeit- und Hofgeschmack gearbeitet waren, Rollen auswendig lernen und sie probiren, z. B. in v. Seckendorfs Kallisto — „das ich," sagt er selbst in seinem Tagebuch (25. Mai 1780), „völlig als Dienst tractiren mußte, ums nur zu thun". Und mußte er nicht an ein Elogium Bernhards von Weimar denken und dazu Quellen excerpiren und Collectaneen anlegen! Glücklicher Weise scheint dieser Auftrag, wie es an Höfen geht, nur ein vorübergehender, bald wieder vergessener Einfall gewesen zu sein. Später drängte sich die Naturwissenschaft in vielen

ihrer Zweige, ebenso die Kunst und Kunstgeschichte störend in die Spiele und Träume der Dichtung. „Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar," sagte der Dichter viele Jahre nachher (16. März 1824) zum Kanzler von Müller, „und erst das Bedürfniß, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen, praktische Rathschläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur." Endlich that auch der Seelenbund mit Charlotte von Stein der dichterischen Arbeit in sofern Abbruch, als das übervolle Herz in dem vertrauten Umgang einen Erguß fand, den es sonst vielleicht in poetischen Schöpfungen gesucht hätte. Wenn ein unsichtbarer Stenograph uns die Gespräche der vielen Abende, die die Liebenden mit einander verbrachten, hätte aufzeichnen können!*) So aber verging Jahr nach Jahr, Einiges wurde begonnen, Nichts zu Ende geführt, nur Kleines, das nicht viel Zeit nahm, gelang. Er hatte Tasso und Antonio zugleich sein wollen: zwar besaß er auch zu Letzterem eine bedeutende Anlage — schon im October 1774 schrieb Lavater an Zimmermann: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten: dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhommie, sondern auch Kraft," und Klinger an Kayser 1776: „Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wirs nicht begreifen," — aber die Vereinigung zeigte sich doch als unmöglich. Das Gefühl, seinem eigentlichen Berufe untreu geworden zu sein, ward immer stärker in ihm und machte ihn unglücklich. Eine Anzahl Geständnisse der Art aus seinem eigenen Munde liegen vor.

*) Goethe an Fr. Aug. Wolf, den er aufmuntert, als Schriftsteller zu wirken (28. Nov. 1806): „Es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaales verhallten". Hiob 19, 23: „Ach daß meine Reden geschrieben würden! ach daß sie in ein Buch gestellet würden!"

Während der Arbeit an Iphigenie schreibt er dem Herzog: „Bei dieser Gelegenheit seh ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen (die Poesie) ein wenig zu cavalièr behandle, und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will". An Frau v. Stein, 31. Dec. 1780: „Mein Tasso dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an — aber wie will ich zureichen! Ich muß auch all meinen Weizen unter das Commißbrod backen." An Kestner von demselben Jahr: „Pläne habe ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und lange Weile. Verschiedenes hab ich fürs hiesige Liebhabertheater, freilich meist conventionsmäßig, ausgemünzt." Tagebuch, April 1780: „Doch ist mirs wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe und sie sind nicht zu brauchen." Als er Knebel die Anfänge von Wilhelm Meister geschickt und dieser das Werk gelobt hatte, erwiderte Goethe, 3. Juli 1783: „Was du daran lobst, habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß daran; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen." Als Wilhelm sein Vorspiel auf dem Schloßtheater aufgeführt hatte, sagte Jarno: „Es ist schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen" und später: „Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher auszuputzen und diese Hunde tanzen zu lehren." So sagt auch Wilhelm selbst 4, 2: „Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd sein darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft." Es ist, als zielten die letzten Worte auf des Dichters

Publikum in Weimar; es bestand aus einem Halbdutzend Personen, denen er neu entstandene Fragmente und Kapitel vorlas, dem Herzog, den beiden Herzoginnen, Herders, Frau von Stein, in zweiter Linie Knebel und Wieland. Aber daß die Genannten, sowohl was jene Innigkeit, als was ästhetische Bildung überhaupt betrifft, eines solchen Dichters würdig gewesen wären, darf man wohl bezweifeln. Der Herzog besaß Verstand, daneben auch ein gut Theil harmloser Roheit; wenn er sich gleich zu Anfang Goethe zum Gefährten wählte, so bewog ihn nicht Sympathie mit dessen Seelenleben, sondern außer den bestechenden Eigenschaften von Goethe's Persönlichkeit die Voraussetzung, der geniale Jüngling werde ihm helfen, die conventionellen Fesseln zu sprengen und in Kraft und Genuß die untersten Gründe aufzuwühlen. Aber der tägliche Umgang mit dem überlegenen, eben so liebenswürdigen als energischen Freunde hob ihn eine Weile über sich selbst hinaus, er täuschte sich eine Geistesverwandtschaft mit ihm an. Er begann sich für Steine, Blumen, Knochen, für Oelbilder, Kupferstiche, Medaillen und natürlich auch für Poesie zu interessiren. In der Iphigenie spielte er in Merck's Gegenwart den Pylades neben Goethe, den Orestes — mit Vertauschung ihrer Rollen im Leben, denn um diese Zeit war es schon Orestes, der Maß und Besonnenheit lehrte. Drei Jahre später gefiel ihm das Gedicht auf Mieding's Tod ganz besonders — obgleich wir jetzt urtheilen müssen, daß für einen so großen und einzigen Dichter der Stoff gar zu unbedeutend ist: Mieding war im höfischen Cirkel eine beliebte Figur, die zu vielen Späßen Gelegenheit gab, und die Trauerrede auf seinen Tod doch nur ein zu Kurzweil dienendes Gesellschafts- oder Hofpoem. Was das Drama überhaupt betrifft, so hielt der Herzog bis zuletzt an der französischen Form desselben fest, trotz aller Wirkungen des Sturmes und Dranges; er folgte gern in Allem der Richtung des verwandten Hofes in Potsdam —

wie ja auch der Prinz in Wilhelm Meister, der ein Abbild des Prinzen Heinrich von Preußen sein soll, eine Vorliebe für Racine hat und dadurch Wilhelm Gelegenheit giebt, eine geistvolle Lobrede auf diesen Theaterdichter zu halten. „Vielleicht, schreibt Goethe am 3. Febr. 1781 der Freundin, käme der Herzog, und Sie steckten den Cinna ein“, mit dem also Se. Durchlaucht unterhalten werden sollte. Als ihm der in Rom endlich vollendete Egmont bekannt geworden war, hatte er viel daran auszusetzen: „Bemerkungen, welche Sie mir schreiben“, erwiderte Goethe den 28. März 1788, „sind zwar für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Menschen äußerst wichtig.“ „Einiges, was Ihnen nicht behagte, liegt in der Form und Konstitution des Stücks und war nicht zu ändern, ohne es aufzuheben“ — mit anderen Worten, der Aufbau in Weise Shakespeare's, der historische Gehalt des Dramas war dem Herzog nicht genehm. Auch gegen Tasso hatte er von Anfang an eine Abneigung. Er rieth dem Dichter davon ab; bei der Ausführung hatte dieser nicht bloß die Schwierigkeit der Sache, sondern auch das Vorurtheil des Fürsten zu überwinden (an den Herzog aus Rom den 28. März 1788 und aus Weimar den 1. October desselben Jahres). Die Form konnte dem hohen Beurtheiler hier keinen Anstoß geben, vielleicht aber fürchtete er die Anspielungen, die möglichen Beziehungen auf seinen eigenen Hof, oder vielmehr der Gegenstand war ihm zu modern, da die französische klassische Tragödie, wie bekannt, nur entfernte Stoffe zuließ. Indeß, zum Dichten hatte er den jungen Goethe nicht nach Weimar berufen und wenn er sich dessen poetischer und Phantasiewelt zuweilen näherte, so „hinderten doch die Knoten in dem Strange seines Wesens eine ruhige, gleiche Aufwicklung des Fadens“, und „der Frosch ist fürs Wasser gemacht, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann“ (beide bittern Gleichnisse in dem vertrauten Briefe an Fr. von Stein vom 10. März 1781). Später, in der

Zeit Schillers, interessirte den Herzog zwar das Theater, wie von jeher, aber der Gesichtspunkt wurde immer französischer, immer verständiger. Beide Dichter übersetzten ihrem Herrn zu Gefallen, der Eine zwei Stücke des Voltaire, der Andere eins von Racine, und von dem Mahomet des Ersteren hoffte der Fürst, es werde damit eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks" angehen (an Knebel, Januar 1800; es sollte also die Gottschedische Zeit wiederkommen)! Von Schillers Dramen war ihm keins nach Sinn; am Wallenstein fand er nur die ausnehmend schöne Sprache zu loben; die Jungfrau von Orleans durfte gar nicht aufgeführt werden, weil eine damals beim Herzog allmächtige Schauspielerin aus weiblichen Gründen die Rolle nicht übernehmen konnte und sie doch keiner Andern abtreten wollte; an der Braut von Messina machte er eine Menge Ausstellungen, er klagte über den unnützen bilderreichen Schwulst der Sprache, über die unausstehlichen Härten in den Versen, die undeutschen Worte und Wortversetzungen, die Knittelverse mitten im Pathos u. s. w. (in dem Brief an Goethe vom 11. Febr. 1802). So urtheilte er höchst nüchtern, nicht viel anders als einst sein Großoheim Friedrich der Große, und wenn Goethe ihn dankbar seinen August und Mäcen nannte, so war Schiller kühn genug, in dem Gedicht „An Goethe" dem Herzog die nöthige Belehrung zu ertheilen und in der „deutschen Muse" für Deutschland auch das Augustische und Mediceische Zeitalter abzulehnen. Als im Jahre 1817 die Frau von Heygendorf, eben die obige Jungfrau oder vielmehr Nicht-Jungfrau von Orleans, es durchsetzte, daß der Hund des Aubry aufs Theater kam und Goethe in Folge dessen ohne viel Umschweif seinen Abschied erhielt, soll dieser ausgerufen haben: Karl August hat mich nie verstanden! Dies war im Grunde der richtige Ausdruck des Verhältnisses zwischen beiden. Indeß, Unterstützung, Schutz, Duldung gewährte Karl August unsern höchsten Klassikern dennoch, und so war er zwar nicht in vollem,

doch in gewissem Sinne ihr Augustus und Mäcenas oder Mediciäer. Und dann — wie tief standen die andern damaligen Fürsten deutscher Nation noch unter dem Weimarer Herzog und Großherzog!

Die beiden Herzoginnen waren als Frauen und Fürstinnen kaum im Stande, den Gehalt der Goetheschen Dichtung auch nur von ferne zu erfassen; sie konnten sich nur an das Nächstliegende, an die Form halten, und diese sagte als solche wenig, war einfach und unscheinbar. Die Herzogin Luise wird als eine stille Frau geschildert, der ein leiser Gang des Lebens am meisten zusagte und die, wenn sie wirklich für ein Gelesenes Empfänglichkeit besaß, doch mit ihren Urtheilen und Eindrücken zurückhielt. Daß ihr Gatte in den ersten Jahren der Ehe sich dem wilden Leben ergab, schmerzte sie tief, wie ihre Briefe in die Heimath bezeugen — wie hätte sie den gern sehen können, der der Verführer, der eigentliche Urheber schien! Sie ist ja mit der Lila in Goethe's Singspiel dieses Namens gemeint, die von der Idee beherrscht wird, böse Geister hielten ihren Mann gefangen: doch wird sie in dem Stücke geheilt und der Freude wiedergegeben, und so mag es auch in der Wirklichkeit geschehen sein. Ganz wohl aber ward es ihr in dem Treiben des lockern Musenhofes niemals. Dagegen war die Herzogin Mutter ein lebenslustiges, heiteres Wesen (sie war 1739 geboren, also, als Goethe nach Weimar kam, 36 Jahre alt) und unter andern Dingen trug ja auch die Poesie, wenn man dieses Wort hier brauchen darf, so wie ein wenig Kunst und Wissenschaft zum Vergnügen bei; Aufführungen, Scherze und Schwänke, Beleuchtungseffekte, Masken, ein eigenes handschriftliches Journal mit Beiträgen der Herren und Damen vom Hofe u. s. w. — dies und Aehnliches bildete ihr Element und im Kleinen war ihr Ettersburg und Tiefurt, was etwa Trianon dem Versailler Hof oder Zarskoje-Selo der Kaiserin Katharina von Rußland. Was sollten ihr Iphigenie oder hin und wieder ein paar neue

Kapitel des Wilhelm Meister?*) — Aber ein echter Zuhörer, so sollte man meinen, war Herder und unter seiner Leitung auch Frau Caroline Herder. Eine lange Freundschaft verband ja beide Männer — aber auch diese nur wegen der Weichheit, Nachgiebigkeit, Herzlichkeit und reifen Selbstbildung des Einen von Beiden. „Goethe ist ein Dichter," sagten die Brüder Schlegel im ersten Bande ihres Athenäums, „von dem es nie entschieden werden kann, ob er größer oder liebenswürdiger sei." Grade umgekehrt — Herder. Als es sich für diesen drum handelte, in Weimar zu bleiben oder einen Ruf nach Göttingen anzunehmen, da sagte Goethe, wie Caroline ihrem Manne schreibt: „Sein Gemüth bringt er ja überall mit." (Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.) Wie wahr! Er brachte sein Gemüth nach Italien, er brachte es in das Verhältniß zu Goethe und hätte es zu seinem Unglück auch nach Göttingen gebracht. „Herder fährt fort, sich und Andern das Leben sauer zu machen," heißt es in einem Briefe Goethe's an Lavater vom September 1780. Er konnte einsichtig, anerkennend sein — wenn man es glücklich traf. Am 1. Juli 1781 schreibt Goethe: „Herder war gar gut; wenn er öfter so wäre, man möchte sich nichts Besseres wünschen." Als er auf Goethes Bitte den Götz von Berlichingen zum Behufe der neuen Ausgabe kritisch durchgegangen war, schickte er das Exemplar mit den warmen Worten zurück, Juli 1786: „Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Gott segne

*) Frau von Stein schilderte ein halb Jahr nach Goethe's Ankunft das herzogliche Haus folgendermaßen (in einem französischen Briefe an den Arzt Zimmermann): „Ein Regierender, mit sich und aller Welt unzufrieden, täglich sein Leben, das ohnehin von keiner guten Gesundheit gehalten wird, aufs Spiel setzend, ein noch schwächlicherer Bruder, eine kummervolle Mutter, eine mißvergnügte Gattin, Alle insgesammt gutmüthige Geschöpfe, aber nichts, was in dieser unglücklichen Familie zusammenstimmte."

Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig." Und gleich Anfangs, als Götz zuerst erschienen war und Herder vor Augen kam, hätte er da nicht jubeln und jauchzen müssen, daß Alles, was er selbst gelehrt und gepredigt, in einer genialen Dichtung voll Kraft und Mark wirklich geworden war? Aber er zog vor, heute zu loben (sogar gedruckt, obgleich auch da nur andeutungsweise), morgen zu bekritteln und spöttisch zu verkleinern. Sich an Goethe zu erfreuen, ihn neben sich zu dulden, dazu war sein Sinn nicht groß genug. Alle Gegenstände und Personen und ihre Werke rückten in seinen Urtheilen immerfort aus Licht in Schatten und aus Schatten in Licht; hatte er Jemand tief gekränkt, dann war er verwundert, daß seine Worte so hatten genommen werden können. Besonders die Briefe aus Italien lehren uns diese haltungslose Gemüthsart kennen: unaufhörliche Widersprüche, harte Ungerechtigkeit, die dann, wenn der Andere sie empfunden hat, alsbald zurückgenommen wird, Schüchternheit, wo ein offenes Wort gefordert war (z. B. Dalberg gegenüber), Freundlichkeit sogleich übergehend in Streit und Bitterkeit, niedrige Eifersucht und hochfahrende Eitelkeit neben gleich folgenden Redensarten, wie: doch will ich nicht richten, um nicht gerichtet zu werden u. s. w. Goethe's Eugenie war ihm Anfangs das höchste Meisterwerk, weil er damit den von ihm über Alles gehaßten Schiller gedemüthigt glaubte: nachher aber brauchte er wieder Goethe gegenüber ein kritisches Wort über das Drama, das beide Männer auf ewig geschieden hätte, wenn nicht der eine von ihnen bald darauf die Augen im Tode geschlossen hätte*). — Verglichen mit Herder, blieben Wieland und Knebel in einiger Entfernung bei Seite. Wieland, immer freundlich und

*) Niebuhr sagte wohl nicht zu viel, wenn er über Herder schrieb: — „der sich nie an etwas freute, sondern immer das Lob zu beschränken und zu modificiren suchte, damit es nicht freudig sei". Und Merck schrieb seiner Frau, d. 14. Febr. 1774, er und Goethe hätten gezweifelt, ob das

gut, war gleich Anfangs von Goethe's Erscheinung wie berauscht, und gab seiner Bewunderung in dem schönen Gedicht Ausdruck, das ihm Lessing, den der Haß verblendete, so herbe verwies. Goethe war in der ersten Zeit viel in Wieland's Hause und der Dichter Wieland stand in seiner Schätzung noch lange, ja bis ans Ende hoch. „Wenn ein deutscher Dichter ist, so ist ers", heißt es mit Bezug auf Oberon in einem Briefe an Kestner vom Jahre 1780 und das kleine anmuthige Gedicht: „Geweihter Platz" geht ursprünglich auf Wieland, der die Gesänge und Tänze der Nymphen und Grazien belauscht hat und sie weiter den Musen anvertraut. Wieland's mehr süddeutsche, leichte und menschliche Empfindungsweise mußte Goethe als verwandt anziehen — dennoch bildete sich kein bleibendes Verhältniß, und Wieland gehörte nicht zu denen, für die Goethe seine Dichtungen bestimmte. Es fehlte den Wieland'schen Gestalten zu sehr an Wirklichkeit, ihm selbst an Seelentiefe: für die Sehnsucht, die den jüngeren Dichter um diese Zeit im Innersten bewegte, für sein Bangen und Verlangen fand er bei Wieland keinen Widerhall. Dazu kam als äußerer Grund, daß Wieland sich meistens abseits, innerhalb des Hauses und der Familie hielt und mit immer neuen, eigenen Geistesspielen beschäftigt war. Auch Knebel war ein Süddeutscher oder wenigstens Franke (geboren in Wallerstein), gebildet und welterfahren und selbst ein Dichter. Wenn wir nach seinen Briefen schließen dürfen, besaß er wohl Sinn für Goethe's Schöpfungen und beurtheilte sie mit Einsicht. Doch war er zehn Jahre lang in Potsdam unter Friedrich dem Großen Offizier gewesen und hatte seine ersten Eindrücke von der Berliner Dichterschule erhalten:

arme Geschöpf, das Herders Gattin geworden sei, an der Seite eines so sonderbaren Menschen (la pauvre compagne d'un homme aussi singulier que Mr. Herder) glücklich werden könne. Darin aber irrten Merck und Goethe, denn die Ehe, obgleich unruhig und hin und wieder durch Stürme bewegt, war doch keine unglückliche.

der Schritt von Ramler bis zu Goethe mußte schwer sein, auch sind seine eigenen poetischen Versuche etwas kalt, lateinisch und phantasielos. Da er viel von Weimar abwesend sein mußte und war, so konnte er nicht zu Goethe's Nächsten gehören; doch erhielt sich der Verkehr mit ihm, wenn auch durch einzelne Trübungen unterbrochen, länger, als mit manchem Andern, — bis zu Goethe's Tode. Wäre Merck in Weimar ansäßig gewesen — er wäre dem Dichter oft unbequem geworden, aber er hätte ihn begriffen und von mancher Vergeudung seiner Kraft und seiner Zeit zurückgehalten. Ueber ihn bemerkt das Tagebuch 13. Juli 1779: „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue, und wie ichs thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standpunkt, so giebt das schöne Gewißheit". Er war der einzige Mensch — aber Charlotte von Stein, erkannte die ihn auch nicht? Ueber diese Geliebte des Dichters richtig zu urtheilen, ist bei dem Mangel unmittelbarer, von ihr selbst ausgegangener Zeugnisse ungemein schwierig. Sie zu tief herabsetzen, wäre ein Frevel gegen den Dichter selbst, der zwölf Jahre hindurch in grenzenloser Hingabe allen Reichthum seiner Gaben an ihr verschwendet hätte. Dennoch können wir ihr nicht zutrauen, daß sie deutlich sah und ganz empfand, was sie an ihm besaß: sie war ein Weib, eine Hofdame, unter den damaligen Umständen, auf der damaligen Bildungsstufe, in höfisch-französischer Form und Richtung — wie hätte sie die Lebensbilder und die Prosa Wilhelm Meisters, die religiöse Erhabenheit der Oden u. s. w. in ihrer Tiefe ermessen können? Und wenn sie es konnte, hätte sie dann nicht ihre Liebe an die Bedingung knüpfen müssen, daß er zuvor seinen Faust oder den Elpenor u. s. w. vollendete? Und hätte sie ihn nicht nach Kräften von den profanen Geschäften abgelenkt und immer wieder auf seinen größten, heiligsten Lebensberuf gewiesen? Oder als bedeutungslos zugelassen, daß er heute an Iphigenie arbeitete und morgen Rekruten auslas,

um dem kleinen Herzog in Sachsen ein lächerliches Militair zu schaffen? Freilich sind die Weiber alle Verschwenderinnen und wenn sie ein Genie, ein Höheres in ihrem Dienst verbrauchen, so kümmert sie das wenig. „Wenn die Männer," sagt Goethe selbst, „sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen, wie ein Wocken." Wohl schmiegte sich Frau von Stein auch in poetischen Dingen ihm an und suchte sich in sein Dichten hineinzufinden, aber worin sie ihm überlegen war und ihn erzog und seine Bekenntnisse empfing — es war das Leben in gewählterer Gestalt, der feinere gesellige Verkehr, die Behandlung der Menschen,

die arme Kunst, sich künstlich zu betragen.

Als er im August 1784 mit dem Herzog den braunschweigischen Hof besuchte, hatte sie ihm auferlegt, ihr von dort in französischer Sprache zu schreiben. Das Französische sollte ihm geläufig und natürlich werden; er sollte werden, wie die damaligen Prinzen und Edelleute, die nur mit ihren Kutschern deutsch sprachen, sonst aber französisch zu denken und zu sprechen und zu schreiben gewohnt waren. So mußte der, durch den die deutsche Sprache aus dem Aschenbrödel zur Fürstin ward, sich üben, es auch in der äußern Art den Hofleuten gleichzuthun! Aber wahrhaft vornehm zu sein, nicht bloß innerlich, sondern auch vor den Augen und Ohren Anderer, war in jener Lebensperiode sein nächstes Anliegen — und so legte er Abends und in jeder freien Stunde Alles, was er gethan, was ihm innerlich und im Getriebe des Tages widerfahren war, ihr zu Füßen und nahm ihre Billigung, wohl auch ihren Vorwurf, die Hinweisung auf den Ruf und das Urtheil der Welt in Demuth und Dankbarkeit entgegen. Dann aber kam die Zeit, wo der Jüngling zum Manne geworden war und dieser mit sich selbst Frieden geschlossen hatte und keines Seelentausches mehr bedurfte — und da konnte ihm Frau von Stein nicht mehr

Alles sein. Sie war alt, eine Matrone geworden, etwas grämlich war sie immer gewesen; auf das conventionell Sittliche, Züchtige hatte sie immer gedrungen. Als er dann seinen Egmont aus Italien einschickte, da nahm auch Frau von Stein das Drama ungnädig auf: wie wir aus des Dichters Antwort sehen, mißfiel ihr die Erhebung Klärchens, der „Dirne", zu einer Prophetin der Freiheit — also auch hier der Gesichtspunkt des Geziemenden, nicht der poetische, auf welchem letzteren Klärchens und Egmonts Liebe ihr ideales Recht in sich selbst hat und keiner bloßen Zulassung bedarf oder wohl gar Strafe fordert.

Das also war das kleine Publikum, das ihn umgab und dem er sich mittheilte! Alles in Allem waren es doch gewöhnliche, recht sehr prosaische Menschen, und er der Königssohn unter den Hirten oder nach seiner eigenen Fabel der Adler unter den Tauben und Täubchen. Und doch bedarf der Genius, und je größer er ist, um so mehr, der Einstimmung und Freude, des Gegenklanges von außen, nur dieser reizt ihn, sich zu öffnen, die gesammelten Schätze gern herzugeben, die Scham, die Schmerzen zu überwinden, die mit jeder Ablösung vom Herzen verbunden sind. Aber er fühlte sich oft genug allein. Er vergleicht sein Inneres „einem Kästchen voll allerlei Schmucks, Goldes und Papiere", das in einen Brunnen versenkt ist; schon ehe er nach Weimar kam, hatte er oft mit dem Propheten schmerzlich ausrufen müssen: ich trete die Kelter allein, und er mochte sich damals stellen, wie er wollte, so war er einsam; von ähnlichen Aussprüchen der Weimarer Zeit führen wir nur die zwei Stellen an: Brief an Frau von Stein, 1. Januar 1780: „Ich stehe von der ganzen Nation ein für alle Mal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes, indeß führ ich mich so leidlich auf als möglich", und aus dem Tagebuch, 13. Mai 1780: „Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der

ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können!" Auch die Regierungsthätigkeit, der er seine höchste Bestimmung so vielfach geopfert hatte, bereitete ihm jetzt nur bittere Empfindungen: sie zeigte sich als vergeblich. Eine Menge Aeußerungen im Briefwechsel der späteren Jahre, halb unterdrückte Seufzer, verrathen den äußeren Mißerfolg, die innere Mißstimmung. Elpenor:

Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt
Zu Vielem schweigen.

1786, 9. Juli, also kurz vor der italienischen Reise: „Ich sage immer, wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein"*). Noch zehn Jahre später, als es sich drum handelte, ob Fritz von Stein in preußische Dienste treten oder in Weimarischen Staats- und Hofämtern allmählich emporsteigen solle, schrieb er der Mutter des jungen Mannes: „Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Consequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden." Die Verschwendung, die Vergnügungssucht des Hofes, die Reisen und Jagden, die Gastfreundschaft und die Bewirthung schmarotzender Edelleute u. s. w. ließen keinen Wohlstand im Lande aufkommen. Warum aber zog er die Hand nicht eher von dem Werk ab, warum floh er nicht früher? Da es wie mit der Dichtung, so auch mit den Geschäften nicht gehen wollte? Da er schon im Jahre 1782 an Knebel geschrieben hatte: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät,

---

*) Einen ähnlichen Ausspruch soll Bismarck gethan haben, nur daß er statt Administration ein anderes Wort brauchte, ich glaube Politik.

und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt —?" Erstens wurde ihm, wie wir glauben, die Trennung von Frau von Stein damals schwer, ja unmöglich: beginnt doch die an die Geliebte gerichtete Strophe vom Jahr 1784 mit den Worten:

Gewiß ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen.

Andrerseits — so erdrückend die Last der politischen Arbeit und des Hofdienstes auf ihm lag, eine einflußreiche, hochangesehene Stellung mit dem Nichts, der Einsamkeit freiwillig zu vertauschen, ist ein Entschluß, der gern aufgeschoben wird; man nenne es nun Ehrgeiz oder anders, es kann keinen Schatten auf ihn werfen. Zuletzt aber mußte doch gewaltsam abgebrochen werden — er mußte sich wieder an die Welt, an seine Nation, an das literarische Publikum wenden, statt sich von der Weimarer und Gothaer und Erfurter nichtigen Geselligkeit aufzehren zu lassen. So begann er die Herausgabe seiner Schriften, knüpfte an seine Jugend an, da er noch ein freier Dichter gewesen war, eilte nach Italien, wohin er schon vor elf Jahren auf dem Wege gewesen war, und sandte von dort die Iphigenie und den Egmont an den Drucker und Verleger, dann nach der Rückkehr auch den halbfertigen Faust und Torquato Tasso, dieses Gegenbild seines eigenen tragischen Weimarer Schicksals. Wie die allgemeine Aufnahme war, mag hier mit A. W. Schlegel's Worten ausgedrückt werden: „Nachdem die sogenannte Sturm- und Drangperiode in den siebziger Jahren des Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ sich in den Achtzigern eine gewisse Erschlaffung spüren, die durch mancherlei zusammentreffende Umstände vermehrt ward. Die Lethargie war so unerwecklich, daß selbst das Wiederauftreten jenes

großen Geistes, welcher zu der vorhergehenden Periode den ersten Anstoß gegeben hatte, und dessen Jugendwerke, die auf dem Standpunkte einer umfassenden historischen Kritik nur als vorläufige Protestationen gegen die Anmaßungen der konventionellen Theorie erschienen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen gewesen waren, — daß selbst das Wiederauftreten Goethe's, sage ich, in der Gestalt des reifen, selbständigen, besonnenen Künstlers unmittelbar keine sichtbare, bedeutende Wirkung hervorbrachte" (im zweiten Bande der Charakteristiken und Kritiken 1801). Besonders die Iphigenie in ihrer reinen Formenschönheit und klassischen Stille wurde mehr als ein völlig Fremdes mit großen, verwunderten Augen angestaunt, als begriffen und genossen. Schon die Künstler in Rom, denen er sie vorlas, „konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden", und die „fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft wollte ihnen kaum zu Sinn". Wie das Stück aber den Schauspielern vorkam, kann uns das Urtheil Iffland's lehren, dieses höchst unpoetischen Hannoveraners, dem nach Landesart alles Ideale unfaßbar war, außer in Gestalt gutmüthiger Familienmoral und bürgerlicher Rechtschaffenheit. Er schreibt, nachdem er die Handschrift gelesen, an den Freiherrn v. Dalberg 2. October 1785: „Ich finde nicht, was man davon sagte! Seinsollende griechische Simplicität, die oft in Trivialität ausartet, sonderbare Wortfügung, seltsame Wortschaffung und statt Erhabenheit oft solche Kälte, als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau zu Ilmenau geschrieben ist." Aehnlich wird im Durchschnitt die Stimme der übrigen Zeitgenossen gelautet haben. Das Drama war kalt, denn es war nicht sentimental, sondern bloß seelenvoll und innig und fromm; es war ganz ethisch, aber es predigte nicht Moral; das Pathos rauschte nur wie eine mächtige, unterirdische Quelle; das Kolorit war zu zart, um der groben Auffassung der literarischen Menge fühlbar zu werden. Auch Egmont fand einen Kunstrichter,

der diesem Drama nicht gerecht wurde — es war Schiller. Schiller war damals gegen Goethe nicht freundlich gestimmt, dieser war ihm zu vornehm, zu glücklich: die Lebensloose waren Beiden zu ungleich und nicht nach Verdienst zugetheilt worden; daß auch Goethe vielfaches und tiefes inneres Unglück erfahren hatte, war aller Welt verborgen; mit den Niederlanden jener Zeit hatte sich Schiller mannichfach beschäftigt, sowohl in einem eigenen historischen Werke, als dramatisch im Don Carlos; so hielt er sich zum Beurtheiler berufen — mit dem stillen Vorbehalt, damit seine eigene Sache zu führen. Er fand den Helden des Stückes nicht männlich genug, Freiheitsrhetorik so gut wie keine, die Schlußszene zu opernhaft. Damit aber hatte er den Charakter und eigentlichen Kern dieses Dramas ganz verfehlt. Die Tragik desselben besteht eben in dem Gegensatz eines frohen Gemüthes, sorgloser Lebenslust, der Phantasie, die von innen her den Umkreis des Daseins mit ihrem heitern Lichte bestrahlt, des offenen Vertrauens, das die Menschen für besser nimmt, als sie sind (wie Goethe war, als er nach Weimar kam), — zu der harten Wirklichkeit der politischen Dinge, der lauernden Beobachtung, der herzlosen Berechnung, ja Grausamkeit, deren der Staatsmann nicht entbehren kann. Beide Glieder des Gegensatzes sind historisch und local individualisirt, das eine in dem leichtblütigen niederländischen Volke und dessen ritterlichem Liebling, dem wachenden Träumer, dem Grafen Egmont, das andere doppelt in dem klugen Oranien und den düstern Spaniern mit ihrem Herzog Alba und seiner wie eine Mauer zusammengeschlossenen Truppe. Auch hier also, wie fast immer bei Goethe, nicht bloß die Dialektik halber Wahrheiten und einseitiger Charaktere, sondern auch die eine Seite, die des Gemüthes und der Phantasie, in schmerzlicher Tragik unterliegend, dadurch sich läuternd und in unserem Herzen ihr relatives Recht behauptend. Wir scheiden mit dem religiösen Gefühl: es konnte nicht anders sein. Der Spanier

wird gleichfalls seiner Strafe nicht entgehen — die Niederlande werden sich befreien, und Spanien wird werden, was es im 17. und 18. Jahrhundert, ja bis auf den heutigen Tag geworden ist. Auch Clärchen lebt in einer abgesonderten Welt seliger Einbildung, in der farbigen Dämmerung eines Traumes, wie bezaubert durch den Gedanken, daß dieser Mann, den alle Welt vergöttert, ihr angehört, daß der strahlende Ritter des goldenen Vließes ihr Geliebter ist (aus Rom 3. November 1787) — darum sie ihm auch am Schlusse als himmlische Lichtgestalt erscheinen kann und unmittelbar vor dem Schaffot und dem blutigen Todesstreich Alles in eine Seelenmusik sich auflöst. Egmont ist eine Gemüthstragödie und dennoch nach Ort und Zeit lebendig bestimmt, auf realem Boden, viel geschichtlicher, als irgend ein Charakter oder eine Szene im Don Carlos: dieser wunderbaren Verschmelzung entspricht der doppelte poetische Stil, der naturalistische des ersten Entwurfs und der ideale der späteren Vollendung; es ist ein Uebergangsdrama, ein Götz von Berlichingen, der sich zur Iphigenie umbildet. Egmont zum Familienvater machen, wie Schiller verlangte, mit den dazu gehörigen rührenden Auftritten, würde dem ganzen Sinn des Stückes zuwider sein — für welches grade das heimliche Liebesglück und auch die Phantasie-Erscheinung am Schlusse organisch und harmonisch ist. Von Clärchens Liede: Freudvoll und leidvoll spricht Schiller nicht — wirkte es nicht besonders auf ihn? Es wiegt freilich Schiller's ganze Liebeslyrik auf: man vergleiche nur den Zauber und die Innigkeit dieser Melodie mit Theklas „der Eichwald brauset" oder Egmonts Besuch bei Clärchen mit dem, was Max und Thekla oder auch Rudenz und Bertha einander sagen! Von den Geringeren gar nicht zu reden!

Aber nicht bloß durch diese Kritik, auch durch seine eigenen Werke trat Schiller der neuen Goethe'schen Dichtung hindernd in den Weg. Die letztere glänzte nicht, sie war tief und still;

Schiller's feurige, blühende Diktion aber setzte die Gemüther des großen Publikums in eine Erregung — daß die Stimme des älteren Dichters nicht mehr vernommen wurde. Selbst die kleine Gemeinde in Weimar, die Goethe glaubte erzogen zu haben, sowohl die Männer („die wilden Studenten"), als die „gebildete Hofdame" (Frau von Stein) fand er bei seiner Rückkehr von Schiller und Heinse hingerissen. Er war „sehr betroffen" und glaubte all sein dichterisches Thun verloren. Schon beim Austritt aus Italien hatte er in trauriger Ahnung geschrieben, an Knebel, Mailand den 24. Mai 1788: „Ich bringe Vieles mit, wenn Ihr nur im Falle seid, es zu genießen". Da Schiller mit seinen Räubern schon 1781 aufgetreten war, so muß man sich verwundern, daß in der Weimarer Correspondenz bis zur italienischen Reise nirgends von diesem Erstlingsstücke und den gleich folgenden beiden Dramen die Rede ist. Als Goethe im Januar 1786 in Gotha den Reichard'schen Theater-Kalender las und der deutschen theatralischen Wirthschaft „ordentlich nachrechnete und Alles umständlich balancirte", — da war ihm diese noch nie „so leer, schal, abgeschmackt und abscheulich" vorgekommen, aber in dem ganzen Klagebrief über die „deutsche Theater-Misère" kein Wort über die rohen, aber genialen Dramen eines Jünglings mit Namen Schiller. Am Weimarer Hofe herrschte eben gegen deutsche Literatur Gleichgültigkeit; man las, wie an allen Höfen und beim Adel überhaupt, nur neue französische Bücher, Diderot, Voltaire, Rousseau, St. Martin, Mirabeau, Necker's Compte rendü" u. s. w. und war glücklich, wenn man einen Brief des Barons von Grimm erhascht hatte. Aber während Goethe's Abwesenheit in Italien war das neue Gestirn auch in Weimar aufgegangen; Schiller war selbst nach Weimar gekommen, hatte bei Wieland und Herder, in einigen Häusern des Adels günstige Aufnahme gefunden, ja mit der Familie von Lengefeld ein zartes Band anzuknüpfen begonnen; er fand

Goethe's Ansehen fest gegründet und konnte sich eines bitteren Gefühls gegen den, der ihm überall, gesellig und poetisch, eine Schranke setzte, nicht erwehren. Goethe seinerseits fühlte sich durch den rohen Geschmack und die ethische Unreife seines Nebenbuhlers angewidert; Gedichte wie die Freigeisterei aus Leidenschaft und die Resignation und das Lied an die Freude mußten ihn abstoßen und die hochgehende Bewunderung der feurigen Jamben des Don Carlos im Gegensatz zu den wie aus Seiden- und Goldfäden gewobenen Gesprächen seines Tasso ihn tief verstimmen. Ueber Tasso erlaubten sich die Göttinger Gelehrten Anzeigen am Schlusse einer kühlen Kritik die Aeußerung: „Keine der handelnden Personen ist so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe zu dem seinigen machen könnte. Tasso selbst erregt nur eine mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme, und die Prinzessin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran sollte nehmen können." (1790, Stück 93; die Recension rührte von A. W. Schlegel her, der freilich damals noch nicht 23 Jahr alt und Bürger's Zögling und Schiller's Bewunderer war.) Aehnlich äußerte sich um dieselbe Zeit der jüngere Graf Stolberg in einem Briefe an Jacobi: „Was sagen Sie zu Goethe's Tasso? Mir mißfällt er tout uniment. Warum giebt er dem kleinlich stolzen, großmüthelnden Antonio diese Superiorität über den Zögling der Muse und der Grazie? Einzelne Züge sind vortrefflich." Waren nun Goethe's gesammelte Schriften unter so ungünstigen Umständen hervorgetreten, und genoß und würdigte sie eigentlich Niemand, und schien auch aus den Meldungen des Verlegers hervorzugehen, daß der Absatz den Erwartungen nicht entsprach, — so begann das letzte Decennium des Jahrhunderts mit einer doppelten geistigen Strömung, die den Dichter ganz einsam machen mußte, wir meinen die Lehren der französischen Revolution von Westen und die Kantische Philosophie vom äußersten Nordosten her. Beide waren, wie auch

schon von Andern bemerkt worden ist, innerlich verwandte Erscheinungen, die letzte Vollendung des das ganze Zeitalter beherrschenden Geistes. Die Revolution, eine Empörung gegen den tragenden Naturgrund und gegen alle historischen Zusammenhänge und Bedingungen, construirte den Staat nach der Willkühr des sogenannten Vernunft- und Naturrechts; sie schnitt ab, was dieser Construction im Wege stand, auch wenn es Ströme von Blut kostete; sie betrachtete die Individuen als wesentlich gleich, als bloße Ziffern, und regulirte ihr Leben nach abstrakt-mechanischen Formeln. Das konnte allerdings nur zum Schein und für eine kleine Weile gelingen, wie wir nur für einige Augenblicke auf dem Kopfe gehen können. Aber damals war dies die neueste, höchste Weisheit, der letzte Schluß der ganzen Geschichte und eine neue Universal-Chronologie sollte mit der französischen Republik beginnen. Auch der Kantische Kriticismus pflanzte das Banner der absoluten Freiheit des Subjekts auf und brachte so die Aufklärung zu ihrem systematischen und speculativen Ausdruck. Kant war der genaue Buchhalter, der die Activa und Passiva des bisherigen dogmatischen Denkens reinlich auseinander hielt, und was sich dabei ergab, war Folgendes. Eine Weltvernunft, objektiven Geist gab es nicht; alle Erkenntniß war nur subjektiv, das Subjekt bringt die Kategorien, d. h. alle Form der Wahrheit, ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu dem todten Stoffe hinzu und das Ansich der Dinge verbirgt sich in einem unerreichbaren Jenseits. Zum positiven Ersatz diente der apriorische Freiheitsbegriff, die Selbstbehauptung gegen natürliche Antriebe, der Rigorismus sittlicher Postulate, die Autonomie der praktischen Vernunft. Beides, der Bau eines neuen Staates in der Abstraktion von allen organisch-lebendigen Kräften und die Kantische dualistische Moral und Verläugnung der Natur mußte Goethe tief mißfallen: den Kantianismus ließ er gewähren, blickte aus der Ferne verwundert hinüber, eignete sich im Laufe der Zeit eine oder die andere

Nebenpartie an, sie durch Anschauung näher bringend und belebend, aber erst mit Schelling, zehn Jahre später, hatte sich eine Denkart aufgethan, zu der er offen und mit Freuden sich bekannte. Die Revolution aber bekämpfte er in einigen Zusätzen zu Faust, in den Venetianischen Epigrammen, in besonderen Dramen; die letzteren konnten keinen Beifall gewinnen, nicht bloß dieser Gesinnung wegen, sondern als mißlungene, ja geistlose Werke — die er erst später, als die innere Stimmung sich geläutert hatte, durch Hermann und Dorothea und Eugenie wieder gut machte. Schon milder war die Lebensansicht im Reineke Fuchs. Da herrscht in reizender Grazie der Form, in zwangloser Fülle der Worte, ein heiteres Behagen an dem Lauf der Welt, durch den der abstrakte politische Idealismus sich überall als hohle Einbildung erweist. Aber auch Reineke Fuchs machte keinen Eindruck; Körner fand die Arbeit unbedeutend und eines Dichters, wie Goethe, nicht würdig — worauf Schiller nur zu erwidern wußte, ihm gefalle der homerische Ton, in dem das Gedicht abgefaßt sei.

Ganz anders, vielmehr grade umgekehrt, verhielt sich Schiller dem herrschenden Zeitgeiste gegenüber. Der französischen Revolution hatte er in seinen bisherigen Werken deutlich präludirt; er hatte in zwei Geschichtswerken, dem Abfall der Niederlande und dem dreißigjährigen Krieg, zwar nur geringen Sinn für historische Realitäten und deren eigene innere Bewegung, dafür aber glänzende rhetorisch-stilistische Kunst bewiesen; seinem heroischen Ideal mußte die Kantische Moral besonders zusagen:

> Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
> Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl —

und in seinen philosophischen Abhandlungen, deren ganze Anlage bis auf die Satzbildung hinab antithetisch ist, bemüht er sich immerfort, die Kantischen Verstandesbestimmungen in höhere Einheit aufzulösen und den dürren Formeln der Reflexion ein

warmes Lebensblut einzuflößen. So schienen beide Männer zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören, der Eine dem achtzehnten Jahrhundert, das in dem Absolutismus des persönlichen Subjekts sein Höchstes fand, der Andere einem längst gewesenen oder erst kommenden Zeitalter der Offenbarung des Göttlichen in Leben nnd Natur, der Harmonie des Ich mit der Welt; der Eine schnell berühmt, bei jedem neuen Werke mit jubelnder Begeisterung gepriesen, der Andere, der zwar auch in der Jugend viel Lärm gemacht, jetzt unbegriffen, unverstanden, zweideutigen Urtheilen ausgesetzt, von Schweigen umgeben, da Niemand wußte, was er aus ihm machen sollte.

Und dennoch finden wir beide Antipoden — auch dem Lebensalter nach so verschieden — seit dem Jahre 1794 in einem engen Bündniß der Freundschaft und gegenseitigen Austausches. Dies Bündniß dauerte etwa zehn Jahre, wie früher der geheime Herzensverkehr mit Frau von Stein, und die Menge gewöhnte sich, ja ist bis auf den heutigen Tag gewöhnt, beide Dichter als Eins zu fassen und das Gewicht beider Hälften als gleich zu schätzen. Gewiß ist Schiller mit Recht ein Liebling des Volkes, das ihn immer wieder emporhob und wiederherstellte, wenn die neue poetisch-kritische Schule ihn zurückwies und verkleinerte; dennoch schickt es sich nicht, sie beide als zwei Brüder auf demselben Throne zu bezeichnen (wie Bettina that) oder als Doppelstatue auf ein Postament zu stellen, wie sie zu Weimar in abstoßender realistischer Aeußerlichkeit zu schauen sind. Schiller war ohne Zweifel der nächste, der zweite nach Goethe, aber ein Zwischenraum blieb doch:

proximus huic, longo sed proximus intervallo —

wie das Silber ein edles Metall ist, aber dem Golde nachstehen muß. Das größere Verdienst dieser ungetrübten Einheit und der dadurch gewonnenen Doppelmacht, mit der endlich die Welt bezwungen wurde, gebührt sicherlich dem älteren Dichter,

der zugleich der mildere, reifere war; hatte er doch so lange den Umgang mit dem schwer zu behandelnden Herder aufrecht erhalten und ihn erst unterbrochen, als es gar nicht mehr gehen wollte. So schmiegte er sich auch Schiller's formalen Begriffen nach Möglichkeit an, vermied jeden Anstoß, den die stolze, oft schroffe Natur seines Freundes bereiten konnte, und erkannte die schönen Seiten in dessen Dichtungen und Abhandlungen bereitwillig an. Für sich selbst empfand er es als ein hohes Glück, daß Schiller's Theilnahme und gleiches Streben den Sieg der Idealität über den gemeinen Menschenverstand entscheiden mußte. Während dessen aber herrschte ringsum in den Zeitschriften noch immer das seichte psychologisch-moralische Gerede, die Aesthetik im Dienste der Tugend und Besserung, wie sie Mendelssohn und Garve, Engel und Sulzer, Weiße und Nicolai lehrten und gelehrt hatten. Angesichts der Schiller'schen Horen und Almanache und der darin enthaltenen Gedichte war die Klage allgemein, daß die goldene Zeit vorüber und die Literatur im Verfall sei; unter der ersteren verstand man die von Uz und Gleim und Kleist und Ramler und Gellert, mit Klopstock und Wieland, besonders aber Lessing, an der Spitze; der Verfall aber zeigte sich deutlich an der Manier Schiller's und Goethe's und der um sich greifenden Kantischen Scholastik und deren verschrobener Terminologie (ganz wie jetzt die der Hegel'schen Schule betrachtet wird). Die „Würzburger Gelehrten Anzeigen" z. B. sagten am 16. März 1796 von Schiller's erstem Musenalmanach: „Aber jene einfache und edle Grazienform, die unsere Dichtkunst in dem goldenen Zeitalter ihren Geschöpfen zu geben wußte, vermißt man denn doch!" In einer zwei Jahre darauf in Berlin erschienenen „Klassischen Blumenlese der Deutschen", in der nur Stücke der so eben genannten Helden der goldenen Zeit gesammelt waren, jammerte die Vorrede, „unsere poetische Literatur sterbe jetzt winterlich ab", „die Geschmacksverderberei werde jetzt methodisch

betrieben" u. s. w. Schiller, der sich seines Werthes und der genialen Größe seines Freundes sehr wohl bewußt war, verhöhnte diese sich zurücksehnende literarische Kritik in den Xenien, die er später zum Gedicht Jeremiade zusammenfaßte:

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

und verschonte selbst Lessing und Wieland nicht, denn auf den erstern geht doch wohl der Vers:

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln —

auf den letzteren doch wohl das Distichon:

Philosophscher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.

Anfangs erschien den Wächtern auf dem Parnaß Schiller als der schwächere, leichter zu überwindende, er war jünger, von der Dichtkunst abgefallen, in die neue Philosophie gerathen; „er strotzte", wie ein Kritiker vom Jahre 1797 sich ausdrückte, „in seiner Poesie von Gedanken, in seiner Prosa von Bildern und Blumen;" auch war er kein Staatsmann, kein Edelmann und Geheimrath, wie Goethe, — was damals mehr ins Gewicht fiel, als man jetzt denkt: so hieß es in einer Anti-Xenie:

Weil ihn Goethe besucht, so dünkt er sich Goethe der zweite,
Schiller der erste, mein Freund — bist du und bleibst du gewiß,

und in einer zweiten wurde Schiller als Hammel, Goethe in Weimar als Bock bezeichnet, der dem erstern mit seinen Hörnern geholfen habe:

Ohne den stößigen Bock fehlts dem Eunuchen an Kraft.

Friedrich Schlegel, als er wegen seiner naseweisen Bemerkungen in Reichardt's Journal von Schiller durch mehrere Xenien bestraft worden war, griff eine derselben auf:

Wem die Verse gehören, Ihr werdet es schwerlich errathen.
Sondert, wenn Ihr nur könnt, o Chorizonten, auch hier —

und erwiderte boshaft, es sei ein naives Epigramm und man erkenne leicht die Stimme dessen, der frohlockt, daß er der Andere (d. h. Goethe) scheinen könne. Doch wandte sich die Meinung auch auf die entgegengesetzte Seite, und Goethe galt als der herzlose, eitle, der nur von hündischen Schmeichlern umgeben sein wolle und alle Uebrigen, außer sich selbst, verachte, besonders aber als der unsittliche und schamlose, vor dem man Jünglinge und Töchter zu hüten habe, mit einem Wort, als der Verführer des edleren Schiller. Zwar daß er ein „glücklicher Kopf" sei, mußte man gelten lassen (dies Zeugniß kehrt mehr als einmal wieder, wenn die Schönheit eines Gedichtes in einem der Musenalmanache gar nicht zu leugnen war); aber daß Lessing sich hatte abhalten lassen, den Uebermüthigen zu züchtigen, wurde immer noch bedauert und blieb ewig schade — es hätte der Literatur und dem ungezogenen Störenfried selbst zum Heil gereicht, so urtheilte noch 1797 nicht bloß Nicolai, sondern auch Boie, und der Wandsbecker Bote dichtete:

Er schrieb, sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menschen gethan.

Zu den Widersachern gesellte sich jetzt auch Herder, dessen Galle leicht erregt wurde; er haßte Kant, weil dieser den ersten Theil seiner „Ideen" ungünstig beurtheilt hatte, noch mehr aber Schiller, den Jünger Kant's, der als solcher in Gedichten und Abhandlungen ganz neue Töne angeschlagen hatte. Im achten der Briefe zur Beförderung der Humanität wurden Schiller und Goethe ignorirt oder der letztere nur gestreift, die kleinen Dichter des vergangenen goldenen Zeitalters aber in den Mittelpunkt gerückt und Klopstock's Oden überschwenglich gepriesen. Goethe gegenüber, der seine Freundschaft gegen die mit Schiller vertauscht hatte, hüllte sich Herder jetzt, wie die Uebrigen, in

das Kleid der strengen Zucht und Moral. Die Leichtfertigkeit der „Römischen Elegien“ erschreckte ihn und er äußerte, die Horen müßten jetzt mit einem u geschrieben werden; über den Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth urtheilte er, in beiden spiele Priapus eine große Rolle, einmal als Gott mit seiner Bajadere, so daß sie ihn Morgens an ihrer Seite tot findet; das zweite Mal als Heidenjüngling mit seiner christlichen Braut, die als Gespenst zu ihm kommt, und die er, eine kalte Leiche ohne Herz, zu warmem Leben priapisirt — das sind Heldenballaden! (An Knebel, 5. August 1787*). — Auch die beiden großen Werke dieser Jahre, Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea begegneten zunächst nur einer getheilten und zweifelhaften Aufnahme. Mit Hermann und Dorothea fand man sich durch den Trost ab, das Gedicht sei eine Nachahmung der Luise von Voß — eine gelungene, sagten die Einen, eine verfehlte, die Andern, immer aber ist der Nachahmer der Geringere, der mit reflektirtem, nicht mit eigenem Licht leuchtet, der Lehrling, der es dem Meister, wenn auch ungeschickt, nachzuthun versucht. Der Leipziger Professor Koch bemerkte 1798 in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte, Band 2, über Vossens Luise: „Jeder Freund der vaterländischen Literatur muß diesem Meisterstück eine würdigere Nachfolge wünschen, als es kürzlich in Goethen's Hermann und Dorothea erhalten“ — und um dieselbe Zeit schrieb der sächsische Barde Rhingulf (Kretschmann) dem Herausgeber des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen und später der Erholungen, G. W. Becker: „Daß doch Ritter Goethe noch immer, so oft er in die Schranken tritt, die Inschrift Sonderbar auf seinem Schilde führt! — (Das Büchelchen) enthält fast weiter nichts

*) Das schnöde Wort, das Herder in Jena über die Eugenie dem Dichter ins Angesicht warf, war wohl auch dem Kreise des Priapus entnommen, denn das Trauerspiel heißt ja: Die natürliche Tochter.

als außer dem Kalender das Poem Hermann und Dorothea, eine Art von bürgerlich-epischem Gedichte, ganz in Manier und Stil, wie Voßens Luise. Sonderbar und ganz unerklärlich, folglich ganz in Goethe's Geiste, ist der Einfall, daß er jedem Gesang statt des Titels den Namen einer Muse vorsetzt. Welch ein Spiel würden er und sein Klub damit treiben, wenn sonst Jemand so was gewagt hätte!" Zwei Monate drauf: „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea bin ich mit Ihrem Urtheil völlig übereinstimmend. Er hat Voßen nachgeahmt, aber nicht erreicht." Voß selbst war der Meinung, Dorothea reiche an seine Luise nicht heran, an Gleim 24. September 1797: „Ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht." Der alte, allzeit fertige Halberstädter Reimer, an den der Brief gerichtet war, brachte diese Worte sogleich in ein Gedicht:

Luise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröthe,
Stehn da zur Wahl
Und Wahl macht Qual.
Hier aber, seht, ist nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen:
Luise Voß ist mein, in Lied und in Idyll.
Die Andre nehme, wer da will.

Doch wurde Hermann und Dorothea viel gelesen, mehr als eins der andern Werke von Goethe: der Inhalt war mäßig spannend, die Form faßlich, freilich, wie geklagt wurde, zu gewöhnlich, der Moral und dem herrschenden Geschmack nur geringer, auf einzelne Züge beschränkter Anstoß gegeben — der Kunstwerth des Gedichts, die klassische Vollendung desselben blieb unbegriffen. Ein Beurtheiler in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste wog die Vorzüge und Mängel des Werkes gegen einander ab und fand, daß es weder ohne Einschränkung gerühmt, noch ohne Einschränkung

getadelt werden dürfe, der Ausdruck sei vernachlässigt, bisweilen platt, oft verworren und dunkel, überall sei eine Nachahmung der Vossischen Sprache sichtbar: in Betreff der handelnden Personen störe die Einmischung homerischer Redensarten die Einheit des Stiles; die Abschweifungen seien unverhältnißmäßig ausgedehnt, z. B. die Beschreibung des Ganges der Mutter durch den Garten und Weinberg (von epischer verweilender Behaglichkeit hat der Recensent offenbar noch nichts gehört) u. s. w. Gab für Hermann und Dorothea die Vossische Luise einen Maßstab an die Hand, mit dem man sich zurecht zu finden suchte, so stand dem nicht lange vorher erschienenen Wilhelm Meister das lesende Publikum völlig rathlos gegenüber. Was sollte dieser Roman, was lag in ihm verborgen? Worin bestand Zweck und Ziel des Ganzen? Langweilig war das Buch in hohem Grade, aber es ohne Weiteres zu verwerfen wagte doch Niemand. In seiner vornehmen Ruhe und Langsamkeit, in seiner matten, grauen Färbung stand es von August Lafontaines fröhlichen und gefühlvollen Romanen, an denen sich damals alle Welt ergötzte, ungeheuer weit ab. Gleichzeitig mit Wilhelm Meister und auch in vier Bänden und auch in Berlin war Lafontaines Quinctius Heymeran von Flamming erschienen und erwarb sich einen hundertfach größeren Kreis von Freunden, sowohl bei den Frauen als bei den Gelehrten, in der Familie des untersten Beamten wie bei Hofe, bis zum Könige hinauf. Auch viel sittlicher im gemeinen Sinne waren Lafontaines Geschichten, denn im Wilhelm Meister kamen Scenen und Figuren vor, zu denen man nur den Kopf schütteln konnte. Höchst charakteristisch in dieser Beziehung ist die Aufnahme, die der erste Band der Lehrjahre bei Fr. H. Jacobi und dessen adeliger Umgebung fand, — und zugleich typisch für den norddeutschen Adel und dessen Frauen, überhaupt für Gesinnung und Sitten und den Haus- und Familiengeist der Heimath Klopstock's und Voßen's, auch der Stolberge und des Claudius

und wie die Uebrigen alle heißen. Schon früher hatten sie versucht, den Dichter in ihre Gesellschaft zu locken, ihn durch Liebe und Freundschaft zu erweichen, wohl auch ihn zu bekehren, ja die Gräfin Julie Reventlow schrieb ihm selbst schmeichelnd und warf ihre Angel nach dem schönen Fisch aus — er wollte aber seine „menschliche und dichterische Freiheit" durch conventionelle Sittlichkeit nicht beschränken lassen, blieb aus und schickte statt seiner die Horen mit den Römischen Elegien und die beiden ersten Bücher des Wilhelm Meister. Letztere gelangten grade in dem Moment auf dem Schlosse an, wo Jacobi sich als Arlequin maskirte, um den Bon Père des Florian (also ein französisches Stück mitten in Deutschland und zwar in einer pietistischen adeligen Familie!) zum Geburtstage der Gräfin aufführen zu helfen — die Geburtstage folgten sich auf dem Schlosse in dichter Reihe und jeder derselben brachte dergleichen „Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes", die dem Dichter immer „widerwärtig" gewesen waren. Wie hätten solche noch in der zurückliegenden Bildung befangene, mehr moralisch-gemüthlich als ideal-poetisch gestimmte Menschen das in Wilhelm Meister sich aufrollende freie und reiche Weltbild ohne Voreingenommenheit auf sich wirken lassen können? Zeit drin zu lesen, es sich vorlesen zu lassen, war dort auf dem Lande, in dem gräflichen Schlosse genug, aber alle Damen, soviel ihrer waren, wurden des Buches wegen dem Verfasser böse. „So weit," setzt Jacobi in seinem Brief vom 18. Februar 1795 hinzu, „habe ich ihnen Recht geben müssen, daß ein gewisser unsauberer Geist darin herrsche, und die Sache damit entschuldigt, daß ich dieses Buch als eine besondere, eigene Art von Confessionen ansähe und man die Entwickelung abwarten müsse. Ich bin nicht damit durchgedrungen." Einen ähnlichen Eindruck mußte der Roman auf den in eben jener Gegend heimischen, in Kopenhagen geborenen Dithmarsen Barthold Niebuhr machen. In seiner Jugend hatte er nur

mit einigen auserlesenen Griechen und mit — Voß, den er in ausschweifender Weise feiert, leben wollen, aber auch später, da sein Urtheil reifer geworden war, konnte er sich mit Wilhelm Meister nicht befreunden. Im Jahre 1812 nahm er das Buch, dem er früher niemals hatte „Geschmack abgewinnen können", wieder vor und war neugierig, ob es nun anders sein würde — es wollte aber auch jetzt nicht besser gehen. Zwar etwas vollkommener Geschriebenes, sagt er, hat unsere Sprache wohl nicht, Klopstocks Gelehrtenrepublik ausgenommen (man denke!) — aber „die Unnatürlichkeit des Plans, der Zwang der Beziehungen dessen, was in einzelnen Gruppen meisterhaft entworfen und ausgeführt ist, auf die gesammte Verwickelung und geheimnißvolle Leitung, die Unmöglichkeit darin und die durchgehende Herzlosigkeit, wobei man sich noch am liebsten an die ganz sinnlichen Personen hält, weil sie doch etwas dem Gefühl Verwandtes äußern, die Nichtswürdigkeit oder Geringfügigkeit der Helden, an deren Porträtschilderungen man sich doch oft ergötzt — dies Alles macht mir das Buch noch immer unangenehm, und ich ärgere mich an der Menagerie von zahmem Vieh!" (Herzlosigkeit d. h. nirgends Redeschwulst, Nichtswürdigkeit d. h. es fehlt an Heroischem, an prächtigen Sentenzen und theatralischen Leibesstellungen). Weiter fügt Niebuhr hinzu: „Geht es Dir nicht auch so, daß nichts leicht einen schmerzlicheren Eindruck macht, als wenn ein großer Geist sich seine Flügel bindet und eine Virtuosität in etwas weit Geringerem sucht, indem er dem Höheren entsagt" (dem Höheren d. h. der religiösen Transscendenz; es ist klar, für diese nordischen Menschen war doch Alles in Allem Klopstock der wahre Dichter und weiter als dieser konnten sie es nicht bringen). Wie über Goethe, dachte Niebuhr über das griechische Alterthum: „Die moralische Achtungswürdigkeit der Römer," sagt er, „verglichen gegen die Griechen, ist außerordentlich," und sich selbst malt er in den Worten (an Jacobi,

21. November 1811): „Ich bin mit einer inneren Disharmonie geboren". Ein ganz ebenso disharmonischer Geist, Herder, entschuldigte sich eifrig bei einer vornehmen Dame aus eben dem Norden, als habe er den ersten Band von Wilhelm Meisters Lehrjahren und dessen unzüchtigen Inhalt jemals loben oder gutheißen können, s. seinen Brief an die holsteinische Gräfin Baudissin vom Jahre 1795, aus Herder's Nachlaß 1, 20 f.: „Ueber alles dieses denke ich wie Sie, liebe gnädige Gräfin, und jedes feine moralische Gefühl, dünkt mich, fühlt also. Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Scene ist ihm Alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften" u. s. w. Und wie äußerte sich Frau von Stein über den letzten Band von Wilhelm Meister, den der Dichter ihr zugeschickt hatte? „Es sind seine Frauen drin alle von unschicklichem Betragen und wo er edle Gefühle in der Menschennatur dann und wann in Erfahrung gebracht, die hat er all mit einem Bischen Koth beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen. Es ist immer, als wenn einen der Teufel zurechtwiese, daß man sich ja nicht etwa in seinen Gefühlen irre und sie für etwas Besseres halte, als sie wären." Bei solchen Urtheilen der Höchstgebildeten — was ließ sich von dem gemeinen Volk erwarten? Daher Goethe an Knebel, der ihm für seinen Roman mit einigen Allgemeinheiten gedankt hatte, 1796 schrieb: „Je mehr man bei seiner Bildung und bei seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und der Kunst achtet, desto seltener kann man sich einen reinen Wiederklang von außen versprechen. Sehr tröstlich, beruhigend und aufmunternd ist daher die Versicherung des Freundes, der uns auf unseren Wegen gerne begleiten und begegnen mag." Gewiß bezogen sich einige Epigramme im Musenalmanach für 1797 auf die

Urtheile, die Wilhelm Meister erfuhr, und rührten von Goethe her:

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück —

und:

Was belohnet den Meister? der zartantwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

Um so mehr mußte es dem Dichter der Lehrjahre wohlthun, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, den dies Kunstwerk hinriß und tief ergriff, ja mit dem Gefühl eigener Unzulänglichkeit schmerzlich erfüllte. So war ihm endlich in überraschender Weise, mitten aus einem feindlichen Lager heraus, ein Geist begegnet, der ihm bis auf die Höhe nachsteigen konnte, und er bewahrte ihm von da an eine unwandelbare Treue und förderte ihn mit allen Kräften. Schiller seinerseits staunte über die Macht der Persönlichkeit, die ihm in diesem Manne gegenübertrat, über die Fülle unmittelbaren Daseins, den unerschöpflichen Born schaffender Natur in ihm und diese in reiner Einheit mit der Kunstform, der Bildung und Erfahrung und Güte! Goethe's reicher Anschauung gegenüber fühlte er ganz die Armuth des reflektirenden, ewig unfruchtbaren Verstandes, und in den Gedichten dieser Zeit wird er nicht müde, in immer neuen Wendungen den Genius und das Glück zu preisen, immer mit Bezug auf Goethe. Dich erwähl' ich, ruft er diesem zu,

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

„Der Dichter ist der einzige wahre Mensch" — diese Wahrheit ist ihm aufgegangen, halb tröstlich, halb niederschlagend. An Körner, 27. Juni 1796: „Gegen Goethe bin und bleib ich eben ein poetischer Lump" und einige Tage drauf: „Ohnehin wär mirs unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß (dem

Wilhelm Meister) etwas Eigenes zu stümpern." Von den mannigfachen Ergüssen der Bewunderung führen wir nur einige Stellen des Briefes an Goethe vom 2. Juni 1796 an: „Eine würdige und wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks (des Wilhelm Meister) ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner sterbenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann." „Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte!" „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüthes, aus welchem Alles geflossen ist." „Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist." Als Goethe ihm Jacobi's oben erwähnten Brief mittheilte, wo dem Wilhelm Meister in friesisch-holsteinischer Weise ein unsauberer Geist vorgeworfen wurde, erwiderte Schiller treffend und gar nicht als Kantianer, 1. März 1795: „Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen und das, was sein soll (das Praktisch-Moralische) höher halten, als das, was ist (die seiende Vernunft)". „Sobald mir Einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf." Auch die Venetianischen Epigramme, die Elegien, die lyrischen Gedichte mannigfacher Art u. s. w. nahm Schiller

in freier, poetischer, nicht moralisirender oder platt-verständiger Art auf, und noch im Jahre 1800 bekannte er der dänischen Gräfin Schimmelmann, die sich wegen seines nahen Verhältnisses zu dem ihr unsympatischen und moralisch zweifelhaften Goethe besorgt gezeigt hatte, in einem Briefe (der zu lang ist, als daß er hier wiedergegeben werden könnte), daß er „die Bekanntschaft mit Goethe für das wohlthätigste Ereigniß seines ganzen Lebens halte." „Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von Weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet, als irgend Einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist." Aber diese hohen Vorzüge des Geistes waren es nicht, die ihn an Goethe banden. „Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von Allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern." „Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; drum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt es mit Vielen verderben." War somit auf Goethe's langer Lebens- und Dichterlaufbahn Schiller der Erste, der Einzige, dessen Charakter edel und dessen Bildung tief genug war, um die größte geistig-sittliche Erscheinung, die der deutschen Nation und überhaupt den neuern Jahrhunderten geworden war, zu erkennen und anzuerkennen, — so finden sich doch auch bei Schiller einzelne verfehlte Urtheile und, mit jedem Jahre mehr, einzelne Aeußerungen, die dem bewunderten Freunde gegenüber ein wachsendes Selbstgefühl bekunden. Trotz der langen, wohl liebevollen, aber etwas

abstrakt construirenden Auseinandersetzung über Wilhelm Meister faßte er unseres Erachtens doch den Kern des Werkes nicht, dessen Stätigkeit er zugab, dessen Einheit ihm aber noch entging; daß der Roman des Dichters eigenes Lebensschicksal, dessen Irrungen, Entwickelung, Umwandlung, Aufsteigen zum Gleichgewicht der Welt und seines Innern, von Unschuld zu Erfahrung, von Zwiespalt zu Versöhnung, von Niedrigkeit zu den Höhen des Lebens und der Gesellschaft, Alles in geläuterter, verklärter, epischer Kunstform enthalte, dies sah er nicht und berührte er mit keinem Wort, obgleich er damals den Freund schon zu kennen glaubte. Freilich fehlte ihm noch „Wahrheit und Dichtung", welche Schrift uns das Urtheil erleichtert. Als er im Juni 1798 die zwei Akte des Elpenor las, errieth er unbegreiflicher Weise nicht, daß Goethe der Verfasser sei; er fand das Produkt, das kein Kunsturtheil zulasse, dilettantisch; wenn das Stück von vielen Längen und Abschweifungen, auch von einigen gesuchten Redensarten befreit sein werde, und wenn besonders der letzte Monolog, der einen unnatürlichen Sprung enthalte, verbessert sein werde, — lasse es sich gewiß mit Interesse lesen! Wenn Schiller dann hinzusetzte, dies Drama erinnere an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch in so fern ein Mann diese haben könne, — so war es gerade dies, was Goethe an Schiller's Urtheil erfreute. Denn Alles was ihm die Epoche seiner Gefangenschaft unter dem Zauber der Liebe zu Frau von Stein vor Augen brachte, war ihm zuwider geworden: wie er im Jahre 1792 bei Jacobi in Pempelfort die Iphigenie unmöglich vorlesen konnte, so hatte er auch in den Elpenor seit zehn Jahren keinen Blick gethan d. h. seit dem Jahre 1788, wo der Bruch mit Charlotte von Stein erfolgte und der schwärmerische Schmelz der Empfindung in eine antike sinnliche Heiterkeit sich verwandelt hatte. Als nun der Wallenstein endlich fertig geworden war und auf dem Theater und dann auch im Druck erschien und mit allseitiger

Bewunderung begrüßt wurde, auch von Seiten der bisherigen Gegner, und als die sich schnell folgenden spätern Stücke Schiller's Ruhm mehrten und ihm immer allgemeiner die Volksgunst zuwandten, da erblaßte Goethe's Sternbild nicht bloß in den Augen der Menge, sondern auch in Schiller's eigenen. Er wurde in seinem persönlichen Gefühl Goethe's gleichwerthiger Nebenbuhler. Jetzt lautet seine Sprache in dem vertrauten Briefwechsel mit Körner oft anders, als in den ersten Jahren des Freundschaftsbundes. Er nahm die Iphigenie auf Tauris wieder vor und erhielt keinen günstigen Eindruck von ihr: „Goethe selbst," äußert er, „hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen (aus demselben Grunde, wie beim Elpenor), aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei" (Goethe also zierte sich, wohl gar aus Eitelkeit!) Am 15. November 1802 schreibt er: „Ich lege Goethe's Neuestes bei („Was wir bringen"); es hat treffliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einen Bettlermantel, gestickt sind." Hätte Schiller länger gelebt, er wäre der Abgott der Zeitgenossen, auch derer, die in Iffland und Kotzebue, in Nicolai und Merkel ihr Fühlen und Denken wiederfanden, geworden und auch Ehren und Reichthümer wären ihm in Fülle zugeflossen. Wie wir schon wiederholt angedeutet haben, bestand sein nicht geringstes Verdienst darin, daß er Goethe's humane Idealwelt den Menschen näher brachte, in der Form, in der sie ihnen allein zugänglich werden konnte, d. h. versetzt mit leidenschaftlicher Beredsamkeit, der Pracht weitgreifender Worte, dem Schwung edler Gesinnungen. Das reine Gold ließ sich nicht ausprägen: es bedurfte der Legirung mit einem geringeren Metall. Nicht Goethe, sondern Schiller war der poetisch vollendete Ausdruck des achtzehnten Jahrhunderts, der dreifach oder hundertfach erhöhte Klopstock: Goethe stand im tiefsten Gegensatz zu dem Geiste desselben und seine Dichtung begleitete dessen Phasen und Epochen keineswegs — wie öfter

mit Unrecht behauptet worden. Wohl aber half Schiller die Prosa des Verstandes und die seichte Empirie durch Blicke in ein Reich der Dichtung zu vertiefen und zu beleben, ohne daß er deßhalb die Welt der Zwecke je ganz aufgegeben hätte. Dies that erst die romantische Schule, deren Führer, die Brüder Schlegel, darum Schiller bitter haßte, und deren ganze Haltung er in Xenien und Briefen ohne Schonung geißelte. Ja Kotzebue war ihm in seiner Fruchtbarkeit verehrlicher, als jenes impotente, nur hinderliche Geschlecht (Goethe an Zelter, 26. October 1831). Die Romantiker gaben ihm den Haß zurück, und da Schiller nach wenigen Jahren abberufen ward, so tauchte dieser große vaterländische Dichter für das erste Viertel des neuen Jahrhunderts bei den literarisch Gebildeten, die etwas auf sich hielten, wieder in die zweite Linie, ja ganz ins Dunkel zurück.

Erst seit dem Auftreten der sogenannten Romantiker, kann man sagen, ward Goethe aus der mittleren Stellung, die ihm bis dahin angewiesen war, auf den weitschauenden, Alles überragenden Gipfel, der ihm zukam, emporgehoben.

Die junge romantische Schule überwand die ältere literarische Generation durch eine doppelte Offenbarung, die ihr aufgegangen war: sie erkannte die Macht der Phantasie an, und sie unterschied das Poetische von dem Rhetorischen. Beides war im letzten Grunde dasselbe, für Beides lagen in Goethe's Dichtungen vollendete Muster vor. Die Keime der romantischen Kritik fanden sich wohl in Herder's Schriften zerstreut vor, aber dieser logische Zusammenhang, auf den Andere oft hingewiesen haben, war nicht der reale, mit anderen Worten, nicht aus Herder oder aus Hamanns dunkler, zürnender Prophetensprache schöpften die Brüder Schlegel ihre neuen, tiefern Einsichten, sondern aus Goethe's Poesie, zunächst aus dem Wilhelm Meister, dann aus Fichtes Freiheitslehre, die, auf die höchste Spitze gebracht, durch eine sich von selbst ergebende

Wendung in Natur und Geschichte umschlug und aus dem Soll der Moral zu der Vernunft der Wirklichkeit, aus der Leere des abstrakten Ich zu der Fülle der Anschauung und des Gemüthes führte. In der ästhetisch-philosophischen Theorie, nicht in dichterischer Produktion liegt die Stärke, das unvergängliche Verdienst der Romantiker. Sie versuchten sich in lyrischen Gedichten, in Romanen und Dramen, aber keine ihrer Schöpfungen brachte es zu klassischer Höhe. Manches Kleinere, Einzelne mochte ihnen gelingen: als glückliche Epigonen fuhren sie

auf gebesserten Wegen
hinter des Fürsten Einzug — (Harzreise im Winter),

aber selbstschaffende Genien waren sie nicht, sondern „formale Talente“ d. h. sie suchten sich durch Bildung zu Dichtern zu steigern, aber diese reicht dazu nicht hin — man mag den Kiesel schleifen, so viel man wolle, zum Diamanten wird er nicht. Goethe bestätigt dies in dem schon erwähnten Briefe an Zelter vom 26. October 1831: „Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von Natur gegönnt war, und mehr wirken, als sie vermochten.“ Lassen wir ihre Dichtungen fallen, sowohl den Jon als den Alarcos, sowohl den Heinrich von Ofterdingen als den Phantasus und die Novellen und all die vielen Ottaven, Sonette, Terzinen und Romanzen — so haben doch nur die Romantiker der Nation die Augen geöffnet darüber, was sie Großes besaß, und wie viel Falsches und Seichtes sie verehrte. Sie hielten den Aufklärern vor, daß auch die Vorzeit, der Aberglaube, das Märchen eine tiefe Wahrheit in sich trügen, daß die Ahnung, der Traum, daß Unbewußte dem kurzsichtigen Verstande tausendfach überlegen sind, daß das Gemüth auf seinem Grunde köstliche Schätze birgt, die dem auf ewig versagt sind, der nur in dem gemeinen Zusammenhang von Ursach und Wirkung sich bewegt. Sie kämpften für eine poetische Welt, zu der die Menge

keinen Zutritt hat, und zauberten eben dieser blöden Menge aus dem Wunderlande der goethischen Dichtung bisher unerhörte farbige Bilder und seelenvolle Klänge vor. Goethe wurde der Abgott dieser neu erstandenen Schule — auf den sie hinwies, den sie einführte, den zu verstehen das Zeichen empfangener tieferer Weihen war. An der Spitze der Schule, sowohl der Zeit als dem Talent nach, stand A. W. Schlegel. Seine vielseitigen, gründlichen Kenntnisse, die Klarheit und Gewandtheit seiner Prosa, die noch heute oder vielmehr grade heute als Vorbild dienen kann, die eindringende Sicherheit seines Urtheils, die immer bewahrte freisinnige Haltung, die Besonnenheit, mit der er sein Leben lang vor den Versuchungen sich hütete, denen die Andern mit der Zeit erlagen, endlich das metrisch-kritische Talent, das sich in kleinen Musterstücken, Epigrammen, Parodien, wie die des Wettgesangs zwischen Voß, Matthison und Schmidt von Werneuchen meisterhaft bewährte — durch alles dies hebt er sich vor seinen Schul- und Glaubensgenossen als eigentlichen Führer und noch jetzt wohlthuende Gestalt hervor. Man hat wohl gesagt, es fehle ihm an Tiefe, an der philosophischen Grundlage, aber wer durchsichtig und gefällig schreibt, entgeht in Deutschland diesem Vorwurf nicht leicht; von dem jüngeren Bruder, der ihm in der genannten Hinsicht gegenüber- und vorangestellt wird, weil er sich selbst dunkel blieb, urtheilte Schiller, „er phantasire verrückt", und Goethe, er sei „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten erstickt", bis er denn endlich nach so viel geistigen Abenteuern und gescheiterten Unternehmungen im Positivismus der katholischen Kirche, wie natürlich, Ruhe fand. A. W. Schlegel's ästhetische Kritik kann sich sicherlich mit Allem, was die damalige Zeit hervorbrachte, auch der philosophischen Tiefe nach messen und fand erst an Hegel's und Vischer's Aesthetik eine ebenbürtige Fortsetzung und beziehungsweise Gegnerschaft. Seine Schwäche bestand nur in dem Parteigeist, mit dem er, dem eigenen klaren

Urtheil zuwider, nicht bloß seines Bruders, sondern auch der übrigen Romantiker Unvernunft vertrat und beschönigte und deren Leistungen aus Rücksichten literarischer Taktik künstlich überschätzte (wobei wir uns auf seine eigenen Worte vom Jahr 1806 berufen können: „ich bin aus Grundsatz für die Werke meiner Freunde parteiisch"). Aber gleich seine ersten kritischen Versuche in Jena, über Goethe's Römische Elegien und über Hermann und Dorothea, ragten sowohl historisch als theoretisch über das Gewöhnliche hoch hinaus. Die Römischen Elegien, die ein bedenkliches moralisches Wagniß schienen, besprach er mit einer Sachkenntniß und Wärme, mit einem freien poetisch-sittlichen Gefühl, wie man es den damaligen und späteren Geschmacksrichtern und Neidern, z. B. Herder, wohl hätte wünschen mögen. „Wenn die Schatten", sagt er, „jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe (Propertius, Tibullus, Ovidius) in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn ebenso frisch grünt, wie ehedem für sie." Und an einer andern Stelle: „Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft, und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausspinnt. Der Charakter unseres Dichters ist eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzteren hebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am weitesten; aber er ist oft männlicher in den Gefühlen als Tibullus und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, das er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäfte macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüthes einbüßen

sollte. Schwerlich hätte er sich gefallen lassen, lange unerhört zu seufzen." Wie über die Römischen Elegien war auch A. W. Schlegel's Charakteristik von Hermann und Dorothea eine in wenig Worten erschöpfende Vorausnahme alles dessen, was jemals über dies Epos Einsichtiges gesagt worden ist. Er faßt sein Urtheil am Schlusse folgendermaßen zusammen: „Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zweckes, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellungen ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei Weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern in wohlthätige Wirksamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll goldener Lehren der Weisheit und Tugend." Um wie viel schwerer wiegen diese trefflichen Worte, als die breite, kunstphilosophische Abhandlung in Wilhelm v. Humboldt's „Aesthetischen Versuchen"! In diesem Buche, das von dem goethischen Gedichte handeln will, verschwindet dasselbe als poetisches Individuum fast ganz unsern Augen, und es wird in Weise Schiller's, nur noch körper- und inhaltsloser, über Gattungen und Formen reflektirt und die Ueberlegung hin und her gewendet, ohne daß sich etwas Greifbares ergäbe. Goethe's großen Roman, die Lehrjahre, hat A. W. Schlegel nicht zum Gegenstand einer eigenen kritischen Abhandlung gemacht, wohl aber fehlt es in seinen Schriften nicht an einzelnen

beachtenswerthen Aeußerungen über dies Evangelium der aufstrebenden Romantik. So in dem Aufsatz: „Etwas über W. Shakespeare bei Gelegenheit Meister's", in Schiller's Horen von 1796, der gleich mit den Worten beginnt: „Unter tausend verstrickenden Anlockungen für den Geist, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfenen Räthsel und mancher mit schalkhaftem Ernst vorgetragenen Sittenlehre, bieten Wilhelm Meister's Lehrjahre jedem Freunde des Theaters, der dramatischen Dichtkunst und des Schönen überhaupt eine in ihrer Art einzige Gabe dar". Auch nennt er 1797 Wilhelm Meister „ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzugünstig urtheilt", und äußert über die Diktion in demselben: „ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Silbenmaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im Einzelnen durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß, und im Wilhelm Meister scheint dies wirklich ausgeführt zu sein". Der jüngere Bruder Friedrich hat dagegen die Lehrjahre in einem längeren Aufsatz behandelt, der ihm von den kritischen Häuptern der älteren Generation den verächtlichen Beinamen „Goethe's Lobredner" zuzog. Man verstand darunter einen von dem eitlen Herrn Minister in Weimar angestellten Diener, mit dem Auftrag, dessen Preis und Herrlichkeit in der Welt auszubreiten, oder, anders ausgedrückt, einen orientalischen Kawassen, der vorauslaufend und schreiend dem Pascha die Straße von dem verachteten Volke säubert. Wahr ist, daß Friedrich Schlegel, der immer geistreich sein wollte (Schiller's Epigramm:

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht ach so entsetzlich viel Geist —

zielt ja besonders auf ihn), auch diesmal nur taumelnd dahinging, und daher oft zur Seite ins Weglose gerieth — aber

das Richtige traf er doch auch nicht selten, und zwar Vieles, aber nicht Alles, was er vorbringt, ist aberwitzig. So heißt es in der erwähnten Abhandlung: „Was fehlt Werner's und Wilhelm's Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von Jedermann für erhabene Poesie anerkannt zu werden?“ und: „Diese wunderbare Poesie ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge.“ Auch die Bemerkung, daß im Wilhelm Meister mitten in der poetischen Stimmung der dargestellten Person der Ausdruck höchst prosaisch und hinwiederum bei sehr prosaischen Anlässen ein absichtlicher Anhauch von poetischem Prunke zu empfinden sei, ist fein und treffend: eben dadurch wurde die von der Hand des Künstlers über das Ganze verbreitete harmonische Ausgleichung bewirkt. Und auch sonst, setzen wir hinzu, läßt sich beobachten, daß in Goethe's Werken edlen Stiles, wie Iphigenie, Elpenor, Tasso, auch in den Oden, der Ausdruck nie ein bloß gehobener und gewählter ist, sondern durch dazwischen gestreute alltägliche und gewöhnliche Wendungen zugleich herzlich und vertraulich wird.

Ungefähr wie die Brüder Schlegel, nur noch wärmer und näher fand sich ein dritter Romantiker, Novalis, von Wilhelm Meister angezogen: auch dieser frühreife Jüngling, der, wie es Schwindsüchtigen geht, in tiefer und mannigfacher Gedankenproduction das Leben und dessen Ertrag schnell und reichlich vorwegnahm, lebte und webte im Wilhelm, kommt immer wieder auf ihn zurück und hat ihn auch da, wo er ihn nicht nennt, im Sinne. Zunächst bezauberte auch Novalis die poetische Form, diese Prosa, diese Sprache: „es ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Stils ist, welche zur Lektüre uns hinzieht und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meister's Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vor-

trags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden." So wurde an Goethe und dessen Werken zum ersten Mal das Wesen der Poesie, ihre Macht und Herrlichkeit offenbar; um den in Deutschland erstandenen Dichter sammelte sich die junge Schule und gesellte ihn den größten Genien der vergangenen Jahrhunderte als Gleichen zu. Die Göttin in Tieck's „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack" (1796 bis 1798) drückt dies so aus:

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heilgen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch das Gefilde —

und in einem Sonett von A. W. Schlegel im Athenäum heißt es alliterirend und mit dem Namen spielend:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen —

und zum Schlusse:

Uns sandte, Goethe, Dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Auch aus den Briefen jener Zeit, die der Natur der Sache nach aufrichtiger sein konnten, als das vor der Welt Ge-

sprochene, blickt die Ehrfurcht der Romantiker vor Goethe überall hervor: sie liegen gleichsam anbetend vor ihm auf den Knien. Schon am 23. October 1794 schrieb David Veit an Rahel nach Berlin: „Vor hundert Jahren wurden solche Menschen (wie Goethe) mit Strahlen um das Haupt gemalt, und ist er denn nicht ein Heiliger?" Novalis nannte ihn Mahadöh (an A. W. Schlegel, 25. December 1797): „Heil Ihnen, daß Sie Mahadöh so nahe sind". Karoline Schlegel an Novalis, 15. November 1798: „Wir haben Goethe's Propyläen noch nicht gesehen. Was brauchen wir auch die Vorhöfe, da wir das Allerheiligste selber besitzen? Er lebt alleweile mitten unter uns." Friedrich Schlegel an Novalis, 2. December 1798 (er will eine neue Religion verkündigen): „so lustwandelt von der andern Seite auch Goethe's Bildung in den Propyläen des Tempels" — „Giebt die Synthesis von Goethe und Fichte wohl etwas anderes als Religion?" Dorothea Veit an Rahel nach Berlin, 28. April 1800 (sie sprach nur die Gesinnungen und Stimmungen ihres (künftigen) Mannes aus, ganz wie Caroline Herder die des ihrigen): „Friedrich ist diesen Morgen zu Vater Goethe oder Gott dem Vater nach Weimar gewandert". Dieselbe an Rahel, 18. November 1799: „Goethe hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht: diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment!" Einige Jahre später schrieb der junge Solger, der angehende romantische Philosoph, den damals Tieck noch nicht gefirmelt hatte, über Goethe in sein Tagebuch: „der höchst gebildete Künstler ist auf Erden selig, und das Anschauen eines Seligen theilt etwas von seiner Seligkeit mit. — Kann man einen Neuern Polyklet nennen, so ist es dieser. So vollkommen mit sich übereinstimmend, so herrlich das schöne ruhige Maß haltend, so ruhig froh in seiner Insichbeschlossenheit ist

noch Keiner erfunden worden. Ja dieser Mann ist so vollkommen und ganz, daß er wohl wie die seligen Götter in ewiger Ruhe fortleben kann, nichts zu begehren braucht, weil er Alles in sich trägt und darum erhaben die Ehe verschmähen mußte." So hatte Herder wohl einigermaßen Recht, wenn er in galliger Eifersucht an Gleim schrieb: „Ein Einziger paradirt auf Erden, Apoll's Stellvertreter, der Eindichter!" Und an Jacobi: „Hinfort ist zwar kein Gott mehr, aber ein Form-Idol ohn allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang" (Goethe).

Nun aber, mit dem ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts, schlägt diese romantische, abgöttische Verehrung in Gleichgültigkeit, Mißgunst, Feindseligkeit um. Die Absage erfolgte nicht öffentlich, wohl aber in heimlichen Geständnissen, unter der Hand, in vertrauten Briefen. Auch darin ging der junge, hektisch ahnende Novalis voran. Er hatte einst zu Schiller's Füßen gesessen, dann war ihm Goethe „der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" geworden, dann tauchte er ganz und gar in die Abgründe der Mystik nieder. Er besang die Nacht, denn das Licht scheidet, es schafft Einzelnes, Endliches, die Grenze und den Gegensatz, das Dunkel aber ist das Nichts, das Absolute, das Alles enthält, in dem Alles zusammenfließt. Da jeder Sinn und Gedanke ein bestimmter ist, so sind Unsinn und Fieberwahn die eigentliche Weisheit. Die Wirklichkeit und ihr Gesetz ist irdisch, die Willkür der Phantasie, in ihren ewigen Verwandlungen und Uebergängen, ist himmlisch, die tiefste Offenbarung. Die Fäden laufen überall hin und her, verbinden das Entfernteste, das Gespinnst ist bald golden, bald schwarz; die Körper gehen in Dampf auf, die Dämpfe und ihre zergehenden Gestalten sind unsere wahre Heimath und die Gegenwart Gottes. Bedenkt man, daß damals eine breite Prosa wie ein ausgedehntes seichtes Gewässer ganz Deutschland bedeckte, so können uns Novali's Traumorakel als

Verhöhnung des Philisterverstandes willkommen werden — aber er verurtheilte jetzt nicht bloß diesen, sondern auch die tiefe und zugleich helle Welt der goethischen Dichtung, insbesondere den Roman von Wilhelm Meister, der ihm früher eine Art Bibel gewesen war. Er sagt (Schriften, 2, S. 182 der fünften Auflage): „Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs" u. s. w. Dies Fragment scheint nur ein Auszug aus dem Briefe des Verfassers an Tieck vom 23. Februar 1800: „So viel ich auch aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. — Es ist eine Candide gegen die Poesie, ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegkommt, die Poesie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Comödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Comödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können. Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig, aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Theils erlöst und zum Schluß gekommen ist. — Ich wollte noch viel darüber sagen, denn es ist mir Alles so klar und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im Meister vernichtet wird, und während sie im Hintergrunde scheitert, die Oekonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut und achselzuckend nach dem Meere sieht." Was Tieck schon geleistet hatte —

in seinem Franz Sternbald —, das war Novalis mit seinem Heinrich von Ofterdingen im Begriff zu thun — nämlich den Wilhelm Meister aus dem Oekonomischen ins Romantische zu heben, ihn durch Mystik zu vertiefen, mit Poesie zu durchdringen. Jetzt mußte er von seinem Original nur Böses zu sagen: es war ihm zu prosaisch, d. h. zu körperlich, von der Sonne beschienen, nicht märchenhaft und neblig genug. Andrerseits — daß er das damals schon dachte und aussprach, in einer Zeit allgemeiner Plattheit, wo der Wilhelm Meister, weil er zu poetisch war, keinen Anklang fand, ist in der That bewundernswerth! In demselben Maße aber, als Novalis sich von Goethe abwandte, erhob er ein anderes Idol, seinen Freund Tieck, auf ein immer höheres Fußgestell. In ihm hatten die Romantiker ihr eigenes produktives Talent, ihren eigenen Goethe gewonnen, einen König, von dem Priester Novalis verkündigt und gesalbt. Daß Tieck um diese Zeit einen Jünger Jacob Böhme's abzugeben schien — denn in seinem beweglichen Sinne hatte er sich verlocken lassen, auch in diesem bilderreichen, träumenden Theosophen für eine Weile Trost und Licht zu suchen — mußte ihm in Novalis Augen die rechte und höchste Weihe geben. Dorothea Veit meldet aus Jena an Schleiermacher, 28. October 1799: „Novalis ist ganz toll und rasend in Tieck verliebt und behauptet, das wäre noch ein ganz anderer Dichter als Goethe", und einen halben Monat später: „Hardenberg ist hier . . ., er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts Anderes Raum findet." In der That war Tieck ein echter Romantiker, im Grunde seines Wesens frostig und verständig, aber in kindlichen und kindischen Phantasien spielend — darin dem ewig gefrorenen Boden in Sibirien, der doch auf seiner Oberfläche grünes Gras und schöne seltsame Blumen trägt, vergleichbar. Je mehr die Schule an Erfolgen gewann, desto weniger bedurfte sie der Stütze, die ihr bei der ersten Bildung

Goethe gewährt hatte, und je mehr der große Dichter Maß hielt und den klaren Tag der hellenischen Formenwelt sich nicht wollte verdüstern lassen, desto fremder wurde er den verzückten Phantasten und den Neophyten des Kirchenglaubens. Der Krieg gegen Goethe aber unterschied sich in doppelter Hinsicht von den Parteiungen und Streithändel, die seit bald hundert Jahren die deutsche literarisch-kritische Geschichte bewegt hatten: er wurde erstens, wie wir schon bemerkt haben, nicht offen, nicht im Angesicht des Publikums geführt, sodann schwankte er zwischen Anerkennung und Anfeindung hin und her — denn die Romantiker besaßen zu viel ästhetische Bildung, als daß sie der innern Stimme hätten völlig Schweigen gebieten können. Wenn der gewaltige Gegner seine eigenen Wege ging, so hieß es mit entschuldigendem Achselzucken, er sei alt geworden: aber freilich Phantasie hatte seiner Dichtung immer gefehlt, sie war immer an die Wirklichkeit gebunden gewesen. Wie Friedrich Schlegel darüber dachte, geht aus den weiblichen Geständnissen seiner Dorothea deutlich hervor. Sie schreibt an Caroline Paulus, 8. December 1804: „Alt war der Alte schon längst, sonst hätte er die Eugenie nicht dichten können*), aber nicht Alle, welche alt werden, sind deßhalb so veraltet, als er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh, er hat kein Gemüth und keine Liebe und wenn es damit nicht richtig ist, kann Alles auf die Länge nicht gut werden." Die Schrift über Winkelmann, glänzend

*) Die Eugenie wurde überhaupt von der romantischen Schule mit eisigem Schweigen aufgenommen — sie enthielt moderne, politische, sociale Historik, nichts Spanisch-Gläubiges, wie der standhafte Prinz, nichts Schottisch-Blutiges, wie Macbeth, oder Nebelhaft-Dänisches, wie Hamlet. Als A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen an die Stücke Goethe's kam, erwähnte er der Natürlichen Tochter mit keiner Silbe. Dies bemerkte Goethe selbst mit einer ihm sonst fremden Empfindlichkeit — man sehe seine Aeußerungen gegen Sulpiz Boisserée (I, S. 119).

durch die schönste Prosa, die je in deutscher Sprache geschrieben worden, reich an Anschauungen und Gedanken, voll tiefer und zugleich milder Seelen- und Menschenkenntniß, — diese Schrift Goethe's machte auf die romantisch-katholischen Convertiten, denn auch Winckelmann war ja Convertit, den übelsten Eindruck. Dorothea schreibt derselben Freundin im Sommer 1805: „Den Winckelmann von Goethe habt Ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidenthum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethe's Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt!" Noch spätere, aus derselben Quelle geflossene Aeußerungen Dorothea's sind folgende. An Sulpiz Boisserée, Wien 24. Aug. 1813: „Goethe ist in Teplitz gewesen; ich weiß nicht, ob er noch dort ist. Der flüchtet vor dem äußeren Feinde und giebt seine ganze Seele ungehindert dem inneren Feinde Preis. Es giebt nicht viele Bücher, die meiner inneren Natur so zuwider sind als seine letzteren, vollends sein so genanntes Leben. Was er über die Sakramente und was er über Ihr Werk kund thut, ist doch so bei den Haaren herbeigezogen." An ihre Söhne, Frankfurt 3. Juli 1816: „Da ist nun endlich das Kunstadelsdiplom, was zu erlangen die Boisserées so lange um den alten Heiden herumgeschwänzelt haben. Eine Stelle ist darin über das Christenthum als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare, kecke Geständniß seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Denkart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kothe zu wälzen. — Zum Theil kommt mir das Ganze armuthselig und

geistesarm vor; zum Theil aber ist mir durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse auch das Uebrige in Asche und Graus verwandelt. Das Ganze ist Lug und Trug." Die Schreiberin dieser Zeilen war die zum Christenthum bekehrte Tochter des Moses Mendelssohn und das dient zu ihrer Entschuldignng. Aus ihr sprach der jüdische Partei- und Sektengeist: hatte sie doch oben mit derselben Kühnheit Goethe den Gott-Vater genannt! Wenden wir uns zu Dorothea's Gatten selbst, so erhielt dieser durch die vier ersten Bände der neuen Ausgabe der goethischen Werke (1806—1808, bei Cotta) Gelegenheit über Goethe sich öffentlich zu äußern. Er thut dies (im ersten Jahrgang der neugegründeten Heidelberger Jahrbücher) auf eine für ihn und die neu aufgesteckte Parteifahne charakteristische Art. Er spricht mehr nebenher, als direkt über Goethe — da ein offener Angriff zu gewagt, auch der Abstand gegen frühere Urtheile zu grell gewesen wäre. Was irgendwie für katholische Romantik und das Mittelalter verwendbar ist, findet Anerkennung, was bloß menschlich ist, wird abgewiesen, Beides in verdeckter Wendung, mit schielendem Ausdruck. Das „Blümchen Wunderschön" z. B. erhält die Prädikate: „So zart spielend, als liebevoll herzlich" (weil dort ein Graf in einem Schlosse gefangen sitzt und wegen der Blumentändelei, wie bei Tieck); das „Bergschloß" hat den Kritiker vorzüglich angesprochen (wegen der „tüchtigen Zeit" und des „würdigen Pfaffen"), der „Rattenfänger" ist „unvergleichlich" (als altdeutsche Sage und mythisches Märchen); desto schlimmer aber steht es mit der rationalistischen „Walpurgisnacht": „Die allzu prosaische Erklärung des bekannten Volksaberglaubens konnte wohl durch keine, auch noch so dichterische Behandlung der Poesie angeeignet werden". Die „Braut von Korinth" (von der das Athenäum von 1798 gesagt hatte: „Goethe's Braut von Korinth macht Epoche in der Geschichte der Poesie") wird noch glimpflich genug charakterisirt: „Hohe

Vollkommenheit der Darstellung bei einem widerstrebenden Stoffe" (d. h. dem Renegaten des Hellenismus und ascetischen Klosterheiligen widerstrebend), weniger günstig der „Gott und die Bajadere", welche Romanze „sich, wo nicht durch innere Tiefe, indem der eigentliche schöne Sinn der indischen Sage ganz darin verfehlt ist, doch wenigstens, von dem Stoffe und dessen dichterischem Verständniß abgesehen, durch die äußere musikalische Fülle empfiehlt" (ein absichtlich falsches Urtheil: grade die indische Sage ist hier zu humaner Sittlichkeit vertieft; auch der katholische Christ Friedrich Schlegel hätte hier leicht eine Anknüpfung gefunden, wenn nicht der neuerstandene Indianist gleichen Namens den Eingriff auf sein Gebiet als ungehörig hätte abweisen müssen). Von den erhabenen religiösen Oden, die der Kritiker „reimfreie Monodien in menschlichen Sinnbildern" nennt, heißt es: „Je abweichender, je ausgesetzter dem Tadel die in diesen Fragmenten herrschende Ansicht der Dinge ist" u. s. w. (abweichend nämlich von der Glaubensregel, also ketzerisch). Ueber die Elegien wird in gezwungener, zweideutiger Weise gesprochen, die Nachahmung der Antike erlaubt und doch wieder für bedenklich erklärt; die Elegien zusammengenommen, sollen ein Ganzes bilden können, das dann ein Lehrgedicht sein würde (man höre: ein Lehrgedicht! hier taucht der im Unsinn sich gefallende, „verrückt phantasirende" und stark verschrobene junge Kritiker der neunziger Jahre wieder auf; sein eigentliches Verhältniß zu den Elegien war der quälende Widerspruch der angelobten Abtödtung auf der einen, der Fleischeslust auf der andern Seite, welche letztere sich trotz alles eifrigen Glaubens nicht abwehren ließ und durch das Bewußtsein der Sünde nur noch reizender wurde — daher lauter Streiche durch die Luft und zur Seite). Dann folgen Worte und wieder Worte über Wilhelm Meister — was er ist und was er nicht ist und wie es kommt, daß er „den Begabtesten unter den Zeitgenossen" (d. h. Novalis und ihm selbst nebst Gattin) erst gefällt, dann

sie aber anwidert; der Roman wird gegen diese Gegner vertheidigt, aber auf heuchlerische Art, mit verzogenem Lächeln; er soll nicht mit Cervantes verglichen werden und wird diesem doch gegenübergestellt; er ist „nicht romantisch (sein Hauptfehler; Heinrich von Ofterdingen ist der Roman, wie er sein soll), sondern modern, daher manchen Abwegen der Bildung und des Verstandes ausgesetzt, indem z. B. die Verhältnisse des geselligen Lebens die Phantasie erdrücken oder stören" u. s. w.*) Einige Jahre später, als der Zauberring von Fouqué, dem Schützling A. W. Schlegel's, erschienen war, äußerte Friedrich gegen Clemens Brentano, wie dieser dem ritterlichen Dichter selbst meldete, der Zauberring sei seit dem Don Quixote der beste Roman — also Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften waren geschlagen und kamen nicht mehr in Betracht, und auch der Glanz des Sternbald und des Ofterdingen war vor dem neuen Meteor erblichen. Und um, da wir bei Friedrich Schlegel stehen, auch seine „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur" (zuerst in Wien 1812 gehalten) gleich hinzuzunehmen, so wird hier mit pfäffischer Schlauheit dem Genius Goethe's viel zugestanden, aber in Einschränkungen und Vorbehalten, liebevoll und bedauernd, das Beste wieder zurückgenommen. „Willig folgen wir, so oft sein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magischen

*) Viele Jahre nachher äußerte A. W. Schlegel, dieser Aufsatz seines Bruders sei „voller Witz" und solle eine „Parodie auf Goethe's Recension von des Knaben Wunderhorn" sein. Wir können in demselben kein Fünkchen Witz entdecken und eben so wenig irgend eine parodische Beziehung auf Goethe's genannte Recension. In der letzteren aber warnte Goethe die Herrn Herausgeber, sie möchten sich vor dem „Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, so wie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten". Dies mußte Anstoß geben und besonders Friedrich Schlegel's Zorn erregen.

Greis, unwiderstehlich fortgezogen in seine Zaubersphäre, während wir in seinen Prosagedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziele gelangten großen Natur erblicken" (d. h. zum Ziele der Rechtgläubigkeit). „Goethe, heißt es gleich drauf, hat Vielen mit Recht als ein Shakespeare unseres Zeitalters gegolten" (folgt ein trübes und schiefes Bild dieses Zeitalters, dessen Schatten natürlich auf Goethe fallen); „in Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte er auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden" (freilich poetischer als dieser); „indessen wird doch auch oft fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpunkte fehlt" (d. h. es fehlte Goethe der Halt der geoffenbarten Gnade, er war und blieb der Humanist, der nicht auf diesem oder jenem Berge betete). Der gleiche Vorwurf trifft Schiller: „Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen" (die Kälte, deren Hauch wir allerdings hin und wieder in Schiller's Dichtungen empfinden, kam nicht vom Zweifel, denn Schiller war kein Zweifler, vielmehr so stark im idealen Glauben, wie nur Schlegel jemals in seinem düstern Wahn, sondern sie stammte aus einem Rest poetischen Unvermögens: Schiller wußte nicht Alles, was er ergriff, in Phantasie aufzulösen und fiel dann öfter in sein Element, die Rhetorik, zurück). — Während so Friedrich Schlegel in Wien aus dem Gewölbe seiner christkatholischen Gruftkirche Orakel erließ, hatte um dieselbe Zeit eine andere romantische Genossenschaft, die sich in Heidelberg zusammenfand, gleichfalls mit Goethe gebrochen, doch ohne es öffentlich zu sagen. Die Heidelberger waren nicht gerade kirchlich-fanatisch (was zwei von ihnen erst später werden sollten), wohl aber phantastisch, mittelalterlich, symbolisch, von der Einfalt des Volkes und alter Zeiten als dem Höchsten

hingerissen, voll Verachtung gegen Form und Helle. Zwei von ihnen, Achim von Arnim und Clemens Brentano sammelten (und dichteten zum Theil) die Lieder des Wunderhorns, der Dritte, der heißblütige, wetterleuchtende Görres, nahm sich der deutschen Volksbücher an, und Alle zusammen gaben ein überaus romantisches Journal, die Einsiedlerzeitung (Tröst Einsamkeit), heraus; über ihnen schwebten als Geister höherer Wissenschaft Daub und Creuzer und über den Häuptern dieser als leitender Genius Schelling in München. Daub selbst, der theologisirende Philosoph, der damals schon seinen Judas Ischariot in Gedanken trug, ließ sich in einer Weise über Goethe vernehmen, daß man seine Reden nur mit Gretchen's Worten wiedergeben kann:

Steht aber doch immer schief darum,
Denn du hast kein Christenthum.

(S. den Brief Bertrams an S. Boisserée, vom 11. Mai 1811.) Aber einen andern aufgeklärten Professor an derselben Universität, Voß den Vater, verdroß und erbitterte dies ganze Gemunkel: er verfolgte es unablässig mit grober Freimüthigkeit und hieb auf die Gegner ein, wie ein Mecklenburger Drescher in das Stroh auf der Tenne. Er stand auf Goethe's Seite, nicht weil er an des Dichters Gemüthswelt Antheil gehabt hätte, wohl aber, weil dieser ihn und seine Poesien vor wenig Jahren sehr günstig (vielleicht ironisch) beurtheilt hatte, dann auch, weil er wohl merkte, daß es zwischen dem Olympier und den Romantikern nicht mehr stand, wie früher. Wie im Besonderen diese Heidelberger über Goethe dachten, lehren die Briefe von Heinrich Voß, dem Sohne, an Charlotte von Schiller. Wir setzen eine Stelle her, die dieses neupoetische Glaubensbekenntniß zusammenfaßt, 28. Aug. 1807: „Görres hat Witz und Phantasie, doch durchaus keinen Geschmack — ich fürchte, seine ungeregelte Phantasie wird ihn noch einmal ins Narrenhaus bringen. Er predigt den Heidelbergern jetzt

die Rungischen Arabesken, mystischen Inhalts*) — Jean Paul ist sein Heros, Schiller verdient nicht den Namen eines Dichters; Goethe soll einige Anlage gezeigt haben, aber die gemeine Natur hat den Sieg davongetragen. Im Wilhelm Meister herrscht eine niedrig-ökonomische Ansicht des Lebens (dem Novalis nachgesprochen), ein irreligiöser Dualismus" u. s. w. So weit also war es bei diesen jüngeren Genossen der Schule mit ihren Urtheilen über Dichter und Dichtwerke bereits gekommen. Es fehlte offenbar der mäßigende klare Geist des bisherigen Führers, des älteren Schlegel. Dieser war auf eine Reihe Jahre, während seine Freunde mit Märchen und den Schatten der Vorzeit sich unterhielten, fern von Deutschland, unter fremden Menschen und Sprachen, der politischen Wirklichkeit nahe gerückt. Wie die heimische literarische Welt sich ihm jetzt darstellte, lehrt uns ein höchst merkwürdiger Brief, den er von Genf im März 1806 an seinen poetischen Zögling Fouqué nach Berlin schrieb. Er meint, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, mit nichtigen und müßigen Phantasien zu spielen; jetzt bedürfe es einer nicht träumerischen, sondern energischen, auf das Herz und den Willen wirkenden, patriotischen Poesie oder statt alles Dichtens vielmehr der Beredsamkeit. Dies Bekenntniß aus diesem Munde, schon am Anfang des Jahres 1806, also noch vor der Zertrümmerung Preußens, setzt uns in Erstaunen; es war das Gegentheil der Romantik, ein Abfall von ihr, der Uebergang zu der praktisch-politischen Prosa. Vielleicht wirkte zu dieser Umkehr das Schicksal der Frau von Staël mit, die von Napoleon gehaßt und verfolgt wurde; auch ist der Brief ja an einen preußischen Offizier gerichtet, der sich neben der poetischen Handarbeit immer als solchen fühlte. Gegen Ende des langen Schreibens taucht indeß der Romantiker wieder hervor und zeigt sich in der Unzufriedenheit mit

*) Philipp Otto Runge, aus Pommern, Zeichner und lyrischer Dichter, war um jene Zeit zu andächtiger, traumhafter Romantik übergegangen.

Goethe oder vielmehr in einer entschiedenen Anfeindung dessen, den die Schule sonst nicht genug hatte verherrlichen können, und der jetzt ihren Schwenkungen und Ausschreitungen nicht folgen wollte. „Wie treibt es nur der alte Goethe?" fragt er. „Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen" — „nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müssen, die Shakespeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen" (geht auf eine Aeußerung Goethe's in der „Geschmack" überschriebenen Anmerkung zu Rameaus Neffe). „Dies ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen lassen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde?" Er that es nicht, weil öffentliche Polemik überhaupt nicht seine Sache war; in zahlreichen Xenien und Streckversen, die erst später ans Licht des Tages traten, gab er im Stillen seinem Mißvergnügen Sprache; warum aber umging A. W. Schlegel selbst den Meister so schüchtern in so weitem Bogen? Noch vor weniger als einem Jahre hatte er ein Sendschreiben „an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler" erlassen und nun zuckte er verächtlich die Achseln über eine der herrlichsten Schriften Goethe's (Winckelmann und sein Jahrhundert), die das Publikum „hinunterwürgen" müsse — ein Beweis mehr, wie sein feiner und scharfer Geist sich jedesmal trübte, wenn es den geschlossenen Zusammenhalt der romantischen Sekte galt.

Und damit haben wir das Verhältniß Goethe's zu der Künstlerschaft des neuen Jahrhunderts berührt. Auch die Kunst hatte wie ihre Schwester, die Poesie, die Wendung zum Mittelalter vollzogen: nicht die Schönheit war mehr ihre Göttin, sie sehnte sich nach der Frömmigkeit des Klosterbruders, durch die allein sie die Anwartschaft auf unsterbliche Schöpfungen zu erhalten vermeinte. Die Meister des Cinquecento waren ihr jetzt zu menschlich und heidnisch: die herbe Süßigkeit, das reizende Ungeschick der naiven Vorboten übten auf die Kunstdoctoren dieselbe Anziehung, wie im sinkenden Alterthum die nachgeahmten archaischen Sculpturen auf die spätere griechisch-römische Zeit oder wie etwa junge Mädchenknospen auf einen alten Wüstling. Die Bilder Fiesoles, deren Formen von dem Glauben wie von einem engen Reif zurückgehalten waren, verdrängten die Bewunderung für den weltlich ausgearteten Rafael, und ebenso die Gothik mit ihrem Schwung ins Unendliche und ihrer farbigen Dämmerung den Sinn für den frei entfalteten Renaissancebau, der die Freude an Licht und gegenwärtigem Dasein als allgemeine Stimmung an sich trug. Darum mußte, wer ein rechter Maler sein wollte, Katholik werden, mit dem Weihrauchdampf der Kirche sich den Sinn betäuben und, ehe er den Pinsel ergriff, ein inbrünstiges Gebet verrichten. Das Beispiel für alle Uebrigen hatte Friedrich Schlegel gegeben, den man wohl den bösen Genius der Romantik nennen könnte, der sie z. B. gleich Anfangs übermüthiger Weise mit Schiller verfeindet und dann durch einen cynischen Roman und seine Wanderungen mit der Frau eines Andern vor aller Welt bloßgestellt hatte. Gar zu gern hätte die fromme deutsche Brüderschaft auch von Goethe das gleiche künstlerische Ordensgelübde empfangen. Aber sein Bekenntniß in den Propyläen und die Schrift über Winckelmann lautete ganz anders: er blieb bei seinem humanen Heidenthum, erfrischte sich an der Gesundheit der klassischen Kunst und die

Scenen des griechischen Mythus sprachen ihn als Stoffe künstlerischer Darstellung mehr an, als die widrigen Legenden und abgezehrten Heiligen des christlichen Mittelalters. Als dann in den Jahren 1816 und 1817 seine italienische Reise erschien, da war bei den deutschen Römern der Unwille, die Erbitterung groß. Wir sehen dies unter Anderem aus den Briefen und Aussprüchen Niebuhr's, des damaligen preußischen Gesandten beim Vatikan, der mit den Nazarenern viel verkehrte. Ja Niebuhr wünschte einmal sogar, diese „im Rausch" geschriebenen Blätter wären gar nicht gedruckt worden! Die Nachwelt hat die damaligen Urtheile nicht bestätigt: Goethe's italienische Reise gehört zu seinen populärsten Werken und die romantische Kunstschule ist längst in Schutt und Asche gesunken und in alle Winde zerstoben. Goethe selbst führte nach seinem Winckelmann den Kampf im Stillen fort, bis er 1817 im zweiten Heft von Kunst und Alterthum mit einem von Meyer geschriebenen Aufsatz: „die neudeutsche religiös-patriotische Kunst" gegen das Unwesen sich erhob. (Zur Ergänzung dienen seine Briefe an Knebel vom 17. März und an Zelter vom 24. August 1823, sowie die erst 1832 gedruckten „Aphorismen, Freunden und Gegnern zur Beherzigung".) So war der Zwiespalt vor aller Augen offenbar geworden: die Künstler im Bunde mit der Kirche zuckten die Achseln und bedauerten das Schicksal des Alten, der einst ein Anderer und Besserer gewesen. Tieck aber schrieb am 18. December desselben Jahres 1817 an Solger: „Ich glaube, man müsse von dem realen Nichts und dem realen Wirklichen aus Goethe und so manchen Anderen fast logisch zeigen können, wie in ihrer wahren Verehrung der Antike zugleich ein ganz nichtiger, willkürlicher und leerer Aberglaube liegt, der niemals, am wenigsten in der Nachahmung, zum Leben kann erweckt werden, — warum sie, auf diesen Standpunkt gebannt, die Kunstwelt, die unerläßlich mit dem Christenthum, mit dem wahrhaft Nationalen zusammenhängt, verkennen

müssen, — und wie jenes Ideal, das ihnen vorschwebt, ein nichtiges Gespenst der Leblosigkeit ist. Dies ist mir wieder recht lebhaft beim Durchblättern seiner neuen neapolitanischen Reise geworden."

Aehnlich, doch minder schroff, war der Widerstand, den Goethe im Gebiet der Poesie den „Mittelältlern", wie er sie nennt, entgegensetzte. Die mittelalterliche Dichtung war neu entdeckt und wurde eben darum überschätzt, zunächst von denen, die sich durch Studium einigermaßen in den Stand gesetzt hatten, jene verschollenen Gedichte und ihre Sprache zu verstehen, dann, und vielleicht noch mehr, von der dilettantischen Menge, die der Mode folgte und keines von den alten Liedern und Epen jemals gelesen hatte. Je befangener, beschränkter, dürftiger der Geist und Inhalt jener fernen Zeit und ihrer Gesänge, desto überlegener der Verstand derer, die sie dennoch als ein Höchstes priesen; liegen doch noch heute die Dinge so, daß, wer in Wort und Schrift für Wolfram und Gottfried und Walther von der Vogelweide begeistert ist und sich über die zweimalige klassische Periode der deutschen Literatur mit Beredsamkeit ergeht, in der Regel von jener angeblichen ersten Klassik nur von Hörensagen weiß und nur nachspricht, was ihm vorgesagt worden. Die Ritterpoesie des Mittelalters ist für uns todt und begraben, wohl, wie so viel Anderes, ein interessanter Gegenstand gelehrter Forschung, aber durch keine Bemühung wieder zum Leben zu erwecken. Goethe nun reichte mit seinem Geiste wohl bis zu den Zeiten der Renaissance und der Reformation und wußte von dorther lebendige Quellen auf seine poetischen Fluren zu leiten; weiter hinauf aber verschwand der nationale Boden: dort lag die Fremde, weit ferner von uns, als Griechenland und Rom. Wer muß nicht den Ekel theilen, den Goethe bei der Miselsucht des armen Heinrich empfand? Indeß die Nibelungen, nachdem er sich einmal darauf eingelassen, las er gern vor, erklärte sie den Anwesenden und bemühte sich, sie beim

Vorlesen unmittelbar in heutiges Deutsch zu übertragen. Doch ist der Ton, wo er bei verschiedenen Gelegenheiten auf sie zu reden kommt, verhältnißmäßig kühl. Man soll sie ja nicht mit Homer in Parallele stellen, weil sie dann in jedem Betracht nur verlieren können. „Haben wir Deutsche", heißt es z. B. in den Anmerkungen zum Westöstlichen Divan, „nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung (mit Homer) den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und Alles vertraulich*) und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anlegen sollte." Und an Knebel im Jahre 1814: „Ich habe an der homerischen wie an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner". Auch dies mußte einen Mißklang mit dem herrschenden Geschlecht der Romantiker geben, und eben so, wenn er ihren Uebertreibungen in Verehrung der neuern Dichter, Dante, Calderon, Shakespeare entgegentrat und auch darin von der antiken Dichtung als ewigem Muster nicht lassen wollte. Dante's Schroffheit und architektonisch-mystische Scholastik mußte Goethe's mildem, humanem Geiste zuwider sein; wie ihn Theognis mit seiner menschenfeindlichen Moral nicht ansprach, so auch Dante nicht: bei beiden erklärte er das strenge Gericht, das sie über ihre Zeitgenossen verhängen, aus ihrem Leben als Verbannte und Ausgestoßene, als Emigrirte, die wie die der französischen Revolution eine reiche Bildung durch rohe Parteiwuth zerstört sahen. An den Dramen des Spaniers Calderon hatte er Anfangs die höchste

*) Das Wort vertraulich kommt auch in der Recension von Vossen's Gedichten vor: „Und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten vertraulich aufzuklären" — wo es beinahe so viel heißt, als mit Zudringlichkeit, da Gedichte sich doch selbst erklären sollen.

Freude und stimmte mit seinen jüngern Freunden darin überein, später ward sein Lob ein bedingtes und daß des genannten Dichters Geist in tiefen Fesseln liegt, konnte er sich nicht verhehlen: der Kirchenglaube mit seinen Satzungen und die conventionelle Ritterlehre, diese Schranken ließen keine freie Sittlichkeit und natürliche Empfindung aufkommen. Es war in Calderon erstarrte Bildung, Ueberkultur, und wenn uns Shakespeare die „volle reife Traube vom Stock" oder auch den gekelterten, geklärten Wein zur Erquickung reicht, so empfangen wir von Calderon „abgezogenen Weingeist, ein mit Süßigkeiten gemildertes, mit Spezereien geschärftes, köstliches Reizmittel, das, wer es nicht will, abweisen kann". Goethe faßte dieses halbverhüllte antikatholische Urtheil acht Jahre später in den prägnanten Satz zusammen: „Wie Natur und Poesie sich in der neueren Zeit vielleicht niemals inniger zusammengefunden haben, als bei Shakespeare, so die höchste Kultur und Poesie nie inniger als bei Calderon". Auch in der Würdigung Shakespeare's geriethen nach Goethe's Urtheil die romantischen Häupter, vor Allen August Wilhelm Schlegel und Tieck, durch Ueberspannung und Sophistik aus der gemessenen Bahn. Goethe hatte schon in der Jugendzeit den englischen Dichter enthusiastisch gepriesen, von ihm gelernt, an ihm sich gebildet, dann in reiferen Mannesjahren sinnvolle Betrachtungen über ihn im Wilhelm Meister niedergelegt; jetzt aber machten ihn die Thorheiten der kritischen Stimmführer unwillig, und er schrieb im Jahre 1813 den Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende". Goethe hat kaum ein Stück Prosa verfaßt, das in so geringem Umfang so viel tiefe und treffende Gedanken in so lebhaftem, klarem, natürlichem Stil vortrüge, als diese Studie. Indem er Shakespeare's Größe nicht verkennt, vielmehr diese aus noch breiterem Grunde aufsteigen läßt und sie dadurch sichert, widersetzt er sich doch der romantischen Verflüchtigung und Verfärbung des in der realen Welt heimischen Dichters, der wohl wußte, was er wollte.

„Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein möchte, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz (von Nothwendigkeit und Freiheit oder von Sollen und Wollen, von welchen zwei Gliedern je das erste mehr der antiken, das zweite mehr der modernen Lebensansicht angehört) um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und, oft ohne zu wissen warum, über Alles präkonisiren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakespeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln." Die Stacheln, die in diesen und den übrigen Worten verborgen waren, fühlten die Ueberschwänglichen und die Grübler wohl an ihrem Leibe; als aber drei Jahre darauf noch ein Nachtrag kam: „Shakespeare als Theaterdichter", in dem die Behauptung durchgeführt war, Shakespeare eigne sich mehr zum Lesen, als zur theatralischen Darstellung und es sei verkehrt, ihn, so wie er da sei, ohne Ueberarbeitung, aufzuführen, — da war der Gräuel unerhört: daß bei Shakespeare kein Wort, keine Silbe ausgelassen werden dürfe, daß bei ihm Alles bis aufs Kleinste wohlbedacht sei und nichts außer dem organischen Zusammenhange liege, dies war ja ein Hauptsatz der romantischen Glaubenslehre und dies wagte der Alte in Weimar zu leugnen! Sehr verdrießlich war der Umstand, daß der Urheber solcher Ketzereien der langjährige, vielerfahrene Leiter einer der ersten Bühnen Deutschlands war, einer Bühne, die für die hohe Schule der Schauspielkunst galt, die die Stücke Schiller's in die Welt eingeführt und mit allen

Kräften für ein ideales Schauspiel gewirkt hatte. Aber es gab noch einen andern Dichter und Dramaturgen — noch größer als Goethe und nach seiner eigenen Meinung und der seiner Gesellen befähigt und jeden Tag bereit, Goethe zu stürzen und an dessen Statt den Thron zu besteigen. Es war dies Ludwig Tieck. Heut zu Tage macht es einen fast komischen Eindruck, wenn Tieck in einem Briefe an Solger sich an Goethe mißt und jetzt ganz bestimmt zu sehen glaubt, „wo wir uns trennen und trennen müssen", d. h. wo Tieck ihm überlegen ist (Solger's Nachlaß I., S. 486). Auch in den von Holtei herausgegebenen Briefen an Tieck bewundern die Correspondenten überall den großen Dichter, an den sie schrieben, hüten sich aber wohl, um den Empfänger nicht unangenehm zu berühren, Goethe ohne Einschränkung zu preisen. Ja, Immermann z. B. erlaubt sich am 28. November 1831 die Worte: „Mir scheint es zuweilen, als ob das Gebiet der eigentlichen Poesie erst da beginne, wo Goethe (mit wenigen Ausnahmen) aufhört". Besonders aber Shakespeare war Tieck's verbrieftes Eigenthum und da durfte kein Anderer ihm dreinreden: in dem Dienste Shakespeare's war er der Oberpriester, der das Gesetz verkündigte und dieses dann zu wahren hatte. Freilich, wer genauer zusah, erkannte wohl, daß Tieck seinem Götzen nicht aus treuer Ueberzeugung anhing: die ausschließliche Vorliebe für den englischen Meister (wie auch die für den Spanier) war in echt romantischer Weise nur eine geistreiche Sonderbarkeit, mit der er sich Bedeutung gab: er suchte etwas darin, lächelte über die, die in ihrer Einfalt davon nichts verstanden, und hatte in Shakespeare sein Steckenpferd, wie ein solches hervorragenden Geistern wohl ansteht. In seinen dramaturgischen Arbeiten ließ er es an Paradoxien nicht fehlen. Mußte man nicht bestürzt werden, wenn Tieck z. B. die Lady Macbeth für eine zärtliche liebevolle Seele ausgab und demgemäß auf der Bühne dargestellt haben wollte — was sogar der milde Goethe mit

ungewohnter Deutlichkeit ablehnte und dem Kritiker vorwarf? Tieck's Antwort an den großen Nebenbuhler erfolgte in der Einleitung zu den gesammelten Schriften von R. Lenz, vom Jahre 1828, die die Ueberschrift trägt: „Goethe und seine Zeit". Hier wird zwar in manchen schönen und wahren Urtheilen Goethe's ganze poetische Größe anerkannt und sein Individuum mit Liebe gezeichnet, aber auch manche Tücke verübt und immer ein aus Shakespeare gezogener hyperdramatischer Maßstab angelegt: möglich wurde das Eine und das Andere durch die dialogische, dem Plato nachgekünstelte Form, in die die breiten Ausführungen gefaßt sind. Diese Form brachte den Vortheil mit sich, daß alles Günstige und Ungünstige an verschiedene Personen vertheilt werden konnte und den Verfasser also zu nichts verpflichtete: was sein eigener Ernst war, trat nirgends hervor und er konnte alles Gesagte jeden Augenblick als Einseitigkeit zurücknehmen. Es ist romantische, vornehmüberlegene Ironie, in deren Zwielicht mancher empfindliche Streich gefahrlos geführt werden kann.

Wer im Shakespeare den „Genius der britischen Insel" erkannt hat (A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst, 25. Vorlesung), wird es nicht unpassend finden, wenn wir Goethe den Genius der deutschen Nation nennen; wie aber kaum ein Menschenalter nach Shakespeare's Tode der puritanische Fanatismus, die andere Seite des britischen Nationalgeistes, ausbrach und Shakespeare's helle und weite Lebensansicht sich verengte und verdüsterte — und ganz hat der Himmel sich bis auf den heutigen Tag nicht erheitert, — so geschah es auch mit Goethe: auch gegen diesen erhoben sich die Ansprüche der Moral, und er ward vor dem Angesicht dieser strengen Richterin verurtheilt und geschmäht. Daß Goethe unsittlich sei, ist ausgemacht und eine bis auf die Gegenwart nicht ganz erschütterte Wahrheit. Besonders in Norddeutschland ist das herrschende Ideal, das für so manches Versagte entschädigt,

die Moral, d. h. das den Menschen überall begleitende Bewußtsein, aus zwei Stücken zusammengesetzt zu sein und den harten Kampf gegen die Sinnlichkeit bestehen zu müssen. Denn Moral heißt, genau betrachtet, nicht schöne und weise Lebensführung, sondern Mißtrauen gegen das Natürliche, vor Allem gegen das Geschlechtsverhältniß, die Liebe. Auch dies weniger der That und Ausübung, als den Worten und dem Scheine nach; Mephisto, einer der größten Menschenkenner, die gelebt haben, sagt:

> Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
> Was keusche Herzen nicht entbehren können —

oder aus derselben Zeit, 1774, Kilian Brustfleck in Hanswurst's Hochzeit:

> Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt,
> Doch thut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.
> Der Weise sagt, der Weise war nicht klein:
> Nichts scheinen, aber Alles sein —

woraus dann als einfache Folge Pharisäismus, Uebertünchung sich ergiebt. Besonders das angeblich freie England liegt tief unter dem Joche dieser Heuchelei: nur züchtig in Reden, vor den Augen der Welt, und wehe dem, der leichtsinnig und unbedacht oder weil er sich keines Fehls bewußt ist, den gebräuchlichen gleißnerischen Schleier abwirft! Diese abstrakte, dualistische Moral stand nun begreiflicher Weise mit den gleichgearteten religiösen Ansichten und Triebfedern im engsten Bündniß. Denn das Christenthum war von Anfang an auf ascetischer Grundlage errichtet; die feindselige Welt, auf deren Aufhebung es ankam, war ja eben diese Einheit von Geist und Sinn, die Schönheit und das gegenwärtige Glück. Das Christenthum war die Religion des Gekreuzigten und eben damit sein Ideal der Schmerz und das Leiden. Indem nun in Goethe ein

Dichter der Renaissance, der begeisterten Natur, des Menschen als eines Ganzen auftrat, während Entzweiung die allgemeine religiöse und sittliche Voraussetzung bildete, — indem dieser Dichter innerhalb einer Kirche, die unablässig bemüht war, das Bewußtsein des Todes wach zu halten, nicht memento mori sprach, sondern „gedenke zu leben" (so stand auf der Rolle, Wilhelm Meister 8, 5) und seiner Geliebten schrieb: „Der heilige Geist des Lebens verlasse Dich nicht" — so mußte er nothwendig in der öffentlichen Meinung als verworfen und irreligiös erscheinen. Er stand eben auf einer höheren ethischen Stufe, von der in den bisherigen Lehren und Geboten nichts enthalten war. Im Werther hatte er in rührender Aufdeckung der menschlichen Psyche und ihrer Geheimnisse und Irrwege gezeigt, wie lieblos und beschränkt es ist, den Selbstmörder der ewigen Verdammniß preiszugeben und ihn gleich einem verreckten Thier in einem Winkel zu verscharren; in Gretchen und Klärchen wie roh es ist, das Mädchen, das in der Fülle der Unschuld und Liebe dem Geliebten sich hingegeben hat, der öffentlichen Schande zu überliefern, und wenn die Furcht vor dieser und die namenlose Angst sie zur Kindesmörderin gemacht hat, sie im dumpfen Kerker zu vergraben und dann auf dem Markte zu enthaupten; in der Gott und die Bajadere, wie in der tiefsten Verlorenheit doch in der Seele des Weibes ein Funke von Menschlichkeit und aufopfernder Liebe erhalten sein kann, der zur Flamme aufschlägt und sie der Rettung, der Barmherzigkeit würdig macht; in den Römischen Elegien, wie auch die sinnliche Liebe durch Schönheit und Grazie geadelt wird, und mönchische Kreuzigung des Fleisches grade der Gipfel des Unsittlichen, eine negative Wollust ist; in allen seinen Dichtungen endlich, daß Sittlichkeit und Glück, Sünde und Unseligkeit eins und dasselbe ist — dies nicht in Form abstrakter Lehrsentenz, sondern durch Darstellung sich vollziehender Schicksale und des von den menschlichen Charakteren selbst geschaffenen

Menschenglückes und Menschenleides. Aber eben darum wurde es nicht begriffen. Goethe war ein herzloser Mann, nur auf Sinnengenuß bedacht, eine Art Faun, und die Kunst, unpoetische Menschen zu rühren, verstand er nicht. Als z. B. die vier Stanzen vor der Faust-Tragödie 1808 erschienen, war eine alte Hamburger Dame, die Schwiegermutter des Grafen Reinhard, Frau Reimarus, ganz verwundert, von dem kalten Egoisten Goethe so schmelzende Gefühle ausgesprochen zu finden, und erklärte sich das durch das Unglück Deutschlands, das auch sein steinern Herz erweicht habe (s. den Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, S. 27). Diese Verse waren aber schon 1797 gedichtet; und Goethe selbst äußerte, wenn ihm solche und ähnliche Urtheile zukamen, sein inneres Schicksal sei den Menschen ganz verborgen. Schon früher hatte Frau von Stein, die ihn tiefer kennen mußte, doch und bei all dem zweierlei Naturen in dem Dichter zu finden geglaubt, eine schwärmerische, seelenvolle (so lang er sie ausschließlich liebte) und eine sinnliche, gemeine, niedrige (als er sich von ihr abgewandt hatte). Auch Caroline Herder war moralisch; sie setzte es durch, daß das schöne Jugendgedicht „Christel" in den Schriften von 1788 ausgelassen wurde. So auch die Gräfin Baudissin, die es Herder zum Vorwurf machte, daß er für einen Roman von Wilhelm Meister Theilnahme gehabt, wo eine Mariane, eine Philine gezeichnet waren, ohne ein Wort des Tadels von Seiten des Dichters; ferner die Gräfin Schimmelmann, die gegen Schiller sich verwundert hatte, daß eine so reine Seele, wie Schiller, mit einem Manne, wie Goethe, in Freundschaft und Gemeinschaft leben konnte; endlich auch die gräflich Reventlow'sche Familie und ihre Freundinnen, die gleichfalls zu viel Libertinismus und vermuthlich zu wenig Herz im Wilhelm Meister fanden. Aehnlich wie die genannten werden auch andere gebildete Frauen des Nordens geurtheilt haben — sie, die durch Klopstock innig gerührt und durch die

Späße plattdeutscher Volkskomik höchlich ergötzt wurden — während in Oberdeutschland und in den geistlichen Stiftern des linken Rheinufers vorerst Goethe's Werke noch gar nicht gelesen wurden. Mehr religiös als moralisch war es gemeint, wenn die Fürstin Galizin, geborene Gräfin Schmettau, und die Gräfin Auguste von Stolberg, die erstere den schönen Heiden, die andere den alten Hellenen zum Christenthum bekehren wollten. Nur die jüdischen Weiber, die jetzt immer mehr zu Worte kamen, waren weniger streng und ahnten etwas von Goethe's nicht bloß dichterischer, sondern auch sittlicher Größe: sie hatten eben mehr Mutterwitz im Kopfe, als die guten und lieben, aber conventionell beschränkten, mit England durch alte Stammesgleichheit verbundenen, blonden Bewohnerinnen Niedersachsens.*) Eben so viel aber als seine freie Dichtung schadete Goethe in den Augen der Welt die Verbindung mit Christiane Vulpius, deren Charakter im Uebergang von Mund zu Mund auf alle Weise ins Schwarze gemalt wurde. Wir unsererseits können in dem Verhältniß nichts so unerhört Strafbares finden: unter allen übrigen Lebens- und Entwickelungsmomenten darf man nicht vergessen, daß es sich um einen Dichter handelt und um einen, der ein ganzer Mensch war; daß es ungehörig ist, bei einem solchen die gewöhnliche „Philisterleier" anzustimmen (Goethe braucht dieses Wort selbst mit Bezug auf die angeblich

*) Auch Gentz fand, wie Schleiermacher und der Freiherr von Stein, an Goethe kein Gefallen und das könnte Wunder nehmen. Aber dem Wiener Sybariten Gentz war Goethe zu ideal geartet, den beiden andern Genannten nicht einseitig genug. Was insbesondere Schleiermacher betrifft, so war und blieb er Theolog, und diesem mußte Goethe's Humanismus als eine fremde Welt erscheinen. „Er konnte den Dichter in Schutz nehmen; dagegen war er still und stumm, wenn abgöttische Verehrer dem gefeierten Dichter auf den Lorbeer noch die Bürgerkrone oder gar den Heiligenschein setzen wollten." (Siehe den Brief Eichhorn's an Schelling vom 16. März 1834.) Er theilte also die von der blinden Menge gehegten Vorurtheile.

lasciven Schilderungen seiner Dichtungen); daß endlich, was bei diesem Schritte getadelt werden kann, wir meinen das Mißverhältniß der Bildung und des Standes zwischen dem genialen Manne und dem sehr gewöhnlichen Mädchen und deren das Haus erfüllenden Verwandten, von dem Dichter selbst schwer gebüßt worden ist — („denn alle Schuld rächt sich auf Erden") — man höre nur das Urtheil Schiller's in seinem Brief an die Gräfin Schimmelmann, 13. November 1800: „Goethe ist in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber Niemand verletzt, als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Theil seines Charakters zusammen." Ein minder edler Mann hätte das Mädchen, nachdem ihre Jugendblüte vergangen, irgendwo untergebracht und sich frei gemacht — wie wir das täglich in dem uns umgebenden Leben, wenn wir die Augen offen halten, sehen können, und die dagegen eifern, thun es häufig im Bewußtsein eigener Schuld. In Goethe's ideal angelegtem Wesen lag gemeine Sinnlichkeit nicht, immer sprach sein Herz mit. Man lese nur aus den ersten Jahren der Verbindung mit Christianen seine Briefe, die Epigramme und Elegien, die Metamorphose der Pflanzen u. s. w., wie sich überall die Wärme und Zartheit seines Gefühls offener und verhüllter ausspricht, wie er bangt um die verlassene Geliebte, wie ihr Bild ihn umschwebt, mit ihm reist u. s. w. Später wurde sie ihm gleichgültiger, wie das natürlich ist; aber sie sorgte doch als Hausfrau für ihn und hielt das Störende von ihm ab, daß er Freiheit hatte, seinen Gedanken und Geschäften nachzugehen, und das Leben ihm bequem wurde. Das Uebel lag eigentlich nur in der Kleinheit und Kleinlichkeit, den engen Begriffen, dem Gerede und der Gevatterschaft in den beiden Dörfern, die man Weimar und Jena nannte, wo auch die

Hintertreppen, die Rückseite der Häuser beobachtet und der Nächste, wenn sich sonst nichts an ihm fand, wenigstens tapfer verleumdet wurde. Besonders die gebildeten Frauen verstanden das Klatschen und Verurtheilen in Weimar so gut wie anderswo: es war nur ein Echo der Weimarer Stimmung, wenn z. B. Ernestine Voß, geborene Boie, aus Heidelberg an Schiller's Wittwe schrieb, 15. August 1805: „Goethe ist nicht bestimmt, das Wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, sich zu eigen zu machen; ich beneide auch seine einsamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen, als in seinen Zimmern!" (weil er nicht auf gehörige Art verheirathet war). Um wie viel menschlicher dachte doch die alte Frau Rath in Frankfurt, trotz ihrem alttestamentlichen Bibelglauben, als alle die genannten selbstgerechten, englisch-deutschen Damen! Sie nahm Christiane so herzlich und freundlich auf, als wäre sie wirklich ihre Schwiegertochter, und eben so den jungen August, als wäre er ihr richtiger Enkel. „Grüße Deinen Bettschatz" schreibt sie, süddeutsch-natürlich, ihrem Sohn am 19. Januar 1795. — Psychologisch und sittlich viel dunkler als das Verhältniß zu Christianen, finden wir den zwölfjährigen Liebesbund mit Charlotte von Stein — weil der letztere mit der immer reinen Natur nicht in so hellem Einklang zu stehen scheint, als jenes. Wenigstens bleibt in dieser Liebe, aus welchem Gesichtspunkt sie auch erklärt werden mag, immer etwas Räthselhaftes. Liest man die lange Reihe jener herrlichen Briefe an die Geliebte — und Goethe hat in dem gewaltigen Umkreis seiner Dichtung nichts Schöneres geschaffen — so muß man bei Genuß derselben immer vergessen, wer der Gegenstand dieser Anbetung, die Empfängerin dieser innigen und süßen Geständnisse war — worüber wir schon im Obigen

Einiges bemerkt haben. Sie war die Gattin eines Andern, sieben Jahre älter als der Dichter, Mutter von eben so viel theils lebenden, theils verstorbenen Kindern, oft kränklich, selten heiter, und nicht ohne die Schwächen ihres Geschlechtes. Im Jahre 1787, wo er ihr aus Palermo schrieb: „Lebe wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir,“ stand sie im 45sten Lebensjahr und im Mai 1789, als der Dichter vor weniger als einem Jahre aus Italien zurückgekehrt war, konnte sie ihre Silberhochzeit feiern, zu der, wenn auch nicht silberweißes, doch wohl graues Haar das Geziemende ist. Auch an den Herzensverirrungen, zu denen der Dichter während der Jahre des 19. Jahrhunderts, theils bei Lebzeiten, theils nach dem Tode Christianens, hingerissen wurde, und an ihrem dichterischen Ausdruck können wir keinen ganz reinen Antheil nehmen, und zwar aus demselben, oder, wenn man will, dem umgekehrten Grunde, dem Mißverhältniß des Alters. Doch waren es diese nicht, die den Dichter in bösen Ruf brachten, denn sie wurden wenig bekannt, sondern, wie bemerkt, das illegale Verhältniß zu Christianen. Goethe war der Dichter der Liebe, wie er sich selbst nennt, und die Liebe im vollen Sinne ist jedesmal unsittlich, wenn sie gedruckt oder gesprochen wird, den Alltagsbegriffen der Gesellschaft sich nicht fügt und vor dem Antlitz der Welt offen daliegt.

Da die „Wahlverwandtschaften“ in sittlicher Beziehung für besonders verwerflich galten und bei Vielen noch gelten, so greifen wir zu diesem Werke zurück und schließen gleich die Tragödie Faust an, die ungefähr gleichzeitig mit jenem Roman oder nicht lange vorher erschienen war.

Die Wahlverwandtschaften sind ein Kunstwerk im höchsten Sinne, das durch leise, innere Organik wie ein sich selbst schaffendes und bildendes Naturwerk vor uns hintritt. Die Personen spinnen unbedacht und willenlos ein Netz um sich her, aus dem nur der Befreier Tod sie lösen kann. Indem

sie sich dem dunklen Zuge der Naturgewalt hingeben, treiben sie dem tragischen Verderben entgegen; sie lehren uns, daß nur durch sittliche Freiheit und die Herrschaft über sich selbst der Mensch dem Andrang blinder Kräfte, dem gleichsam chemischen Zwange der Verbindungen und Trennungen sich entzieht. Da der Roman diese Wahrheit nicht durch nackte Sittensprüche oder in ausdrücklicher Predigt, sondern durch Schicksale und Bilder des Lebens verkündigt, so wurde die Menge der Zeitgenossen davon nichts gewahr, sondern hielt sich an einzelne Scenen, die der Convenienz zuwiderliefen, und so wurde die ganz und gar von ethischem Gefühl eingegebene Dichtung als unmoralisch, abstoßend, empörend, das Heiligste, wie die Ehe, verhöhnend, dem allgemeinen Unwillen preisgegeben. Auch höher gebildete Leser, von denen man ein Anderes erwarten durfte, theilten diese Ansicht; nur Schelling, der Naturphilosoph, fühlte hier eine Luft wehen, wie im Reiche seines eignen Denkens. Jacobi aber schrieb z. B. an Voß, 18. December 1809: „Was sagst Du zu Goethe's Wahlverwandtschaften? Schelling ist ganz davon entzückt; mir ist das Buch im Ganzen ein Aergerniß, ob ich gleich das darin einzeln zerstreute Gute und Schöne wohl zu schätzen weiß." Aufrichtiger und kräftiger, als an Voß, schrieb er seinem Anhänger Köppen, der, zuerst Theolog und Prediger, jetzt als Professor in Landshut lebte und in einer eignen Schrift Schelling's Philosophie widerlegt hatte, 12. Jan. 1810: „Die zwiefache Aehnlichkeit des Kindes und ihre Ursache hat uns im höchsten Grade empört, und diese Angelegenheit ist doch die Seele des Buchs. Wir können das Göttliche und Himmlische an Ottilie nicht finden und sprechen es ihr geradezu ab, weil sie den armseligen Eduard so überschwenglich lieben kann. In dem ganzen Roman ist keine Figur, an der man ein wahres Wohlgefallen haben könnte. Charlotte und der Hauptmann werden sich nur aus lieber langer Weile gut, denn sie können im

Grunde sich nicht leiden. Desto ärgerlicher und ekelhafter wird der doppelte Ehebruch, der den Knoten des Stücks ausmacht. Dieses Goethe'sche Werk ist durch und durch materialistisch oder, wie Schelling sich ausdrückt, rein physiologisch. Was mich vollends empört, ist die scheinbare Verwandlung am Ende der Fleischlichkeit in Geistlichkeit, man durfte sagen, die Himmelfahrt der bösen Lust." Wenn Helene Jacobi an Johanna Fahlmer, verehelichte Schlosser, schrieb: „Die Tugenden dieses Menschen (Goethe's) werden wohl immer nur Modifikation bleiben, da der einzige Grund und Boden, ein reines höheres Gefühl, ihnen zu frühe entzogen wurde," so war ihr dieses Urtheil sicherlich von ihrem sehr eitlen, über Goethe's freundliches Verhältniß zu Schelling erbitterten Gatten eingegeben. Nicht viel anders, als Jacobi und Köppen nebst Frau, muß Herder's Wittwe über den Roman gedacht haben. Wir sehen dies aus einem Briefe Wieland's an sie. „Mit lebhaftem Interesse,„ schreibt er, „habe ich Ihr Urtheil über Goethe's Wahlverwandtschaften gelesen und wie so oft den Scharfsinn Ihres Verstandes bewundert, der immer dem Herzen die Wagschale hält und, wo Sie wollen, dominirt. Das scheint mir der Fall mit Goethe's genialischem Geistesprodukt gewesen zu sein. Da Ihnen die moralische Tendenz so wenig als mir gefallen konnte, wollten Sie sich auch durch nichts mehr rühren lassen, und Ihr feiner Witz behielt die Oberhand. — Gerne gebe ich Ihnen zu, daß die Stellen, welche Sie vorzüglich choquirt haben, auch mein Gefühl beleidigten, allein ich bin toleranter im Punkt der Liebe, als meine strenge Freundin. Was ich nicht selbst erfahren, kann ich mir dennoch als möglich denken, und ich finde die Nüancen der Entstehung dieser im Anfange so unschuldigen Neigung so zart und fein, daß sie, wie mich dünkt, die zartesten Seiten des menschlichen Herzens berühren. Mir schauderte innerlich davor, daß ein so reines unschuldiges Kind, als diese Ottilie, so verstrickt werden konnte und ich finde den Gang

ihrer Empfindung nicht natürlich. Auch die Liebe, welche sie dem neuen Ankömmling beweist, Alles bürgt für die Reinheit ihrer Gefühle für Eduard. Dieser Eduard aber wäre mein Mann auch nicht, er zeigt am unrechten Ort Kraft und Festigkeit, doch scheint es mir, Goethe wollte auch keinen Helden aus ihm machen. Er schildert ihn wie alle übrigen Personen mit allen ihren Mängeln und Gebrechen und liebenswürdigen Eigenschaften. Das Leben und Weben dieser Personen geht so natürlich an uns vorüber. Wir glauben sie spielend auftreten zu sehen, und ich gestehe Ihnen, meine Freundin, daß ich dieses wirklich schauerliche Werk nicht ohne warmen Antheil zu nehmen, gelesen habe." Dieser Brief ist ganz unlogisch und die Urtheile darin widersprechen sich immerfort selbst. Man sieht, daß Wieland das Werk bewunderte und von ihm ergriffen war, aber der moralischen Frau Caroline gegenüber sich wenden und winden mußte. Da er nicht aus Lübeck oder Bremen oder Braunschweig und Göttingen stammte, auch kein Engländer war, so machte ihm die Dialektik des Ehe- und Geschlechtsverhältnisses, wie der Roman sie enthielt, keine Schmerzen.

Der Faust, wie wir ihn jetzt haben und wie er für das Höchste gilt, das Goethe und die neuere Poesie geschaffen, erschien zuerst im Jahre 1808. Bis dahin war das Gedicht ein Fragment gewesen, 1790 zuerst gedruckt, dem sehr wesentliche, überaus schöne Stücke fehlten. Es erregte in dieser fragmentarischen Gestalt keinerlei Aufsehen, Einige nahmen es sogar mit Achselzucken auf. Der ästhetische Philolog Heyne in Göttingen meinte, es kämen darin Dinge vor, die nur derjenige habe in die Welt schicken können, der alle Andern neben sich für Schafsköpfe ansehe, und sein Schwiegersohn Huber erklärte das Ganze für ein „tolles, unbefriedigendes Gemengsel".*) Auch

*) Es war derselbe Huber, der später von Goethe's Eugenie urtheilte, zsie sei „marmorglatt und marmorkalt." Ein oft wiederholtes, aber gan

Wieland und der damalige Schiller waren enttäuscht, und Körner in Dresden schrieb dem Letzteren beistimmend, der Bänkelsängerton, den Goethe gewählt habe, verleite ihn nicht selten zu Plattheiten, die das Werk verunstalten. Bei den Romantikern herrscht Stillschweigen über das Fragment; höchstens verrathen Anspielungen, daß es ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz entgangen war, ohne indeß, wie Wihelm Meister, zur Quelle der Begeisterung für sie zu werden. Erst die Philosophie war es, die im Faust die Krone von Goethe's Schöpfungen erkannte, indem sie darin ihr eigenes Wesen dichterisch wiedergespiegelt fand. Aus Jena schreibt Schiller am 16. März 1801: „Auf den Faust, (d. h. auf die Fortsetzung desselben) sind die hiesigen Philosophen (Schelling und sein Freund Hegel) ganz unaussprechlich gespannt." Ein Jahr darauf sagte Schelling in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (sie wurden im Sommer 1802 in Jena gehalten), elfte Vorlesung am Schlusse: „An jenen Widerstreit, der aus unbefriedigter Begier nach Erkenntniß der Dinge entspringt, hat der Dichter seine Erfindungen in dem eigenthümlichen Gedicht der Deutschen (dem Faust) geknüpft und einen ewig frischen Quell der Begeisterung geöffnet, der allein zureichend war, die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten. Wer in das Heiligthum der Natur eindringen will, nähre sich mit diesen Tönen einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht, ausgeht und das Innerste der Welt bewegt." Auch Schiller, der unterdeß gleichfalls Philosoph geworden war, obgleich nur Kantischer Reflexionsphilosoph, dann den Freundschaftsbund mit Goethe geschlossen hatte und eben im Begriff war, aus den

verkehrtes Wort, denn kalt ist dies Drama ganz und gar nicht, und manches andere Werk Goethe's ist der äußern Form nach vollendeter.

unterirdischen Gängen an das Licht der Sonne zurückzukehren, schrieb schon im November 1794: „Mit nicht weniger Verlangen (als den Anfang vom Wilhelm Meister) würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den besten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin athmet, so weit als möglich verfolgen." Goethe mußte diese Bitte abschlagen; er wagte nicht, das Papierbündel, das den Faust enthielt, aufzuschnüren; auch nur hineinzublicken fehlte ihm der Muth, geschweige denn, eine Fortsetzung zu versuchen. Auf Schiller's wiederholte Bitte (Januar 1795) bleibt Goethe stumm, aber im August desselben Jahres verspricht er für das Schlußheft der Horen etwas vom Faust, „wenn es möglich wäre" — „mit diesem letzteren", setzt er hinzu, „geht mirs wie mit einem Pulver, daß sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat, so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, so bald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden." Doch blieb es dabei, und der Wunsch schien unerfüllbar. Da, im Sommer 1797, kommt plötzlich die Anwandlung über ihn, den Faust weiterzubringen — es war die Zeit der Balladen und der Zauberlehrling, der damals entstand, klingt wie ein Stück Faust — und er bittet Schiller, ihm das Vorhandene und wie es sich fortführen lasse, zu deuten. In den folgenden Jahren arbeitet dann der Dichter abwechselnd an dem Drama, das in seiner lockern Struktur und nach seinem halb lyrischen Charakter jeder Stimmung an irgend einer Stelle entgegenkam — bis dann im Jahre 1808, wie gesagt, der Faust in seiner jetzigen Gestalt ans Licht trat. Vergleicht man diese Fortsetzung mit der ursprünglichen Dichtung, so weit sie in Frankfurt gediehen war, so müssen vor Allem auch diejenigen Scenen, die wegen

eines fehlenden Mittelgliedes oder Schlusses noch zurückbehalten waren, auf die erstere Seite, die der Jugenddichtung, gestellt werden. Es sind dies Scenen, die durch unmittelbare Energie des Lebens besonders hervorglänzen: die Spaziergänger vor dem Thor am Osterfest, Valentin's Monolog und Tod, Gretchen im Kerker. Die erstgenannte Scene ging etwa bis zu Wagner's Worten: am Abend schätzt man erst das Haus; in der zweiten fehlte die Mitte vom Erscheinen Faust's mit Mephistopheles bis zu ihrem Verschwinden; die letzte war wohl noch bloß in Prosa angelegt und ohne den Schluß mit den religiösen Anklängen. Direkte Zeugnisse sind für diese von uns angegebenen Theilungen nicht vorhanden, und wir urtheilen nur nach dem Stil und der poetischen Macht, die hier und dort waltet. Auch in den schon fertigen Stücken war kurz vor dem Druck von 1790 dies und jenes eingeschoben worden, so in Auerbach's Keller, einer Scene, die zu den meisterhaftesten des Dramas gehört, die vier Zeilen: „das Volk ist frei, seht an, wie wohl's ihm geht" bis „wird sich gar herrlich offenbaren" — die mit der Hexenküche gleichzeitig sein müssen. Es war für das Faustdrama ein Unglück, daß der Dichter um die Zeit, wo er in vollster Schöpferkraft stand und die Gegensätze, die Wonnen und Schmerzen, die Schicksale und Erfahrungen, die das Gedicht uns vorhält, sein eigenes Gemüth im Tiefsten beunruhigten, — daß grade damals sein Lebensweg eine Wendung nahm, die ihn plötzlich in eine ganz andere Welt versetzte. Er wurde nach Weimar entführt — und wäre dies nicht geschehen, so hätte ihn Lili und die nothwendige Trennung von ihr über die Alpen nach Italien getrieben — in beiden Fällen war Faust verloren, ein unvollendetes Denkmal der blühenden Frühlingszeit seines Denkens und Dichtens. Dann vergingen Jahre und wieder Jahre, er sah die Welt und sich selbst mit andern Augen an, und da nahm er die alten vergilbten Papiere wieder vor, suchte den Faden zu finden und sich in die erloschene Stimmung, so gut es ging, von

Neuem zu versetzen. Und wirklich, er brachte sein Gedicht allmählich zu einer Art Schluß, wenigstens zu einem ersten Theil. Bedenkt man, daß Goethe nichts Vollendetes ohne innern Antheil schaffen konnte und eben dadurch der große Dichter war*), so muß man die Geschicklichkeit bewundern, mit der hier ein scheinbares Ganze leidlich zu Stande gebracht war; aber unlöslich war die Aufgabe dennoch, und als Kunstwerk oder organisches Ganze stehe der Faust den übrigen großen Schöpfungen des Dichters in jeder Beziehung nach. Und auch von der Einheit und Architektonik ganz abgesehen, ist die eigentliche poetische Kraft in den ursprünglichen und den zugedichteten Partien sehr ungleich, in den letzteren merklich schwächer. Das Drama erinnert hierin an das altgriechische Epos, wenn man die spätern Rhapsodien von den ältesten unterscheidet, oder an die Fortsetzer mittelhochdeutscher Gedichte, z. B. an die echten Bruchstücke des Titurel und die Ausführung des späteren Nachdichters. Zwar herrscht auch im Egmont ein doppelter Stil, aber es ist eben der Unterschied des Stiles, nicht des dichterischen Vermögens, und so vergleicht sich dies Stück passend den Kirchenbauten des Mittelalters in ihrem Uebergang vom romanischen zum gothischen und von diesem zum antiken Stil, wo z. B. eine gothische Grundlage mit Renaissance-Ornamenten sich bekleidet. Im Faust aber sind, bei aller Bemühung den allgemeinen Ton und Stil festzuhalten, die neuen Scenen doch nicht von dem Zauberhauch unwiderstehlicher Lebenswahrheit umwittert, wie die alten. Goethe's Werke, wenn man ihre ganze Reihe überschaut, sind alle der Ausdruck und ein Zeugniß der jedesmaligen Altersstufe, auf der jedes einzelne entstand. Faust war ein Jugendgedicht, das der wolfischen Aesthetik, der todten

*) An Lavater 1774: „Du forderst ein wunderlich Ding: ich soll schreiben, wenn ich nicht fühle, soll Milch geben, ohne geboren zu haben.“ (Liegt hierin nicht der ganze Goethe?)

Regel und dürren Universitätsgelehrsamkeit gegenüber für Unmittelbarkeit des Gefühls und Herzens kämpfte — wie hätte es sich im Mannes- und Greisenalter fortsetzen lassen? Die Hexenküche, von dem Dichter angeblich im Garten der Villa Borghese geschrieben — ganz wahr kann diese Notiz nicht sein, denn die bittern satirischen Züge, die politischen Anspielungen, die Ausfälle gegen das Publikum und die Poeten entsprangen erst der Verstimmung, die ihm der Stand der deutschen Dinge gleich nach der Rückkehr bereitete — ist doch der verwandten Scene in Auerbach's Keller bei Weitem nicht ebenbürtig: der Frische und dem Humor in jedem Reim und Wort und jeder Wendung d o r t liegt h i e r ein Ueberfluß des Zauberwesens, mancherlei Fremdartiges und Gewöhnliches gegenüber, in dem sich die künstliche Versetzung in ein längst verlassenes Phantasieland verräth. Auch der innere Sinn und Gedanke ist in manchem Betracht ein anderer geworden. In den älteren Theilen ist Mephisto nicht das Princip des Bösen, der Negation, der Sünde, nicht eine metaphysische Potenz, sondern ein ironischer Weltmann, der dem schwärmenden Dichter Faust mit viel Verstand die Bedingungen der Wirklichkeit entgegenhält; der, wenn Jener in Erkenntniß und Genuß die endliche Vermittelung verschmäht und das Unendliche unmittelbar als Ganzes fassen will und damit nichts erreicht und nur Unglück schafft und Schuld auf sich lädt, als launiger Lebemann den Kribskrabs der Imagination verlacht, in seines Gefährten Liebeszärtlichkeit und Sehnsucht den verhüllten animalischen Trieb, in dessen hohen Worten oft genug das innerlich Hohle erkennt und endlich auch von einer kleinen Lüge, wenn ohne diese der Zweck nicht erreicht werden kann, nicht viel Aufhebens macht. Beide, Faust wie Mephistopheles, waren ja nur die beiden contrastirenden Seiten in des Dichters eigenem Wesen, die in ihm kämpften und ihn hin- und herwarfen, so daß bald das Herz, die Wärme des Gemüthes, die religiöse Hingabe,

der Drang der Leidenschaft, bald wieder die kühle Ueberlegung, das Anerkenntniß der Grenze und Schranke und des causalen Zusammenhanges der Dinge hervortraten. Zwar ist auch dort Mephisto der Teufel, aber die traditionelle Figur giebt dem Dichter nur Gelegenheit, durch Zaubermittel, wie in flüchtigem Scherz, den Gang der Handlung zu beschleunigen und die Motivirung zu erleichtern. Der spätere Mephistopheles aber, der aus der Zeit Kant's und Schiller's stammt, giebt sich für den Geist, der stets verneint, und wenn er dann mit Faust disputirt, so hören wir die freche Moralisation des Bösen, nicht die in Humor aufgelösten Einwendungen erfahrener Menschenkenntniß. Zu all dem kommt manches Heterogene, das wie ein aufgeladenes, nicht zugehöriges Gepäck die schöne, leichte Urdichtung beschwert — so die Brockenscene, Oberon's Hochzeit, die Prologe, die Uebersetzung der Logospartie des Ev. Johannes, die Beschwörung des Pudels, Faust's Schlaf und das Pentagramm u. s. w. Bedauerlich ist, daß die akademische Disputation, bei welcher Mephistopheles auftreten sollte, nicht zu Stande kam: wenn diese die erste Bekanntschaft des Schwarzen mit Faust vermittelte, so wäre dies Motiv gewiß ein ergiebigeres (und zugleich der Sitte des 16. Jahrhunderts conformes) gewesen, als die jetzige grobe Anknüpfung durch den Pudel — mag diese auch in dem einen oder dem andern Volksbuch schon gegeben sein. Daß bei all dem auch in der Fortsetzung sich Vieles fand, was der glücklichste Humor eingegeben hatte, gereimte Sprüche, die von selbst im Gedächtniß hafteten, Partien, aus älterer Zeit stammend und in die neuen Scenen verwebt, philosophische, treffend ausgedrückte, mit spielender Hand hin und her gewendete Logik und Sophistik — wer wollte es leugnen? Besonders die letztere war es, die den Philosophen, bis auf Hegel und dessen Schule herab, häufigen Anlaß gab, auf das Gedicht zu verweisen, und wenn dann die Grübelei und der Tiefsinn in immer neuen Erklä-

rungen sich desselben bemächtigten und der Dr. Deutobold mannichfachen Unsinn zu Tage förderte, so hatte dies wenigstens das Gute, die Aufmerksamkeit der Nation auf dies Werk und den Schatz, den sie an demselben besaß, unablässig und immer von Neuem zu richten. Doch wirkten die entfalteten Lebensbilder, die flüchtige Farbe des 16. Jahrhunderts, in die diese getaucht sind, die glücklich einander gegenüber gestellten Charaktere, die unvergleichliche Wahrheit des Liebesromans von der ersten Anknüpfung bis zum erschütternden Ende, — dies Alles wirkte mehr, als die angeblich darin erschlossenen metaphysischen Räthsel, dem Drama ein allmählich steigendes Ansehen zu erwerben. Viele von den Versen wurden sprichwörtlich; die Malerei warf Scenen und Figuren daraus auf die Leinwand, die Zeichner gaben Umrisse, auch die Musik stellte sich ein; aus Paris kam eine vielbelobte Oper, zu der das Gedicht den grob zugeschnittenen Stoff hatte hergeben müssen; als man wagte, die Tragödie selbst auf die Bühne zu bringen, strömten die Leute herbei: sie hatten gehört, das Stück sei etwas ganz Außerordentliches und wollten es sehen und fanden nun in der That Dinge darin, von denen sie, allein und sich selbst überlassen, wohl nichts gemerkt hätten.

Indem wir die falschen Wanderjahre, die nach kurzem episodischem Aufsehen dem Urheber nur Schande brachten, sowie die Thaten der beiden braunschweigischen Buschklepper, Vogler und Köchy (sie schrieben unter falschem Namen ein gehässiges Buch: „Goethe als Mensch und Schriftsteller"), übergehen — finden wir uns einem allmählich herangeschlichenen neuen Zeitalter gegenüber, dem, wo die Romantik in den politischen Rationalismus umschlug. Die Romantik war ursprünglich aus dem Kampfe mit der Aufklärung hervorgegangen und hatte die Natur und das natürliche Werden und Wachsen gegen die Forderungen und todten Werke des bloßen Verstandes und der abstrakten Willensfreiheit gesetzt. Wenn die Aufklärung die

Gesundheit des Publikums hauptsächlich vor Schwärmerei behüten wollte, so hatte die Romantik gelehrt, daß es ein Irrationales, Unmittelbares in Recht und Staat, in Kunst und Sprache, eine concrete Wissenschaft und speculative Logik, ein individuelles Standes- und Racengepräge, kurz eine natürliche Mannichfaltigkeit der Menschen gebe, die durch keine Pädagogik oder legislative Fiction aufzuheben sei. Die Romantik war ein Vierteljahrhundert lang das Bekenntniß aller tiefer Blickenden gewesen, hatte aber die breiten Schichten gewöhnlicher Menschen nicht durchdrungen. So tauchte das, was die Väter Aufklärung genannt hatten, aus dem Untergrund wieder auf, richtete sich auf Emancipation des Individuums und nahm den spanischen Namen liberal, Liberalismus an (welches Wort bisher nur den Gegensatz gegen Pedantismus oder Rigorismus bezeichnet hatte). Wie aber die deutschen Deisten und Rationalisten, oft ohne es zu wissen, doch nur Abkömmlinge Voltaire's und der Encyclopädie gewesen waren, so stammte auch die liberale Doctrin aus Frankreich — sie war mit allen ihren Formeln und Begriffen nicht national, sondern französisch, und eben so reine Nachahmung, wie es zu Gottsched's Zeit das regelrechte, in Alexandrinern abgefaßte Drama gewesen war. Und wie die Aufklärung in aller Phantasie und Idee und folglich auch in unserer poetischen Klassik ihre Gegnerin erkannt hatte, so auch ihr Sohn oder Enkel, der Liberalismus: auch dieser dachte und construirte mechanisch und wurde der Menge, da er oberflächlich war, leicht verständlich; Natur und Geschichte, auch Schönheit und Kunst lagen völlig außerhalb des Kreises der Demokratie. So mußte diese auch in Goethe, dem höchsten Ausdruck ästhetisch-humaner Sittlichkeit, einen verhaßten aristokratischen Feind finden und dessen Herrschaft zu stürzen wurde eine ihrer wesentlichen Aufgaben.

Genau um dieselbe Zeit, wo Tieck mit seiner oben besprochenen Einleitung zu Lenzen's Schriften die letzte romantische

Thronrede über und beziehungsweise wider Goethe gehalten hatte, trat Wolfgang Menzel mit zwei Bänden einer Literaturgeschichte auf, die alles enthielt, was der Moment verlangte d. h. Romantik und Liberalismus in seltsamem Einklang und Widerspruch durch einander spielend. Das Buch war in einer schläfrigen Zeit lebhaft, jugendlich geschrieben, dreist und klar, einseitig und willkürlich in den Urtheilen; es sprach ohne Scheu aus, was Andere nicht zu sagen, ja kaum zu denken gewagt hatten. Tieck wurde bis in den Himmel erhoben, Voß, auch als Uebersetzer, tief herabgesetzt — da zeigte sich der Romantiker; Jean Paul erschien als einer der höchsten Gipfel deutscher Poesie — da war das sentimentale Jenseits mit dem Freisinn im Bunde; Deutschthum und Haß gegen die Welschen, auch Mystik fehlte nicht; Moral (was man unter Moral verstand) und Gesinnung in Sentenzen und Charakteren zogen den Verfasser zu Schiller, grade an dieses Dichters schwachen, nicht an dessen starken Seiten fand der Kritikus Gefallen und beachtete in seiner anmaßenden Oberflächlichkeit nicht, daß der abstrakten subjektiven Freiheit mit Nothwendigkeit ihr Zwillingsbruder, der Fatalismus, zur Seite tritt, und daß sich Beides nicht poetisch, sondern nur rhetorisch behandeln läßt; — um Goethe aber geht er, wie um ein verschanztes Schloß auf einem Berge, mit gerunzelter Stirn herum und wirft verächtliche Blicke hinauf; er vermißt an ihm Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Freiheits- und religiösen Sinn; poetisches Genie kann ihm nicht zugestanden werden, wohl aber wegen der Mannichfaltigkeit seiner Werke Talent d. h. Geschicklichkeit, sich der äußeren Formen zu bemächtigen und so die Unkundigen mit dem Scheine schaffender Genialität zu täuschen.*) Mit diesem eben so frechen

*) Erst einige Jahre nach Menzel's Buche wurden die Briefe von Goethe an Lavater gedruckt. Darin fand sich eine bemerkenswerthe Aeußerung vom Jahre 1780: „Bei Gelegenheit von Wieland's Oberon brauchst

als einfältigen Urtheil war der Zauber gebrochen, den seit dem Anfang des Jahrhunderts die romantische Schule um Goethe verbreitet hatte, und der unzählbaren Menge phantasieloser Verstandesmenschen, frommen Weibern, für Schiller schwärmenden Jünglingen und Mädchen, den noch übrigen Kantianern, den theologischen Feinden irdischer Lebensfreude u. s. w. jetzt der Sinn geöffnet und die Zunge gelöst. Wolfgang Menzel wirkte weiter und tiefer, als vorher Pustkuchen vermocht hatte — er schrieb besser, war auch kein Pfaffe, wie dieser, und hatte im Cotta'schen Literaturblatt ein Organ, wo er in unermüdlicher Wiederholung dem leicht vergessenden Lesepöbel seine Meinungen immer von Neuem einprägte. In seiner Geschichte der Deutschen behauptete er z. B., Bonaparte habe in Aegypten in müßigen Stunden den Werther, den „bekannten sentimentalen Roman Goethe's", gelesen und aus dessen weiter Verbreitung in Deutschland geschlossen, daß „eine Nation, die solche jämmerliche Bücher lieben und bewundern könne, durchaus weibisch und kindisch müsse geworden sein" — woraus hervorging, daß an den napoleonischen Kriegen und den Niederlagen von Austerlitz und Jena eigentlich Goethe Schuld war. Zwar blieb einiger Widerspruch gegen den jungen teutonischen Burschenschafter und Turner nicht aus: A. W. Schlegel schleuderte ihm in einem Epigramm seine ganze Verachtung in's Gesicht und wissenschaftlich machte ihm D. Fr. Strauß im zweiten Heft seiner Streitschriften für immer den Garaus, — aber dies störte den populären Zug nicht, der den Demos von nun an immer weiter abwärts von Goethe führte. Mit der Julirevolution, kann man sagen, war die poetisch-romantische Aera geschlossen

---

du das Wort Talent, als wenn es der Gegensatz von Genie wäre, wo nicht gar, doch wenigstens etwas sehr Subordinirtes; wir sollten aber bedenken, daß das eigentliche Talent nichts sein kann, als die Sprache des Genies."

und die der politischen Tribunen angebrochen. Auch die Philosophie, die scheinbar in Blüte stand, konnte der Bewegung gegenüber nicht Stand halten. Die beiden Schulen Schelling's und Hegel's, die im Grunde nur eine waren, obgleich sie sich so gern bekämpften, wie einst die Reformirten und Lutheraner, verehrten in Goethe den großen Dichter, der mit ihnen auf demselben idealen Boden stand und in dessen Bildern und Anschauungen sie ihre eigenen, in Schönheit gekleideten, philosophischen Denkbestimmungen erkannten. Indeß, jede Philosophie, die diesen Namen verdient, ist eine esoterische Lehre, nur für Auserwählte geeignet; auch zeigte sich bald, wie wenig die Logik Hegel's, so tiefsinnig sie ist oder vielmehr eben deßhalb, Wurzel geschlagen hatte: denn, als in Preußen der Thronwechsel erfolgte und die äußern Umstände sich änderten, waren die Anhänger nach allen Seiten zerstoben — ein sehr lehrreiches Beispiel! Ja ein Theil der Schule ging selbst zum französischen Liberalismus in Staat und Kirche über und ließ sich von der Strömung der sogenannten öffentlichen Meinung verjüngen und zugleich verflachen — und wäre dieser Abfall nicht erfolgt, die ganze Schule mit ihrem Goethe-Kultus wäre noch schneller, als es in der That geschah, von der Bühne verschwunden.

An den wachsenden Einfluß Frankreichs, das wieder das Musterland wurde, schloß sich eine andere folgenreiche Erscheinung an, — das Auftreten und endlich die übergreifende Macht des Judenthums in Literatur und Wissenschaft, in Leben und Gesinnung. Die Juden kämpften für die Freiheit, denn sie fühlten, daß mit dieser auch ihre, der Juden, Herrschaft gegeben sein mußte. Doch war dies nur das eine Motiv: das andere, tiefere lag in der Verwandtschaft des Liberalismus mit dem jüdischen Stammcharakter. Auch der Jude denkt verständig und geht überall auf isolirende Scheidung, nicht auf genetisch-organischen Zusammenhang aus. Wie die natürlichen und

historischen Prozesse, so liegt auch die Kunst dem jüdischen Genius fern: die Wellenlinie der Schönheit, ihre innere Harmonie und geschlossene Form bleibt diesem springenden, aufreihenden, in Witzen, Sprüchen, Sinnworten sich äußernden Geiste unerreichbar, und was Lessing in einem Briefe an Campe von seinen eigenen Schriften sagte: „Noch so viel Blitze machen doch keinen Tag" paßt trefflich auf das jüdische Denken und Schreiben. Während nun in der Zeit vom Wiener Congreß bis zur Julirevolution und nachher das Judenthum durch geniale rechnende Finanz, mit scharfem Blick für die Schwächen fremder Völker und den daraus zu ziehenden Nutzen, in ungeheurer Accumulation des Reichthums allmählich seine Weltherrschaft gründete — trat es auch auf dem Gebiete der Literatur in zwei glänzenden Gestalten auf, die Zeitgenossen blendend, eine neue Epoche eröffnend, mit Jubel empfangen. Da beide, Börne und Heine, die Zeichen Israels in eminenter Schärfe und Deutlichkeit an sich trugen, so glichen sie einander wie zwei Brüder und bewunderten Anfangs gegenseitig ihre blanke Rüstung. Sie verfügten über einen Witz, wie ihn die viele Millionen Deutsche in langen Jahrhunderten, wenn sie all ihr Können hätten zusammenlegen wollen, nicht entfernt aufzubringen vermocht hätten, und dieser Witz richtete sich stechend, da der Witz überhaupt stechend ist, gegen alle ererbten, in langsamem Wachsthum von der Zeit geschaffenen und von der Volksnatur gegebenen, objektiven Bildungen und Mißbildungen. Künstler waren Heine und Börne nicht, auch nicht Humoristen; zu dem Letzteren fehlte es ihnen an Idealität, zu dem Ersteren an Tiefe und Ruhe; sie arbeiteten im Augenblicklichen und Gelegentlichen, in Briefen, Fragmenten, kleinen Aufsätzen, Kritiken, Bildern von der Reise, Berichten über Kunstausstellungen u. s. w., Alles nur geistreiche, elektrische, zuckende Capriccios. Sie waren, wie alle ihre Stammesgenossen, geborne Journalisten — wie denn auch jetzt noch

kaum eine Zeitung erscheint, die nicht dieser Hülfe bedürfte. Nach wenig Jahren aber that sich ein doppeltes Element auf, das in der jüdischen Anlage liegt, in jedem der beiden Dioskuren wechselsweise rein ausgeprägt, und führte sie zu Streit und Feindschaft: das eitel-frivole und das starr-fanatische. Dem Einen ist nichts heilig, als sein Ich, der Andere haßt Alles, außer dem einen Punkt, auf dem sein Auge ruht, heiße dieser nun Allah oder das Gesetz oder die Freiheit oder ein anderes Idol. Beide Geistesformen standen dem Gemüth und der Anschauung Goethe's so fremd gegenüber, wie etwa im Alterthum Semitismus und Hellenismus. Wenn der zweite oder spätere Jesaias, der ungefähr in der Zeit Solon's oder des Pisistratus lebte, oder der Prophet Ezechiel nach Athen gekommen wären, wie glaubt man wohl, daß ihnen Sitten und Gedanken der Athener, die Gesetzgebung und das politische Streben und Widerstreben, die Schönheit der Jünglinge und Frauen, die Pflege und Uebung des Leibes nicht minder als die des Geistes, der Vortrag der homerischen Gesänge und ihr Inhalt, die Götter und ihre Geschichte als mythische, durchsichtige Einkleidung natürlicher und sittlicher Verhältnisse, — wie glaubt man, daß dies Alles ihnen vorgekommen wäre, auf sie gewirkt hätte? Oder wie hätten Ezra und Nehemia, die Stifter des neuen „Buches der Lehre", geurtheilt, wenn man sie vor die gleichzeitigen Kunstgebilde des Phidias und Polyklet gestellt oder ihnen im Theater die Antigone des Sophokles zu schauen gegeben hätte? Das Eine wäre ihnen unverständlich gewesen, das Andere profan und abstoßend oder widerwärtig, ein Drittes kindisch, ein Viertes vergeblich. Ganz ebenso traten die Juden an Goethe heran, in dem neuen jüdischen Zeitalter mußte Goethe weichen und Andern die Führerschaft überlassen. Zwar waren, wie schon oben bemerkt, Berliner Jüdinnen, in deren Mitte Rahel Levin, die Ersten gewesen, die seine Größe verkündigten, aber nicht, weil natürliche Sympathie sie zu ihm

zog, sondern weil der jüdische Scharfsinn, unterstützt durch weibliche, nervöse, sensitive Ahnung, unter den gangbaren literarischen Münzen den Perlen- und Ducatenwerth der goethischen Dichtungen am frühesten erkannte. Als Heine auftrat, gab es in Berlin, wo eben der Hegelianismus sich entfaltete, natürlich auch begeisterte Goethe-Jünger und da es grade dieselben Personen waren, die auch ihm, dem jungen jüdischen Dichter, freundlich entgegenkamen und ihn aufmunterten, so durfte er diese Berliner Gönner durch Herabsetzung Goethe's nicht beleidigen. Börne durchschaute ihn auch darin (16. März 1833): „Goethe, den er so wenig achtet wie ich, streicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen." Später bekannte er, seine Ablehnung goethischer Poesie sei nur Neid gewesen, worin liegen sollte, er sei schon damals ein Anhänger Goethe's gewesen und habe nur anders gesprochen. Seine Persönlichkeit also gab er gern Preis, wenn er damit die Ehre seines Verstandes und nebenher die Gunst der Gönner retten konnte. Er trat allmählich Goethe ganz an die Seite und die Huldigung, die diesem Vorgänger zu Theil wurde, mußte seinem eigenen Ruhm, seinem dichterischen Prophetenamt zu Statten kommen. Goethe hatte eine schöne Prosa geschrieben, von der seinigen sagte er selbst aus, sie sei „göttlich"; auch wurde sie in der That aufs Aeußerste bewundert, grade weil sie durch und durch manierirt war und nur der Eitelkeit des Schreibers diente; die goethische war als klassisch ganz unjüdisch d. h. unlebendig und reizlos oder, wie es Börne ausdrückte, „Goethe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. — Sein Lehrstil beleidigt jeden freien Mann. Er ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht beides." Stand es so mit der neuen Prosa, so verhielt es sich mit der Lyrik nicht anders. Heine's Liederbuch und was darauf folgte, verdunkelte Alles, was Goethe in diesem Fache geleistet hatte: Heine's Wendungen und Witze, seine sentimentalen Anwandlungen lebten im Munde jedes Stu-

denten, jedes Verliebten und aller Juden, die immer zahlreicher das literarische und journalistische Feld bezogen. Zwar gehört Gemüth zu schöner Lyrik und Heine besaß keines — die „tief im Herzen heimlich bildende Gewalt", von der Mignon singt, kannte er nicht, wohl aber war ihm das Talent der Nachbildung in hohem Grade gegeben. Wie mancher seiner Stammesbrüder mit der Zunge so kunstreich schnalzen kann, daß man wirklich eine Nachtigall zu vernehmen glaubt, wie ein Anderer Art und Stil „berühmter Muster" genau treffend wiedergiebt, wie in langen Jahren der „Kladderadatsch" in allen lyrischen Formen aller Dichter und Dichterschulen meisterhaft sich erging, — so wußte auch Heine die einfältige Treue des Volksliedes, die Phantasien und Fratzen E. Th. A. Hoffmann's und der Romantik, Goethe's Herzenslaute und melodiösen Gesang mit so virtuoser Kunst nachzupfeifen, daß man sich täuschen ließ und die Simili-Steine für echte hielt. Man glaubte an Heine's Seelengrazie und bemerkte die Gemeinheit nicht, die überall, aus allen Winkeln seiner Schriften, hervorsah; man glaubte auch an seine Schmerzen, seine Sehnsucht, und verkannte, daß diese nur den Zweck hatten, der darauf folgenden Verhöhnung zum Gegenstande oder zur Folie zu dienen. Wenn er sang:

Mir ist, als ob die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold —

so schien es, als wäre hier eine tief religiöse und sittliche Regung laut geworden. Heine segnend! Heine betend! Wie wird er sich in's Fäustchen gelacht haben, wenn treuherzig-dumme Germanen sich von solchen Stückchen rühren ließen! Obgleich seine Lyrik eigentlich auf Vernichtung lyrischer Stimmung berechnet war, fand sie doch bei musikalischen Componisten, die ja auch nicht klüger waren, als die übrige Welt, den größten Beifall: Heine's Gedichte gingen auf Flügeln des

Gesanges von Haus zu Haus und überstrahlten die bescheidenen goethischen Liedertexte, ja sie haben durch Verwilderung des Geschmacks und Zerstörung der Unschuld des Herzens eben so viel dazu beigetragen, unsern höchsten Schatz, die goethische Dichtung, der Nation zu entfremden, als es in mehr direkter Weise Börne that.

War Heine's Verhältniß zu Goethe ein heuchlerisches und seine Lyrik nur die Entheiligung der goethischen, so hatte Börne mit semitischem Haß, wie ein anderer Hannibal, dem Dichterhaupte den Tod geschworen, damit durch dessen Untergang das Feld frei werde für den jüdisch-französischen Radicalismus. Man braucht in den Briefen aus Paris und den Nachgelassenen Schriften nicht lange zu blättern, um den schnödesten Schmähungen und Beschimpfungen Goethe's zu begegnen. Hier einige Proben: „Ich habe Goethe nie leiden können. In seinem Werther hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben.“ Ueber die falschen Wanderjahre: „der Verfasser (Pustkuchen) war noch großmüthig gegen Goethe, er hätte ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rapier gebraucht, statt des Schwertes.“ 1821, aus München: „Nächstens wird Goethe's Tasso aufgeführt; da will ich mich recht con amore oder eigentlich con odio darüber hermachen.“ Schriften, Band 4: „Wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten.“ — „Ist Goethe glücklich zu nennen? er ist so arm und so allein!“ „Ich möchte nicht Goethe sein, er glaubt nichts, nicht einmal, was er weiß.“ „Goethe hat viele Anhänger, er hat als echter Monarch es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten.“ „Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er 60 Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben.“ „Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.“ Er läßt sich aus Wien schreiben (natürlich von einem Stammgenossen): „Dieser Mensch

ist ein Muster von Schlechtigkeit; und man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet." „Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt" und fügt hinzu: „wie wahr, wie wahr ist das! seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Noch in seiner allerletzten Zeit macht er es Tieck zum Vorwurf, daß dieser „eine dürre, prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung," zum Dichterfürsten gekrönt habe. Da nun Börne, besonders in seinen Pariser Briefen, der eigentliche Führer und Erwecker des revolutionären Demokratismus war, erst im Südwesten, dann auch im Norden Deutschlands, so wurde es fortan Pflicht jedes freisinnigen Mannes, in Goethe den Inbegriff des Aristokratismus, den Höfling und Volksfeind zu hassen und zu verabscheuen.

Gleichzeitig mit Heine und Börne, diesen zwei klugen, mit scharfer Witterung begabten Gnomen, unternahm die Literaturgeschichte in der Person des zu bedeutendem Ansehen und Einfluß gelangten Historikers G. G. Gervinus dasselbe Werk. Er schrieb eine Geschichte der deutschen Dichtung, wie er sein Buch nannte, in nicht dichterischer, sondern moralisch-prosaischer Absicht, wo natürlich alle Größenverhältnisse sich umkehrten. Er schätzte das jedesmalige poetische Produkt nicht nach seinem eigenen innern Werthe, auch nicht als Glied einer fortgehenden Entwickelung, sondern in sofern es ein Mittel werden konnte, die ästhetische Stimmung aufzuheben und statt des literarischen ein politisches Zeitalter mit Bürgerfreiheit und nationaler Größe (wie er, Gervinus, sie construirt hatte) herbeizuführen.*) Ob-

*) Auch die Italiener hatten eine Zeit, wo sie ihre großen Maler und Bildhauer und deren sämmtliche Werke und auch ihre Komponisten

gleich er Schiller des höchsten Preises würdig fand (mit starkem Mißverständniß), so war doch seine Lehre der grade Gegensatz von Schillers ästhetischer Erziehung: Schiller dachte sich ganz im Allgemeinen ein durch Schönheit gewonnenes, harmonisches Gleichgewicht, die Einheit des Moralgebotes und des Naturtriebes, welche, wenn sie erreicht worden, den Staat als aufgehobenes Moment in sich begriffe oder völlig ersetzte. Gervinus aber war bemüht, die Nation von dem humanen Ideal zu den getheilten Zwecken und dem Zwist und Zwiespalt politischer Praxis zurückzurufen, und da Goethe dazu nicht dienen konnte, behandelte er diesen Dichter, auf den als das Centrum alle Strahlen der Darstellung hätten gerichtet sein müssen, mit offener Mißgunst.

Kein tolleres Versehn kann sein,
Giebst einem ein Fest und lädst ihn nicht ein.

Schiller hatte sich aus dem Kantischen Dualismus emporzuarbeiten gesucht, aber grade die Reste der Kantischen Denkart, die sich bei Schiller noch fanden, legte Gervinus bei seiner Polemik und Panegyrik als Kanon an. Er stammte aus der Schule Schlossers, der, wie bekannt, mitten im neunzehnten Jahrhundert den unhistorischen Rationalismus des achtzehnten vertrat; und wie dieser Oldenburger oder Friese saß er als Richter im Tribunal, citirte die Poeten mit ihren Werken vor seinen Stuhl und entließ sie, wenn er sie zu seiner politischen Moral nicht brauchen konnte, mit Streitreden und Vorwürfen. Er bekämpfte die Romantik wegen ihrer sittlichen Laxität, aber er selbst war nebenher ein mittelalterlicher Romantiker; er ließ gegen Börne seinen ganzen Zorn aus und war doch ein Geistesverwandter Börne's; nur daß dieser radical und jacobinisch,

---

und Sänger gern den Fremden überlassen hätten, wenn sie nur ein Volk und ein Ganzes werden und dafür politische Macht hätten eintauschen können. Mit Goethe machten es die Deutschen seit 1840, besonders aber seit 1848 nicht anders.

Gervinus aber liberal und constitutionell war, beide nach französischen Ideen und Mustern. Gervinus wurde eine vielstudirte Autorität und mit seiner Doctrin, die Epoche der schönen Seelen sei vorüber und die des Heroismus angebrochen, neben den übrigen badischen und rheinischen Professoren der Führer in dem allgemeinen Umschwung. Und sieht man jetzt, nachdem ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen, auf ihn zurück, so muß man bekennen, er war eigentlich ein beschränkter Querkopf, der sich selbst oft eigensinnig das Ziel verrückte; kein rechter Gelehrter, obwohl er als Literarhistoriker viel hatte lesen müssen; ursprünglich ein Kaufmann, und was dem fehlt, holt man bekanntlich nie wieder ein; seine unharmonische Natur malte sich in dem unerträglich harten Stil: man legt seine Bücher mit dem Gefühl aus der Hand, als hätte man sich durch ein Dorngestrüpp durcharbeiten müssen und stünde nun mit zerrissenen Kleidern und zerzausten Haaren da. Aber eben dadurch wuchs sein Ansehen, denn die schöne Form hat in Deutschland immer verdächtig gemacht.*)

Großes Aufsehen machte um dieselbe Zeit eine zufällig zusammengeführte Schaar von Schriftstellern die von Andern und sich selbst das junge Deutschland genannt wurden. Sie stammten, wie einst die Romantiker aus Norddeutschland, waren mehr dünkelhafte Räsonneure als Dichter und in ihren Büchern, ihrer Prosa unausstehlich manierirt. Sie besaßen einen mäßigen Verstand, den sie ins Geistreiche zu steigern und mit dem Reiz jugendlicher Frische und Kühnheit auszustatten suchten. Sie waren der schwächere Nachwuchs Heine's und Börne's und stellten die aufregende Wirkung dar, die die Morgenrufe dieser beiden Stimmführer auf die angehende literarische Generation

*) Arnold Ruge schrieb schon im Winter 1851—1852: „Gervinus ist ein roher Altdeutscher, der Goethe und die Philosophie schon nicht mehr versteht, also auch die Literaturgeschichte zu schreiben keinen Beruf hatte“ (Briefwechsel, herausgeg. von Paul Nerrlich, II S. 122).

gemacht hatten — obgleich unter ihnen, was jetzt unmöglich sein würde, kein einziger Jude war. Doch galt bei ihnen das Vorbild Heine's mehr, als das Börne's: es war in dem Jungen Deutschland, kann man sagen, zwei Drittel Heine gegen ein Drittel Börne. Daher sich auch in ihren Werken nicht sowohl die politische Revolution vernehmbar macht, als die Velleität sittlicher und religiöser Emancipation, die Befreiung der sinnlichen, geselligen, freudigen Seite des Menschen von der angstvollen theologischen Moral und Transscendenz. War dies nur der Widerschein Heine'scher Frivolität, so zeichnete sich auch im Verhältniß zu Goethe die ganze Zweideutigkeit der Stellung dieser jungen Literaten. Sie hielten Goethe für den zweiten Heine, für einen Epicureer und ewig blühenden Jüngling, dessen Leben und Dichtung nur dem Genusse schönen Daseins gegolten hatte, und machten ihm daher ein freundliches Gesicht; auch verknüpfte sie noch ein loses Band mit der Hegel'schen Schule, die in Goethe's Werken die Wahrheit im Schleier der Dichtung verehrt hatte; aber da die revolutionären Parteigänger, an ihrer Spitze Börne, in Goethe ihren eigentlichen Feind haßten, da ihnen auch Gervinus, der ja Professor war, imponirte, so fiel in Gutzkow's und der andern Genossen Auslassungen dazwischen manches harte Wort über den hohen Meister, der von ihnen im Grunde so wenig verstanden wurde, als von Wolfgang Menzel und G. G. Gervinus.*)

*) In einer Anmerkung mag es erlaubt sein, des Fürsten Pückler zu gedenken, dessen literarische Stellung mit der Goethe's einige Analogie zeigt. Durch Welterfahrung, Heiterkeit der Mittheilung, Anmuth und Fluß der Darstellung hob er sich unter den meist schweren deutschen Schriftstellern als eine seltene Erscheinung hervor; was Wilhelm Meister in seinem Brief an Werner als Kennzeichen des Adels angiebt: „eine gewisse feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen", grade dies trifft bei Pückler genau zu und giebt einen Schriften Gleichgewicht und gefälligen Reiz. Aber er war Fürst,

Nicht lange, so traten von allen Ecken und Enden die lyrischen Freiheitssänger auf, bald rhetorisch und allgemein, bald in Satire sich versuchend, welche letztere aber, mit Heine's Geist und Schärfe verglichen, meist recht lahm und trivial war und eben darum ein weites plebejisches Publikum gewann. Zugleich stieg der Einfluß der Zeitungen immer höher, und die Censur vermochte wenig gegen sie. Was sich in Preußen nicht herstellen ließ, wurde von Leipzig, wo ein oberflächliches, höchst freisinniges und im Uebrigen bettelhaftes Literaten- und Journalistenthum sich gesammelt hatte, eingeschwärzt; was in Deutschland unmöglich war, wurde in der Schweiz gedruckt, und dieser Verkehr war durch nichts mehr zu hemmen. So trieb Alles dem Jahre 1848 entgegen, und was seit zwei Decennien den Leuten vorgeredet und vorgedichtet war und sich allmählich in ihren Vorstellungen festgesetzt hatte, mußte an Goethe's hundertjährigem Geburtstage, der in diese erregteste Zeit fiel, am 28. August 1849, deutlich zu Tage treten. Wie dachte sich das damalige Geschlecht den Mann, dessen Andenken befeiert werden sollte? Was war er in den Augen der freiheitstrunkenen Menge und derer, die sich zu ihren Führern aufgeworfen hatten? Er war vor allen Dingen Geheimrath und Minister und Excellenz, trug einen Stern auf der Brust, hielt sich steif und vornehm, besuchte die böhmischen aristokratischen Bäder und verkehrte dort demüthig mit dem hohen Adel, ja

Aristokrat, und damit war in der Zeit des aufstrebenden demokratischen Judaismus sein Schicksal besiegelt. Es fehlte ihm an Glauben und Moral, und daß Goethe sein Erstlingswerk in einer eigenen Kritik gelobt hatte, konnte ihm nicht nützen, sondern nur schaden. Jetzt wird er nicht mehr gelesen — sehr mit Unrecht; hätten wir nur mehr solcher! Das ist die rechte Art, den Franzosen nachzuahmen, wie einst Thomasius gesagt hatte! Wenigstens konnte er deutsch schreiben, welche Fähigkeit jetzt mit Hülfe der Zeitungen ganz verloren gegangen zu sein scheint. Eine vortreffliche Betrachtung über Edelleute, die sich den Musen widmen, und über die Thorheit, sie deßhalb anzufeinden, im Munde Wilhelm Meisters, Buch 3, Kap. 9.

mit allerhöchsten Personen, ließ seine Werke unter des durchlauchtigen deutschen Bundes schützenden Privilegien erscheinen, galt für reich und hatte nie Mangel gelitten, kannte folglich das Herz des Volkes nicht, brauchte gnädigen Gönnern gegenüber sorgfältig die unterthänigen Titulaturen, kurz war ein Feind der Freiheit, ein Söldling, der sein besseres Ich an die Höfe und den Adel verkauft hatte. Auch seine Werke und Gedichte traf der Vorwurf herzloser Kälte: da fehlten alle großen Worte, jeder rednerische Schwung; so wie sie dastanden, konnte kein Mensch an ihnen sich erbauen. Auch der Briefwechsel mit Schiller und Zelter und die Briefe an und von Merck und Riemer's Mittheilungen hatten der Meinung keine andere Richtung geben können: sie waren den großen Anliegen des Tages gegenüber zu trocken und gleichgültig. So fand die Säkularfeier von 1849 nirgends freien Anklang, ja wer dazu aufforderte, wurde mit Zischen empfangen. Kleinere Kreise mochten des Tages weihevoll gedenken, aber nur in der Stille, fern vom Geräusche des Marktes, auf dem kein Festzug sich versammelte, keine Fahne sich entfaltete und ganz andere Dinge verhandelt wurden. Ja man darf behaupten: das hundertste Jahr nach Goethe's Geburt bezeichnete den tiefsten Stand seines Ansehens in der Nation: es war von der Nichtachtung fast bis zur Verachtung gesunken. Als dann die Erhebung von 1848, dieser politische Kinderstreich, oder richtiger diese nachgeahmte Pariser Mode, schmählich gescheitert und der Rausch hohler Worte zergangen war, konnte leise und langsam der unbegreifliche Zauber, der von Goethe's idealer Welt ausging, wieder wirken und Einen um den Andern ergreifen. Ueber den Himmel waren Wolken gezogen, bald dunkler, bald heller, und hatten den Stern verhüllt, aber dieser trat immer wieder hervor, seine Strahlen versendend, wurde dann wieder verdunkelt und siegte endlich über alle die Nebel. Einen Wendepunkt bildete der Briefwechsel

mit Frau von Stein, der grade im Revolutionsjahre ans Licht getreten war. Hier blickte man in diese Dichterbrust selbst, in das innerste Heiligthum dieser kämpfenden, ringenden, sich läuternden Seele, und statt des kalten, von niedrigen, selbstsüchtigen Motiven beherrschten Egoisten, wie ihn der Unverstand sich gedacht hatte, erschien hier ein von Phantasie und Gefühl fast überwältigter, immer aber mit allen Kräften sich zu fassen und zu begrenzen bestrebter Schwärmer. Mancher mochte sich der Scham über seine früheren Urtheile nicht erwehren, aber diese Umstimmung wurde der Natur der Sache gemäß nicht laut und vollzog sich nur bei Einzelnen und besonders Empfänglichen.*) In der Oeffentlichkeit trieb Gervinus sein moralisch-politisches Wesen fort; was er geschrieben hatte, hatte er geschrieben; sein literarisches Ansehen blieb unerschüttert und bestimmte von einer Literaturgeschichte zur andern Ton und Meinung der Verfasser.**) Neben Gervinus machte sich durch Vilmar in allen Schulen, besonders in den Mädchenschulen, eine andere, nicht minder schlimme Richtung geltend, die der pietistischen Deutschheit. Sein Buch war glatt geschrieben, die Flüssigkeit klar und von angenehm süßlichem Geschmack. Da

---

*) Börne war damals längst todt — was hätte er wohl gesagt, wenn er diese Briefe gelesen hätte? Denn, man kann es nicht leugnen, der Jude Börne war doch ein überlegener, durch die Oberfläche dringender Geist, von dem man viel lernen kann, besonders wenn man nichts als ein Germane ist.

**) Selbst Joseph Hillebrand, der von allen Literarhistorikern Goethe am tiefsten erkannte, hat sich von Gervinus nicht ganz freihalten können. Hätte er sonst dem Dichter als Mangel angerechnet, daß seine Helden nicht männlich genug seien! Damals in der Zeit des Thatendranges, wie ihn die politischen Gymnasiasten empfinden, war ja Heroismus das herrschende Ideal: dieses fand im Jahre 1848 Gelegenheit, sich zu bewähren — wir Alle wissen wie! Wo Hillebrand selbst spricht, da ist er vortrefflich. Auch sein Sohn, Karl Hillebrand, erfreut uns in seinen Schriften durch manche schöne und wahre Betrachtung über Goethe.

wurde z. B. der Parcival von Wolfram von Eschenbach mit Goethe's Faust verglichen und von dem letzteren geurtheilt, er sei das Bild einer Zeit, welche suchte aber nicht fand, von dem ersteren, er sei das Produkt eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte. Ist das nicht schön gesagt? Ganz so gesagt, wie es einem Leserkreise gegenüber, der von diesen Märchen des Mittelalters nicht eigene Kenntniß hat und jede Uebertreibung gläubig hinnimmt, höchst passend erscheint. So verstärkten sich die liberalen Gegner Goethe's von einer andern Seite her durch die Hülfsvölker der Frommen und der teutonischen Antiquare, aber bei all dem ging doch ohne auffallende Katastrophen eine Umwandlung vor sich. Alles hat seine Zeit, und so trat Börne allmählich in den Hintergrund, und Gervinus entfremdete sich durch Hartnäckigkeit die allgemeine Meinung. Wir nähern uns allmählich der Gegenwart und dürfen fragen, wie steht es jetzt mit der Herrschaft Goethe's nicht bloß in der literarisch-ästhetischen Kritik, sondern auch in Gemüth und Gedanken der Nation selbst?

Schiller hatte sich zu dem Ausspruch gedrängt gefühlt, Goethe werde immer nur von Wenigen gewürdigt werden können. „Wundern Sie sich nicht mehr," schreibt er seinem Freunde am 2. Juli 1796, indem er gleich die Gründe hinzufügt, „wenn es so Wenige giebt, die Sie zu verstehen würdig und fähig sind." Und Goethe selbst sagte zu Eckermann, 11. Oktober 1828: „Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Schon daß Goethe die Frauen kalt ließ, mußte ihn um die Hälfte der Nation und des Beifalls bringen: er war zwar der Dichter des Weiblichen, aber gewann grade deßhalb das Herz der Weiber nicht: sie wollen das Männlich-Persönliche, die schöne

Rede und die himmlischen Gefühle und fanden das Verlangte bei Schiller und Jean Paul in der ihnen zusagenden Gestalt. Auch vom Theater her konnte Goethe seine Herrschaft nicht gründen oder erweitern. Feinsinnig formulirte A. W. Schlegel Goethe's Verhältniß zur Bühne mit den Worten: „Man muß wohl eingestehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatisches, aber nicht eben so viel theatralisches Talent besitzt." Doch ist auch dies nicht ganz wahr. Iphigenie und Tasso wirken auch in der Aufführung mächtig und tief, nur verlangen sie eine erlesene, für feinere Eindrücke empfängliche Zuhörerschaft und edler gebildete Schauspieler, welches Beides nur selten zu haben ist. Hierin bewies Schiller seine Ueberlegenheit: er verstand sich neben seinen poetischen Tugenden meisterhaft auf die demagogische Wirkung. Und ähnlich wie zum Theater standen beide Klassiker zu der Schule. Von Goethe's Dichtungen eignen sich nur wenige zum Jugendunterricht — denn was soll z. B. Tasso dem Knaben? —, von Schiller Alles oder fast Alles. Wenn dann der Schüler später in's Leben hinausgeworfen wird und mit jedem Jahr noch prosaischer wird, als er von Anfang an gewesen, dann erinnert er sich in fröhlichen Momenten des auf der Schule Auswendiggelernten oder vom Lehrer Vorgelesenen und sagt einen Schiller'schen Vers her, beruft sich auf eine Schiller'sche Figur; von Goethe giebt es wohl auch Denksprüche, die der Kaufmann oder Geheimrath im Munde führt, aber er hat sie nicht aus erster Quelle, sondern aus seiner Zeitung, die es selbst von anderswo her hat, und wie oft erfahren solche Citate Entstellung! Wer gar auf einer Realschule erwachsen ist und kaum etwas verkümmertes Latein besitzt, der steht auf der Stufe des Weibes, und was dieses von Goethe hält, haben wir so eben gesagt. Wiederum kehrt sich die Sache in so fern um, als Schiller, eben weil er dem Jüngling Alles gegolten hat, von hochästhetischen Köpfen bei erwachender Einsicht oft zu tief herab-

gesetzt wird. Denn wir sind ja gegen nichts strenger, als gegen eben abgelegte Irrthümer. Einen andern Vortheil hatte Goethe durch die Singbarkeit seiner Lieder voraus, da Lyrik und Melodik, das Gegentheil der Rhetorik, dem hochsinnigen Prediger Schiller ganz und gar nicht gegeben war. Nun ist freilich manches Gedicht Goethe's, z. B. der Erlkönig, durch die Musik in weitere Kreise getragen worden, aber wie wenig kommt den Sängern auf den Text an, wie hat eine irgendwie ansprechende Composition auch die elendesten Worte über die Welt verbreitet! Prinz Eugenius, der edle Ritter, hat wenigstens alterthümliche Redensarten, die das Gedicht aus dem Gemeinen hervorheben; kann es aber etwas ordinärer Prosaisches geben, als: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond", oder etwas gesuchter und abgeschmackter Naives als: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" —? So verloren sich denn auch die gesungenen goethischen Lieder, deren doch nicht viele waren, unter der Menge der übrigen, und ihr bildender Einfluß war nicht groß. Dasselbe aber, was Goethe's gesammte Dichtung für die Jugendschule wenig geeignet machte, dasselbe schaffte einigen seiner Werke unter rohen Männern besondere Beliebtheit. Nur aus diesem Grunde gewannen z. B. die Römischen Elegien eine gewisse Popularität: von der Anmuth, durch welche diese Gedichte bezaubern, empfanden die Leser dieser Klasse nichts, wohl aber gefiel ihnen der Stoff im Allgemeinen, besonders aber diese und jene Stelle, wo in antiker Weise der Schleier über den holden Geheimnissen der Liebe sich ein wenig lüftet. Ein anderes Beispiel bietet die allgemeine Bekanntschaft mit einem durch Veruntreuung in's Publikum gekommenen Altersgedicht (das Tagebuch); wir unsrerseits wissen dasselbe wohl in dem Ganzen dieses reichen Lebens einzuordnen und ihm die richtige Stelle anzuweisen, aber die heimliche Freude, mit der es unter bedeutungsvollem Schmunzeln von Hand zu Hand geht, ist nur

ekelhaft. Wer aus den zahlreichen Ausgaben der goethischen Werke und dem Absatz, den sie finden, günstige Schlüsse ziehen wollte, würde unseres Erachtens fehl gehen. Gekauft mögen sie werden, zu Geschenken mögen sie dienen, zuletzt sind sie doch nur da, aufgestellt zu werden, — nicht um in trüben Stunden Erquickung und Trost zu bringen oder dem Gemüthe, wenn es sich von dem Schmutz des Tages befleckt fühlt, die ideale Reinheit wiederzugeben. Wenn man gesagt hat, Goethe sei kein Volksdichter, sondern der Dichter der obern Zehntausend d. h. der geistig obern, so scheint uns diese Zahl noch zu hoch gegriffen. Gäbe es ein allgemeines Stimmrecht über ästhetische Dinge, wie über politische — und das Urtheil über erstere ist doch viel leichter, als über letztere — man würde mit Erstaunen sehen, was das Facit wäre! Auch die Ausgaben mit Bildern, die Gedichte mit Erklärungen rücken den Dichter dem großen Haufen der Gebildeten (d. h. was man so gebildet nennt) nicht näher. Durch die ersteren wird jede luftige, ätherische, von der Phantasie geborene Gestalt des Dichters in's Bestimmte, Körperliche, gemein Deutliche verwandelt, und das Wenige, was von poetischem Sinne in dem Leser vorhanden war, durch solche Materialisirung nur getödtet. Auch das gefühlvolle, eben confirmirte junge Mädchen, der Gymnasiast oder der Student, der jugendlich für schöne Literatur schwärmt und durch Heine noch nicht verdorben ist, wenn sie durch Erläuterungen und Lehrvorträge über die Rückseite des Gedichtes, den Boden, in dem es seine Wurzel hat, die äußern Bedingungen seiner Entstehung, den Anlaß und die Zeit, die Herkunft des Stoffes belehrt sind, sie wissen nun Bescheid, haben sich mit der Dichtung abgefunden, können mitsprechen und klug urtheilen; der Eingang in den Geist, das Innere ist ihnen eher verschlossen als geöffnet und die keimende Mitempfindung erstickt. Der so vorgehende Prozeß ist der umgekehrte von dem, den die Kunst des Dichters vornahm: dieser

hat die persönliche Erfahrung, den äußerlich gegebenen Anlaß oder Gegenstand in die Höhe des Allgemeinen und Ewigen, des Menschenlooses überhaupt gerückt, der Erklärer aber ist bemüht, dieses Ideale in dem Geiste des Schülers wieder zu dem Beschränkten und Einzelnen zurückzubilden — wie umgekehrt die musikalische Composition das gestaltete Bild in eine Schattenwelt auflöst. Blicken wir von dort in die Kreise der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, so ist bekannt, daß die Naturforschung sich jetzt als die Herrin und Herrscherin über alles Uebrige betrachtet. Nun war zwar Goethe auch Naturforscher, aber ihn zog vor Allem die Organik an, die seelenlos mathematische Behandlung lehnte er ab und suchte auch in den untersten Stufen die höchsten Lebenserscheinungen wiederzufinden. Darwin's Abstammungslehre, die er nicht erlebte, hätte ihn, wie schon Strauß bemerkt hat, mit Freude und Begeisterung erfüllt, und so pflegen denn auch die Anhänger des Darwinismus sich freundlich zu Goethe zu stellen. Anders aber thut die mechanisch-atomistische Naturforschung: diese weiß die unorganischen Kräfte zu Erfindung immer neuer Maschinen zu benutzen, hat auch den Wunderglauben nach Kräften ausgerottet (mit ihm freilich auch alle Idealität), aber in Goethe's Werken findet sich zu viel Falsches und giebt zu verstehen, dieser Mann werde überhaupt überschätzt. Darum auch die Bewohner von New-York in ihrem Park zwar andern deutschen Heroen Bildsäulen aufgestellt haben, gegen Goethe aber bis auf diesen Tag gleichgültig geblieben sind. In der That, da der Gegensatz zwischen Amerikanismus und dem Geiste, den wir in Goethe verehren, ein vollkommener ist, so paßt dieser nach Amerika ganz und gar nicht. Wie den Naturforschern steht Goethe auch den Tages-Politikern gegenüber. Wenn diese den Staat als eine Rechnung ansehen und das Heil jedes Mal durch einfaches Zählen ermitteln, welches Zählen denn auch erst durch künstliche Nachhülfe das richtige Resultat ergiebt, so äußerte

Goethe gegen den Kanzler von Müller, er halte es gern mit der Minorität, da diese in der Regel die gescheidtere Partei sei, und gegen Eckermann: „Alles Große und Gescheidte existirt in der Minorität!“ In den Jahren 1862 bis 1866 bestand die Minorität zu Zeiten gar nur aus Einem! Und wie urtheilte Schiller, der Prophet der Freiheit, der aber noch weit aristokratischer war, als sein Freund, über die majestas populi:

> Majestät der Menschennatur, dich soll ich beim Haufen
> Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
> Einzelne Wenige zählen, die übrigen Alle sind blinde
> Nieten; ihr leeres Gefühl hüllet die Treffer nur ein.

Was könnten also Volksvertreter, Wahlredner, Artikelschreiber aus unsern größten Dichtern sich holen? Höchstens Vertiefung und diese würde ihnen bei ihren nächsten Zwecken nur schaden. Sie stehen zu Goethe's politischen Einsichten genau so, wie einst im vorigen Jahrhundert die Rationalisten zu Goethe's Dichtung. Auch historischen Sinn und Geist besaß Goethe nicht, das ist seit Gervinus ausgemacht: die Geschichte ist ja magistra vitae d. h. sie giebt zu moralischen Gemeinplätzen die Exempel ab. Bismarck äußerte einst (Versailles am 9. Januar 1871), mit einem Viertel der goethischen Werke möchte er wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel leben. Und bei der Rückkehr von da, setzten wir hinzu, würde er wohl auch nach den übrigen drei Vierteln Verlangen tragen. Denn wenn man nicht den ganzen Goethe im Auge behält, hat man auch von dem Einzelnen nicht den vollen Begriff und Genuß.

Steigen wir von der Zeitungsfläche einige Stufen aufwärts und treten unter die Literarhistoriker, so finden wir die alten Verhältnisse ziemlich in Kraft, wenn auch durch Wiederholung das Colorit minder frisch. Wer eine Literaturgeschichte schreibt, darf es an Belesenheit nicht fehlen lassen, aber für das, was nur das Leben und das eigene innere Schicksal uns lehrt und an uns bildet, hat er keine Zeit gehabt. Seine

Welt ist der Schreibtisch und die darauf liegenden Bücher. Kommt er an Goethe, so hat er die Wahl, das Ueberkommene mit andern, auch wohl denselben Worten wiederzugeben oder, es koste, was es wolle, original und neu zu sein und dadurch geistvoll zu erscheinen. Wenn Goethe in seiner bescheidenen, sich selbst preisgebenden Weise auf irgend ein Unzulängliches in seinen Werken hingewiesen hat — da sind sie dahinter her und knüpfen an diesen Haken ihre langgesponnenen, oft groben Fäden an. Wie mancher urtheilt und bestimmt, ohne vorher genossen und empfunden zu haben! Menschenkenner, Menschenbeobachter sind sie ohnehin nicht, reicherer Weltstoff steht ihnen nicht zu Gebote und poetischen Sinn hat ihnen gleich bei der Geburt keine Fee als Mitgift in die Wiege gelegt. Auch was einigen Ersatz hätte gewähren können, das philosophische Studium, ist von dem Historiker nicht zu verlangen, auch pflegt er sich damit nicht zu befassen. Eine Seitenbewegung trat mit der sogenannten Goethe-Philologie ein. Dieser gereicht es zum Ruhm, daß sie sich an Realitäten hält und uns mit schiefen Constructionen verschont. Ihrem Eifer ist es zu danken, wenn mancher Zusammenhang aufgedeckt, manches Versäumniß, z. B. mancher Druckfehler, wieder gut gemacht ist. Und auch daß sie beflissen ist, überall die Identität von Goethe's Dichtung und Goethe's Leben aufzudecken, ist eine Bemühung, die, wie wir anerkennen müssen, nur im Dienst der Wahrheit arbeitet. Aber auch die Schwächen, deren sich der Deutsche so schwer enthält, haben sich alsbald eingestellt, der Pedantismus, der Kleinigkeitsgeist, die zusammenhaltende Verbrüderung. Den Wald vor Bäumen nicht sehen — wenn je ein Sprichwort Recht hat, so paßt dieses auf manche Erzeugnisse der Goethe-Philologie, die ein ganz alexandrinisches Ansehen haben. Mephisto:

Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Oder Faust:

> Mit gierger Hand nach Schätzen gräbt
> Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Rembrandt sagte: „An meinen Bildern müßt ihr nicht schnüffeln, die Farben sind ungesund.“ Briefe des Dichters ohne große Wichtigkeit wurden mit allen Schreib- und Interpunktionsfehlern, mit genauer Wort- und Zeilentheilung u. s. w. im Druck wiedergegeben, ja einmal im Zuge wandte man dieselbe peinliche Sorgfalt auf bloß diktirte, von Schreibershand herrührende Briefe an. So rief das an sich ehrenwerthe Bestreben nicht bloß vielfach den Spott hervor, sondern diese Art Philologie schien wirklich die weitere Verbreitung der ihr anvertrauten Geistesschätze erschweren und verhindern zu wollen. Ein Beispiel bieten die Briefe an Frau von Stein. Diese waren von A. Schöll orthographisch gesäubert worden, so daß sie schön und lesbar wurden; einige Inconsequenzen verzieh man dem geistvollen Herausgeber gern, da sie nicht von Belang waren; auch die vielen undatirten Zettelchen, meist von geringem Inhalt, hatte er angemessen vertheilt, ohne uns durch weitläufige Untersuchungen, deren die Sache nicht werth war, zu ermüden. Aber das Buch erschien zu einer ungünstigen Zeit (1848—51) und es vergingen dreißig Jahre, ehe eine neue Auflage nöthig wurde. Diese wurde von Wilhelm Fielitz besorgt, der einige Jahre vorher Goethe's Jugendbriefe in geschmackvoller Weise bearbeitet hatte, und so durfte man hoffen, er werde auch diesem Werke durch ansprechende Behandlung einen weiteren Leserkreis schaffen. Und was ergab sich? Das reinste Muster von Goethe-Philologie, mehr geeignet, die Bedürftigen abzuschrecken, als sie anzulocken. Waren diese intimen Zuschriften des Dichters an seine Geliebte etwa historische Urkunden, aus einer Zeit, wo es wenige derselben giebt und auch diese nur schwer lesbar sind? oder waren sie Rechtsdocumente, wo ein mangelnder oder ein hinzugesetzter

Buchstabe, eine veränderte Interpunktion für die Advokaten zu Streithändeln Anlaß geben kann? Müssen gerade Goethe's Schriften dazu sich brauchen lassen, uns die Schreibweise des 18. Jahrhunderts vor Augen zu stellen? Und gesetzt, es wäre darauf Gewicht zu legen, würde es nicht genügen, wenn in der Einleitung dieser Punkt besprochen und die damalige oder auch Goethe's persönliche Gewohnheit angegeben würde, oder in dem seltenen Falle, daß wirklich der Sinn der Rede durch die authentische Orthographie oder Interpunktion sich anders bestimmt, eine Anmerkung unter der Seite den Leser darauf aufmerksam machte? So wie dieser neue Abdruck sich giebt, hat die Schule (im üblen Sinne des Wortes) eine Dornhecke um die Herzensergüsse des Dichters gezogen, auf daß ja kein Unberufener Einlaß finden könne! Mit Blücher's Briefen wurde vor einigen Jahren derselbe Fehler begangen: auch dort hätte die Vorrede über des Helden Orthographie Auskunft geben, ein Brief als Probe in der Urschrift abgedruckt werden sollen; die übrigen hätten uns als Geistes- und Charakterbild dieses neuen Götz von Berlichingen eine Freude bereitet, die durch keine Fratzen gestört worden wäre. So wie sie jetzt sind, lacht man Anfangs über die schnurrige Schreibart des alten Kriegsmannes, fühlt sich aber bald ermüdet, läßt das Uebrige ungelesen und so verfehlt das Buch gegen den kleinem Anfangsgewinn die erhebende und bildende Wirkung, die es sonst auf die Menge hätte üben können. Ein Glück, daß bei der neuen Ausgabe der Briefe an Frau von Stein der Verleger auf Wiederabdruck der Einleitungen drang, denn Adolf Schöll war ein empfänglicher, poetisch und philosophisch angelegter Mann, den ein inneres Seelenband mit dem Dichter verknüpfte, und an Notizen hat er es ja auch nicht fehlen lassen, wenn sie auch nicht sein einziges Augenmerk waren.

Schauen wir uns zum Schlusse noch im Gebiet der eigentlichen ästhetischen Kritik um, so finden wir uns dort von

einer Oede umgeben, die wie der Verfall der Philosophie selbst nicht erfreulich ist. Es ist ja Alles (mit einem aus England herübergeholten Wort) inductiv d. h. empirisch geworden. Goethe steht in der Ferne, gleichsam am Rande des Horizontes, man läßt ihn gelten, ohne — wie vor einem halben Jahrhundert — sich für oder wider ihn zu erhitzen. Zwei Schwaben möchten wir ausnehmen — Strauß und Vischer. Der Erstere, wie allbekannt, ein scharfsinniger und auch ästhetisch und philosophisch gebildeter Geist, wandte sich von Anfang seiner Laufbahn an zu Goethe's Dichtung als zu einer Heil- und Lichtquelle, in der er während eines von unaufhörlichem Streit und Mißklang getrübten Lebens Erhebung und Versöhnung fand, und die er mit manchem treffenden Spruche gefeiert hat. Aber wie auch selbständige Denker sich dem Einfluß ihrer Zeit nicht entziehen können, lehrt die Abhängigkeit, in die Strauß zu Gervinus gerieth. Er würdigte Goethe's Größe im Uebrigen ganz nach den Eindrücken, die er von ihm empfangen, aber das dramatische Talent sprach er dem Dichter ab, mit ausdrücklicher Berufung auf Gervinus, dem diese Einsicht zuerst aufgegangen sei.*) Noch schwankender und eigenthümlicher ist die Stellung, die Fr. Vischer gegen Goethe genommen hat. Vischers Aesthetik, begonnen noch vor dem Jahre 1848, in elf Jahren vollendet, liegt nun seit bald dreißig, ja in einzelnen Theilen seit bald vierzig Jahren dem Publikum vor, aber von

*) Wir hätten hier auch Berthold Auerbach nennen können, der auch in Schwaben, freilich aber als Jude, geboren war. Wie aus seinen Briefen an Jacob Auerbach hervorgeht, war ihm Goethe stets im Geist und Herzen nahe, aber er schreibt doch im Jahre 1866: „Ein politischer Mensch war Goethe nicht, er war der absolute Privatmensch, kein Staatsmensch", und meint, darin habe „sich seine Endlichkeit offenbart". Dieser Ausspruch stammt augenscheinlich von Strauß und Gervinus, mit denen Auerbach befreundet war. Und im Jahre 1868 heißt es von Egmont: „Dem Ganzen fehlte der rechte, dramatische Schritt und die volle Tragik." Auch dies nach

einer zweiten Auflage ist bis jetzt nichts zu hören gewesen. Offenbar war dies für lange abschließende und wohl unsterblich zu nennende Werk, das, wie wir überzeugt sind, in andern Zeiten wieder hervorgeholt werden wird, für die grobe Auffassung gewöhnlicher Leser und die flüchtige Beschäftigung des Journalismus zu schwer, die Grundlage zu speculativ, die Bestimmungen zu fein, die Beobachtung zu wesenhaft, alles darin Vorgetragene von Menschen ohne tiefe und vielseitige Vorbildung und besonders ohne Phantasie und Kunstsinn nicht leicht zu fassen. In einer Aesthetik dürfen wir voraussetzen, besonders in dem Theil derselben, der von der Poesie handelt, wird sicherlich auf Goethe und seine Werke öfter hingewiesen sein. Und in der That finden wir diesen Namen nicht selten genannt, aber mit auffallend wechselnder Gunst und Ungunst, bald bewundernd, bald scheltend, nicht immer mit Gerechtigkeit und Liebe. Goethe steht nicht im Mittelpunkt des streng architektonisch in großen Verhältnissen aufgeführten ästhetisch-kritischen Gebäudes: seine Stelle nimmt Shakespeare ein. Nicht bloß im Drama, sondern überall und bei jedem Anlaß schweben die Gestalten des englischen, nicht des deutschen Dichters dem Verfasser vor und die letzteren schwinden vor der Uebermacht der ersteren. Es ist, als wenn Jemand aus der Schweiz nach Italien käme und an die italienischen Gebirgslinien den Maßstab der Alpen legte! Diese seltsame Verkennung, die schwer zu deuten war — denn

der Irrlehre seiner liberalen Vorbilder, die eine Verherrlichung der niederländischen Revolution mit einem Helden an ihrer Spitze vorgezogen hätten. Wir haben Aehnliches seit etwa 1830 oft genug gehört: wenn sie finden, daß Goethe in politischen Dingen nicht so gedacht hat, wie sie, dann hat er überhaupt keinen politischen Sinn gehabt. Und daß er kein dramatischer Dichter gewesen und somit den höchsten Gipfel nicht erstiegen habe, dieser Theorie setzen wir Schiller's Worte entgegen: „Vielleicht sind Sie gerade nur deßwegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie so ganz zum Dichter in seiner generellen Bedeutung erschaffen sind.“

Vischer war doch kein Hannoveraner, wie A. W. Schlegel, dem selbst ein Engländer vorwarf, er übertreibe die Verehrung Shakespeare's, und auch kein Berliner, wie Tieck, der sich durch dies Uebermaß vom Pöbel unterschied, — erklärt sich jetzt aus der Selbstbiographie des berühmten Aesthetikers. Sie war ein Produkt seiner eigenthümlichen Anlage und der Zeitverhältnisse, in die sein Leben fiel. Auf der Schule waren er und seine Genossen eifrige Deutschthümler und sangen die Lieder von Jahn, Follen, Arndt und Theodor Körner, und ein Nachklang dieser Stimmung begleitete ihn durch sein ganzes späteres Leben: das Nachbarland Frankreich hat ihm nie Theilnahme abgewinnen können; er lebte an Frankreichs Grenze, ist aber nie hinüber gereist; dafür besuchte er gern Schützen-, Turner- und Sängerfeste und begeisterte sich für die sogenannte deutsche Sache; daß die Wehrhaftigkeit, die die Turner und Schützen auf phantastischem Wege suchten, schon längst im preußischen Heere erreicht war, war damals Jedermann, besonders in Süddeutschland, verborgen. Als junger Mann lernte er Shakespeare kennen, und diese neue Welt ergriff ihn so mächtig, wie nur Wilhelm Meister erschüttert wurde, als ihm Jarno Stücke dieses Dichters zu lesen gegeben hatte. Aber Wilhelm Meister war weich und nachgiebig, in der Entwickelung begriffen, jedem Bildungseinfluß offen und so wandte sich sein inneres Leben wieder dem Ideal der Humanität zu: Vischer, trotzig und kräftig, fand in Shakespeare Mark der Existenz und das Rohe, Wilde, Harte, die vom Zeitgeschmack eingegebenen Zierlichkeiten und Ungereimtheiten übersah er gern und entschuldigte sie vor sich und Andern. Dann kam die politische, die Freiheitsströmung über Deutschland; sie forderte Männer, Heldenmuth, Römertugend, nicht griechische Schönheit, nicht Bildung und daher fließende Milde, lieber Haß als Erbarmen — so wenigstens dachte sich dies kindlich unerfahrene, in kleinen Städten und in der Bücherwelt erwachsene Geschlecht von Politikern die an-

zuwendenden Mittel und aufzustellenden Ziele. Sie trugen Alle Pistolen im Sack, die aber glücklicher Weise sich nicht entluden. Als Vischer in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt war, schloß er sich der „gemäßigten Linken" an, deren Princip war: „sanfte Vorbereitung der Republik". Nach dem kläglichen Ausgang der Revolution hätte eine andere Stimmung allmählich Raum gewinnen können, aber Goethe's ganze Natur widersprach der des entschlossenen Mannes allzusehr. Goethe war ein mehr weiblicher, keineswegs heroischer Geist, außer wo es galt, sich selbst zu beherrschen: aus dem Titanengefühl seiner Jugend hatte er sich zum Maße erhoben und scheute die Nemesis; That auf That, athemlose Wuth, Schwertergeklirr, Blutvergießen fand sich in keinem seiner Dichtwerke, in allen vielmehr seelenvolle Entfaltung. Nun aber war Vischer keineswegs bloß ein mannhafter Charakter und demokratischer Parteigenosse, sondern auch ein feingebildeter Denker, ein Freund und Kenner schöner Form, empfänglich für den Zauber poetischer Kunst und in eigener Person des Humors in nicht geringem Grade mächtig. Daher der Zwiespalt in seinen Urtheilen über Goethe; der Aesthetiker in ihm kann sich der Bewunderung und des Antheils nicht erwehren und hat manches herrliche Wort über ihn gesprochen, der energische Mann der That, der die historische Handlung über Alles schätzt, auch manches recht übel klingende und Beides oft in einem Athem. Es war, wenn ich richtig deute, nicht der Widerspruch zwischen Kopf und Herz, sondern der Zwiespalt streitender Regungen im Herzen selbst. Zum Beweise dessen setzen wir eine Stelle über Dichtung und Wahrheit her, die die angegebenen Züge besonders deutlich an sich trägt. Der Kritiker hat sich mit Recht über die Behandlung Gwinner's beklagt („der zugesteht, zuerkennt, dann wieder zurücknimmt, dann die Zurücknahme wieder halb zurücknimmt") und äußert sich dann in ähnlicher Weise, indem er mit der einen Hand nimmt, was er mit der andern gegeben hat (Altes

und Neues, Heft 2, 1881; wir unterstreichen die Wendungen und Wörtchen, in denen das Hin und Wieder der unentschlossenen Reflexion sichtbar wird): „Gestehen wir uns nur, daß selbst Goethe's Dichtung und Wahrheit Poesie und Geschichte in einer Weise mischt, die eben doch an einer gewissen Schiefheit leidet. Kein Vernünftiger wird darum die Tiefe und Großheit dieses Werkes verkennen: den genetischen, organischen Geist, der dieses Gemälde des Werdens durchdringt, die stete Zusammenfassung des Individuums mit dem Allgemeinen, den weiten Kreisen der Wissenschaft, Kunst, Dichtung, der häuslichen, geselligen und öffentlichen Zustände, worin dieser einzelne Werdende wurzelt und woraus er die Säfte seines Lebens saugt, seine Entwickelung schöpft, — ein breites, volles, episches Bild, durchleuchtet von Sternen hoher Weisheit und ewiger Wahrheit. Allein in gewissem Sinne doch zu sehr Kunstwerk; eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein. Nicht als müßte jede Menschlichkeit gebeichtet werden; gerade ein Zuviel der Entblößung ist erst recht ein Thun der Eitelkeit, die sich auf andern Punkten für das grausame Selbstgericht um so süßer entschädigt: das sieht man bei Rousseau. Also ohne Zudecken kann es nicht abgehen, dennoch hat bei Goethe eine zu weiche Künstlerhand die herbe Wahrheit überstrichen — eine Glättung, wofür uns die ruhige Selbstironie, mit der er seinem Werden zusieht, und die schöne Geistesfreiheit, die sich darin offenbart, doch nicht entschädigen kann. Nun aber hat er, um abzurunden, auch hinzugedichtet; dazu liegt die Versuchung begreiflich genug im Compositionsbedürfniß des Poeten. Es ist immer so eine Sache, wenn ein Dichter sein Leben beschreibt; denn wie schwer muß es ihm werden, von seiner Art zu lassen! Diese aber leitet ihn an, ein Kunstwerk zu schaffen. Nun ist nicht zu bestreiten, daß auch der Geschichtschreiber in gewissem Grade ein Künstler sein muß; er muß ausscheiden, erhöhen, gruppiren, um die in

den Erscheinungen verhüllt liegende Einheit an's Licht herauszuarbeiten. Aber der Dichter wird schwer dem Reize widerstehn, mehr zu thun: zu erfinden, hinzuzudichten, zwar ganz dem Charakter gemäß und niemals ohne innere Wahrheit, aber doch bedenklich, denn der Leser sucht bei dem Geschichtschreiber faktische Wahrheit; es bleibt immer etwas Beunruhigendes, wenn man nicht genau sehen kann: was ist wirklich gewesen und geschehen?"

Wir haben uns bei Vischer länger aufgehalten, weil dieser durch Tiefe der Gedanken und Gabe der Anschauung ohne Zweifel alle Zeitgenossen überragte. Auch darin hatte das deutsche Volk Unglück, daß sein höchster Schatz seinen berufensten Hüter und Deuter nicht gefunden, dieser sich vielmehr in eigensinniger Vorliebe in den Dienst eines anderen, fremden dichterischen Genius gestellt hat. Shakespeare's, des Römers, und Goethe's, des Joniers oder Attikers, Größe abzuwägen, ist hier nicht der Ort: so wollen wir nur sagen, daß der Erstere nicht in unserer Sprache geschrieben hat und übersetzt werden muß, folglich nie ganz unser werden kann. Die Hülfskategorie des Germanismus, die man hier anzuwenden pflegt, ist eine viel zu weite und wird von den Engländern selbst, wie auch von Holländern, Dänen und Schweden, bald mit Lächeln, bald mit Entrüstung abgewiesen. Vielleicht sind es auch nur kleine Zufälligkeiten, die sich zwischen Vischer und Goethe gestellt haben, z. B. der Verdacht, Goethe werde in Berlin in Allem, was er geschrieben und gethan, z. B. im zweiten Theil Faust, mit Unverstand vergöttert. Letzteres ist, so weit unsere Beobachtung reicht, nicht der Fall; und dann schrieb Vischer ja nicht für den laufenden Tag, wie das gemeine Zeitungs- und Schreibervolk, sondern auch für die Nachwelt und in dieser können die literarischen und territorialen Gruppen ganz andere geworden sein.

Wir sind am Ende. Goethe's Leben erstreckte sich auf mehr als achtzig Jahre, seit seinem Tode ist mehr als ein

halbes Jahrhundert verflossen, aber keine Zeit ist gewesen, wo er nicht durch Gegner gekränkt, sein Name nicht geschmäht worden wäre. Noch in der neuesten Zeit sind ein Jesuit, Alexander Baumgartner, der in Freiburg im Breisgau drucken läßt, dann der schnurrige Wiener Sebastian Brunner und noch andere Römlinge als solche Widersacher aufgetreten — nachdem der protestantische Pietismus im Kampfe wieder Goethe seine Kräfte erschöpft und, wie es scheint, die Waffen niedergelegt hat, versuchen nun nachträglich die katholischen Glaubenshelden auch ihrerseits sich die gleiche Niederlage zuzuziehen — wie sollten solche nicht deine Feinde sein,

denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Vischer hat diese ganze Art armseliger Ordensritter in einem ergötzlichen Gedicht in den lyrischen Gängen 1882 verspottet — es ist erfreulich, ihn völlig auf unserer, nicht auf englischer, sondern auf deutscher Seite zu sehen —: er betrachtet im Hamburger Hafen staunend ein ungeheures Meerschiff und da kommt eine offene, leere, brüchige Cigarrenkiste herabgeschwommen, eröffnet den Kampf mit dem Riesen, stößt und zerschellt jämmerlich an seinen Planken —

Da fiel nun so von ungefähr
Mir Goethe ein und seine Widersacher.

Auch Goethe selbst hatte das Bewußtsein, wie sehr Neid und Beschränktheit und Partei ihn ohne Unterlaß mit Gehässigkeit verfolgten. Daß er sich darüber klar war, lehren eine Menge Aussprüche in seinen Werken und Briefen; wir begnügen uns zwei oder drei solcher Stellen herzusetzen. Varnhagen von Ense hatte ein Buch geschrieben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden, Berlin 1824“ — dazu bemerkt Goethe, er rathe ein Gegenstück zu besorgen! Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden. „Die dabei zu

übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde sie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten guten Geruch bringt, sichern Vortheil gewähren!" „Denn," setzt er hinzu, „wie sollte ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht." Noch kräftiger drückte er sich gegen Eckermann aus (im März 1830): „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Willen gegen mich, als Sie wissen. Ich finde darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich Alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann (doch! auch an seinem Genie!), so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum und nun endlich ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen." In einem Briefe an Schelling von demselben Jahre (bei Plitt, aus Schelling's Leben, 3. S. 48 f.) beklagt er sich über die „Neckereien und Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten", die gegen ihn ausgehen; selbst aus Baiern verlautet das „Widerwärtigste und zwar, was noch sonderbarer scheint, unter der Firma meines werthen Verlegers (Cotta, Menzel), mit dem ich seit vielen Jahren in freundlichster Verpflichtung stehe. Hat man jemals von mir eine Reklamation deßhalb vernommen, auch nur einen Laut?" Bei diesen rührenden Klagen erinnern wir uns der in einem Briefe Niebuhr's an Savigny vom 1. October 1818 vorkommenden Worte: „Der Deutsche ist von Natur, nachdem er seinen einfachen großen Charakter verloren hat (seit wann, glaubte Niebuhr, daß dies geschehen sei?), afterrednerisch und verunglimpfend und nichts weniger als liebend." Dies Urtheil

paßt auf Alles, was heut zu Tage vorgeht, und eben so auf das Verhältniß der Nation zu Goethe. Indeß, wie dort die wahre Stimme des Volkes in den Wahlen verhallt, so daß Niemand sie hört, so mögen auch hier die Einzelnen, die ihren größten Dichter tief im Herzen tragen, über ihn lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Straße herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und voll Dünkel geredet wird. In der Philosophie steht es nicht anders: „Die gründlichere, tiefere Theilnahme ist einsamer mit sich und stiller nach außen; die Eitelkeit und Oberflächlichkeit ist schnell fertig und treibt sich zum baldigen Dreinsprechen" (Hegel in der dritten Vorrede zu seiner Encyclopädie vom 19. September 1830).*)

*) Als im Mai 1885 Victor Hugo, 83 Jahre alt, die Augen im Tode schloß, war des Schmerzes und der Begeisterung kein Ende. Feierliche Bestattung auf Staatskosten, die geforderten Summen von der Kammer ohne Widerspruch bewilligt, keine Partei, von der äußersten Rechten bis zu den Anarchisten auf der Linken, schließt sich aus, Alles huldigt und ergeht sich in überschwänglichen Hyperbeln. Und wenn wir in demselben Jahr in Deutschland Goethe's Tod erlebt hätten und die Regierung erbäte sich von dem Reichstag einen Beitrag zum Leichenbegängniß oder zu einem Denkmal — was geschähe? Eugen Richter würde von den Lasten des armen Volkes sprechen, Andere aus seinem Gefolge würden fragen, was der Verstorbene wohl für die Freiheit gethan, Windthorst würde unter stillschweigender Zustimmung der rechten Seite hinzufügen, Goethe sei ein Heide gewesen und habe niemals für sein und seines Volkes ewiges Heil gesorgt, in den Zeitungen aber hätten die Juden elende, aus irgend einem Conversationslexicon geschöpfte Artikel gebracht, die am nächsten Tage schon wieder vergessen worden wären. So, denk ich, stünde es bei Goethe's Tode im Mai des Jahres 1885 in Deutschland.

III.

Naturformen des Menschenlebens.

Derselbe Dichter, der vor Allem berufen schien, in lyrischem Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, derselbe zeigt uns auch in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unsers Geschlechtes, die substantiellen Lebensformen, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Alterthum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Thierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam. Alles Besondre, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprocesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesetzt, sie wird nicht empfunden, sie umfängt Alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben wäre sinnlos. Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar nnd das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zu einander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Heerdes und der steingefaßte Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die be-

gleitenden Thiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Axt, das Netz am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und weiser Rath, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihgeschenk und Spende, Muth und List der Helden, Thaten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche — alles dies und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Nothwendigkeit gebunden, so unbewußt thätig und dunkel schaffend, wie das Thier sich geberdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Thränen rührt.

Auch der Dichter selbst stellt dieses objektive Dasein gern in Kontrast mit subjektiven Stimmungen, um beide gegenseitig um so heller zu beleuchten. So erblickte der Wanderer, schwermüthig und träumerisch durch die im Abendlicht glühende südliche Landschaft irrend, die junge Frau mit ihrem Säugling unter dem Ulmbaum und lächelte zu ihrer Frage, welches Gewerbe ihn hertreibe und ob er Waaren aus der Stadt im Land herumbringe? Daß man an der Natur als solcher, als bloßer Zeuge ihrer Erscheinungen und Verwandlungen, Genuß finden könne, davon hat sie keinen Begriff; daß es ein antiker Tempel ist, an dem sie wohnt, weiß sie nicht; auch nicht, welche Vergangenheit dieser Boden deckt, welche Werke der Kunst sie in diesen Steinen umgeben; sie trinkt den Brunnen, der zur Seite quillt, und erquickt den Wanderer daraus; der Vater hat die Hütte aus dem umliegenden Schutte gebaut, der Schwalbe gleich, die unfühlend ihr Nest an den Zierrath des Gesimses klebt; er hat die Tochter dem Ackersmann aus der Nachbarschaft zur Ehe gegeben und ist in ihren Armen gestorben; sie bauen die Erde, wie er sie baute, auf demselben Flecke, nach dem Verfahren, das vormals und immer üblich

war; so schließt sich Ring an Ring, ein Geschlecht an das andere, die Frucht streut den Samen aus, dieser keimt und wird zur Blüte, die Blüte zur Frucht, und der Kreislauf beginnt auf's neue. Und der Fremdling scheidet gerührt und wünscht auch für seine eigne Wanderung am Ziele eine gleiche Beschränkung, eine Hütte im Schutze des Wäldchens, ein junges Weib, das ihn Abends bei der Heimkehr empfange, den Knaben auf dem Arm.*)

Der „Wanderer" ist vor dem Aufenthalt in Wetzlar (dem Sommer 1772) entstanden; nachher aber deutete der Dichter die junge Frau und ihren Mann auf Albert und Lotte und den Wanderer auf sich selbst, der auch Abschied nahm und nicht bleiben konnte, oder auf Werther, wie er sich zwei Jahre später nannte. Auch zu Werther's überwallender Empfindung bilden die Scenen primitiven Lebens den steigernden und reizenden Gegensatz. Werther ist ein Freund der Kinder, in denen Alles noch ungetheilt, die Knospe noch unentfaltet ist; er pilgert in die Heimath, zu den Stätten seiner ersten Jugend und „kostet jede Erinnerung nach seinem Herzen"; er trägt den Homer mit sich herum, aus den Scenen der Ilias und Odyssee wird sein krankes Gemüth wie von Heilung und Besänftigung angeweht — „es ist nichts," ruft er, „das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens," und ein andermal: „So beschränkt und glücklich waren die herrlichen Altväter, so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung" u. s. w.; er findet zwei ganz junge Bauerbuben an der Erde liegen, setzt sich auf einen Pflug und zeichnet sie mit allem ländlichen Zubehör, dem Zaune, dem Scheunenthor, gebrochenen Wagenrädern; die Mutter kommt hinzu, auch ein

*) Aehnlich ist der Schluß des freundlichen, rhythmisch kräftigen Liedes „An die Erwählte", das wohl derselben Zeit des Dichters, aber einer muthigen, nicht elegischen Stimmung angehört.

älterer Bruder; er sieht sie in ihrem Thun, hört ihre Worte, erfährt ihr Schicksal und schreibt dann: „Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt."

Und wie Werther, so auch Faust. Auch Faust's friedloser Unruhe liegt dasselbe stille, seiner nicht bewußte, von der Naturordnung getragene Dasein gegenüber; er empfindet es schmerzlich als ein ihm versagtes Glück, das ihn, wenn er es erlangte, doch nicht zu halten vermöchte.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt —

oder:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt u. s. w.

Ja die ganze Gretchen-Episode, die Scene der Spaziergänger vor dem Thor und noch andre erhalten erst als solche Gegenbilder ihr Recht und ihre Stelle in dem Aufbau des Dramas.

Die soeben genannten Werke gehören der gährenden Jugend des Dichters an. Es folgte die Zeit in Weimar, wo er unter Geschäften und Lustbarkeiten in verborgener Selbstbildung nach Seelenschönheit strebte und endlich den Sieg, das innere Gleichgewicht gewann. Jetzt sinken die Irrungen des gebrochenen Gemüthes allmählich zurück, und es taucht das Antlitz des

Seienden, die reine Gestalt immer mehr empor. Schon im Jahre 1784 heißt es in einem Briefe (23. Juni, an Frau von Stein): „Je älter man wird, desto mehr verschwindet das Einzelne, die Seele gewöhnt sich an Resultate“ — Resultate, d. h. eben die typischen Formen, die mitten im Flusse der Dinge unvergänglich sich erhalten und die er ein andermal mit mythischer Personifikation auch wohl Götter nennt:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.
Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Aus Italien schreibt er drei Jahre darauf (1787, 23. August): „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ Und wenige Monate später (1788, 5. Januar): „Die Opern unterhalten mich nicht — nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.“ In demselben Sinne sagt Aurelie im Wilhelm Meister (4, 15): „O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen.“ In den neunziger Jahren war diese Richtung vorwaltend geworden, und nachdem mit „Tasso“, dieser süßschmerzlichen Seelentragödie, die letzte Schuld aus der Epoche innerer Kämpfe abgetragen und zugleich die Ver=

stimmung über den Einbruch roher, revolutionärer Kräfte überwunden war, da entstanden die Dichtungen, in denen jenes Dauernde für sich hingestellt erscheint, in heller Beleuchtung, obwohl nicht ohne herzlichen Antheil, in entzückender Reinheit des Stiles und Wahrheit des Lebendigen. Wir verweilen zunächst bei den letzten Büchern des „Wilhelm Meister" und „Alexis und Dora", dann in besonderer Beziehung bei „Hermann und Dorothea".

Wilhelm betrat den Saal der Vergangenheit, den man ebensowohl den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen konnte, sah sich von Bildern des Menschenlooses überhaupt umgeben und rief aus: „So war Alles und so wird Alles sein! Nichts ist vergänglich als der Eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind an's Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf." Hier war es die Kunst, die das, was im Reiche der Wirklichkeit wie eine Welle zerrinnt, festhielt und aufbewahrte, denn die Kunst ist der Zeit nicht unterthan, da sie sich am Scheine genügt; aber auch im Naturlaufe selbst stellt sich das Flüchtigste, die Liebe und die Schönheit, durch ewige Wiederkehr als ein ewig Bleibendes dar, wie im siebenten Buche Lothario's anmuthiges Abenteuer lehrt. Lothario, ein reicher junger Edelmann, hatte einst Margarete, die schöne Pachterstochter in der Nachbarschaft geliebt; drauf war sie weit weg verheirathet worden und kam nun mit ihren sechs Kindern, den Vater zu besuchen. Und wieder war es Frühling, wie damals zur Zeit ihrer Liebe, denn auch der Frühling, der so bald scheidet, kehrt

ja immer wieder:*) wilde Rosen blühten an den Hecken und die Knaben schüttelten Maikäfer von den Bäumen. Und von einer Krankheit eben genesen und dadurch weich gestimmt ritt Lothario den alten, wohlbekannten Weg dahin, glaubte eine Mutter zu begrüßen und fand statt ihrer ein blühendes Mädchen, ganz mit den Zügen und in der Gestalt wie Margarete ehemals: es war die Muhme, und er wußte nicht, was er denken sollte und wie ihm geschah. Dann sah er sie auch selbst wieder, und sie führte ihn in die Stube, wo beinahe Alles noch auf dem alten Platze stand. „Die schöne Muhme," erzählt er, „saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweise neben einander leben." Margarete sagte ihm, da sie einen Augenblick allein gelassen waren: „Auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal im Leben wiederzusehen; ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt." Diese Worte waren wie aus dem Munde Friederike'ns von Sessenheim gesprochen, die der Dichter nach acht Jahren wiedersah: die Freude war auch damals von beiden Seiten groß, der Schmerz der Trennung geheilt und die Gemüther versöhnt. Friederike war noch unvermählt, aber Lili, da er sie Tags drauf in Straßburg besuchte, hatte wie Margarete ein Kind auf dem Arme; und so glichen auch diese Augenblicke denen, die dem Dichter nach so langer Zeit vorschwebten. „Es ist nichts reizender," sagt Lothario bei dieser

*) Weder der Tag, schreibt der Dichter am 6. März 1781, noch der Frühling, noch die Liebe werden immer wiederkehrend alt.

Gelegenheit, „als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern." Seine Erzählung von dieser Wiederbegegnung, die drei weiblichen Lebensalter neben einander, diese ganze Novelle, die mit einer ruhenden Scene, wie auf einem idealen Theater, schließt, hätte verdient, statt in einen Roman eingeschoben zu werden, ein eigenes Gedicht zu bilden. In der Verflechtung mit den Personen und Gesprächen des Romans erhält sie ein mehr weltliches oder unheiliges Kolorit, und so schön sie auch in dieser milden, durchsichtigen, sanft hingleitenden Prosa ist, es fehlt ihr doch die Göttersprache des Verses und Rhythmus, in der „Alexis und Dora" zu uns redet.

Auch „Alexis und Dora", in der Reihe der kleineren goethischen Dichtungen eine der köstlichsten, die man nicht müde wird, sich immer wieder herzusagen, entstanden nicht lange vor „Hermann und Dorothea", aber ätherischer, gleichsam verklärter als dies bürgerliche Epos, bringt uns jene Urgestalt menschlichen Lebens in lauterer Einfalt zur Anschauung. Das Haus und der unendliche Schatz von Gefühl und Sitte, den es birgt, der von den Eltern scheidende Sohn:

da drückte der wackere Vater
Würdig die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück, riefen sie, glücklich und reich —,

die Mutter und ihr zur Seite die erblühte Tochter, der Knabe, der trotzig des Mädchens nicht achtet und sie ansieht,

Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt —,

bis plötzlich der Strahl der Liebe in sein Herz fällt und ihn allgewaltig verwandelt, der Bräutigam und die Braut, die Nachbarn nebeneinander, der Brunnen und die wasserschöpfenden

Mädchen, auf dem Markt die Körbe gefüllt mit Früchten, der Garten und sein Pförtchen, der Kaufmann mit seinem Handel und Wandel, das Meer und der Bootsmann und das Segel, die Furche, die das Schiff zieht, überhaupt das uralte, poetische Gewerbe des Schiffers, das so heilig ist wie das des Hirten oder Ackermannes oder Fischers — dies alles zieht in der Erinnerung eines bewegten Herzens an uns vorüber, unruhig wie vom Spiegel eines Wellenflusses aufgefangen, bald andeutend, bald verweilend, von so tiefer Rührung durchdrungen, daß der Dichter selbst es aufgiebt, ihren Grund zu erschöpfen und innehaltend mit dem Anruf an die Göttinnen des Gesanges schließt:

Nun, ihr Musen, genug — vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust —

ganz wie Lothario seine Erzählung abbricht: „Und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb und mit welchem ich mich entfernte.“ Der Schauplatz, auf dem wir uns in „Alexis und Dora“ befinden, ist ein ideal unbestimmter. Es ist ein südliches Land, ein Hafenstädtchen, von dem Niemand sagen kann, wo es liegt. Die Orange wächst dort, die „schwer ruht als ein goldener Ball“, auch die „weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet“, und blühende Myrten biegen sich um und bilden eine Laube im Garten. Delphine umschwärmen das Schiff, wie im tyrrhenischen oder ionischen oder ägäischen Meer, und blaue Uferberge folgen noch lange dem Blick des Schiffenden. Wie der Raum, schwebt auch die Zeit, in die der Dichter uns versetzt, in unbestimmter Allgemeinheit; es könnte wohl das Alterthum sein, wohl auch ein neueres Jahrhundert. Die griechischen Götter sind noch lebendig: Zeus donnert vom Himmel, Amor und die Grazien bekräftigen den Liebesbund, der Liebende ruft den Sonnengott Phöbus an. Alexis ist ein griechischer Name, Dora ist es auch — geht das Erzählte also in der alten Griechenzeit vor sich? Wir glauben

es nicht, denn jedes Wort dieser Idylle athmet Innigkeit und Seele, klingt mit süßem Nachhall, zittert im Nervenreiz, und dies war im Alterthum so nicht, und der Leser oder Hörer fragt darnach nicht. Wenn Dora geschmückt und gesittet zum Tempel geht und die Mutter feierlich neben ihr her, so kann sie wohl eine dorische oder attische Jungfrau sein, die an einem Götterfeste zu den Säulen des Heiligthums aufsteigt, ebensowohl aber auch ein deutsches Mädchen in irgend einer Reichsstadt, das im Sonntagsschmuck, an der Seite der gravitätischen Mutter, das schwarze Buch und darüber das weiße zusammengelegte Taschentuch in der Hand, beim Klang der Glocken zur Kirche geht. Ebenso, wenn sie am Brunnen das Wassergefäß mit leichtem Schwunge hebt und es dann schreitend auf dem Ringel des Hauptes weiter trägt; wir denken dabei wohl an eine griechische Jungfrau, den edelgeschweiften Krug mit beiden Armen über sich haltend, selbst wie eine wandelnde zweihenkelige Vase, oder an Wasserträgerinnen des Orients, z. B. Rebekka, die Abends um die Zeit, da die Weiber pflegen herauszukommen und Wasser zu schöpfen, den Krug auf ihre Achsel nahm und dem Wasserbrunnen vor Nahor zuschritt und dem Eleasar zu trinken gab und seine Kamele tränkte, ebenso leicht aber auch an ein heutiges Mädchen in Dörfern und Städtchen, das am fließenden Brunnen ihr thönernes oder metallenes Gefäß füllt und auf dem Heimweg den Gruß der zu gleichem Geschäft ihr entgegenkommenden Freundin nicht durch Nicken, nur mit dem Blick oder durch ein Lächeln erwidern kann. Auch eine Schürze trägt Dora ja, wie heutige Mädchen, denn sie muß schaffen und die Wirthschaft versehen, und in die Schürze sammelt sie die Früchte für den Jüngling, der vergebens bittet, es sei nun genug. So spricht aus jedem Zuge des Gedichtes die Erfahrung der ältesten wie die der jüngsten Geschlechter.

Daß nun diese Allgemeinheit der Lebensgestalt mehr die

Sphäre einer andern Kunst bildet, der Skulptur, erhellt von selbst. Die Skulptur hat nur geringe Mittel, schmalen Raum; aus der mannigfach verschlungenen Menschenwelt wählt sie das Einfachste und verschmäht alles Zufällige; die unmittelbare Einheit von Leib und Seele, daß in der letzteren nichts sei, was nicht in dem ersteren erschiene, ist die Bedingung und Forderung ohne die sie nichts in ihren idealen Kreis aufnehmen mag. Und da die griechische Dichtung unter dem Prinzip der Plastik steht, so herrscht auch dort, am meisten im homerischen Epos, dem Grundbuche aller Humanität, und in der hesiodeischen naiven Oekonomik dasselbe, alle Willkür ausschließende, allgemeine Gesetz der Natur. Daher die Einstimmung der in Rede stehende goethischen Schilderungen mit den Bildnissen des Epos und der Skuptur, daher die Anklänge, die bei Genuß derselben wie ein fernes, leises Echo aus dem Alterthum zu uns herüberkommen. Von den Personen und Sitten seines eben vollendeten epischen Gedichtes schreibt er selbst an Schiller (8. April 1797): „Diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt", und an Meyer (28. April 1797): „Die höchste Instanz, vor der mein Gedicht gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es ist die Frage, ob sie unter dem modernen Kostüm die wahre, echte Menschenproportion und Gliederform anerkennen werden" und an denselben (5. August desselben Jahres) fast mit denselben Worten: „Der Menschenmaler ist eigentlich der kompetenteste Richter der epischen Arbeit". Er schrieb an einen Maler, sonst hätte er noch besser gesagt: der Menschenbildner, und der hätte in „Hermann und Dorothea" viel gefunden, Aehnliches als wie der griechische Künstler in seinem Homer. Der Vater z. B., den der Unwille oft hinreißt, er gleicht, obwohl nur ein Gastwirth, dem götterberathenen, leicht zürnenden Sohne des Kronos, den seine Umgebung durch List und Ueberredung

beherrscht; er wünscht, wie Hektor in der Ilias und wie jeder Vater, daß ihm der Sohn nicht gleich sei, sondern ein Besserer; der Pfarrer, der in Hermann's Liebe die Stimme des Schicksals vernimmt und dieser zu folgen für Weisheit hält, er erscheint wie der Seher, der wußte, was ist und war und sein wird, oder wie einer der Götter in fremder Gestalt, die den Helden berathen und ihm seinen Entschluß eingeben; aus dem ehrwürdigen Richter spricht der Geist der Völkerführer, die, Maß und Frieden gebietend, die verzagende, immer unbillige und unbedachte Menge durch die Wüste leiten; Hermann selbst, er ist der Jüngling überhaupt, der zum Manne heranreift und ganz wie Telemachos wohnt er im obern Stock (*ὅϑι οἱ ϑάλαμος ὑψηλὸς δέδμητο*) und wie dieser ist er auf mit der frühgeborenen, rosenfingrigen Eos, ja gegen den Schluß erhebt sich seine Gestalt zur Würde des Heros, der „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes trägt" und den sein Weib zur Schlacht wappnet:

und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Dorothea auf der Landstraße mit langem Stabe neben den Ochsen schreitend und sie antreibend oder zurückhaltend, gewährt ein Bild von ganz epischer Einfalt: seit den ersten Zeiten der erwachten Kultur dienen die Rinder dem Menschen bei seinen Geschäften; die Dichter, wenn sie die Werke und Tage schildern, vergessen auch die gehörnten und schwerwandelnden Gehilfen nicht (*εἰλίποδας ἕλικας βοῦς*), und gern stellt sie auch die bildende Kunst mit dem Menschen zusammen, bald, wie sie durch das fette Erdreich den Pflug ziehen, vom Stachel getrieben, bald wie sie wiederkäuend sich gelagert haben oder ruhig und würdig am Altare dastehen, dem Gotte zum Opfer geweiht und den tödtlichen Streich erwartend, auch wohl wie der wilde Stier von Jünglingen gebändigt wird u. s. w. Und

wie der Stier, so auch das Roß: Hermann vertraut seine Hengste keinem Andern, er schirrt sie selbst vor den Wagen, donnert mit ihnen durch den Thorweg (*αἴθουσα ἐρίδουπος*), und wenn sie dann des Weges dahinrennen, quillt der Staub unter den mächtigen Hufen (*κονίη, τὴν ὦρσαν ἐρίγδουποι πόδες ἵππων*) und er selbst erscheint als Automedon oder Pisistratus oder einer der andern epischen Wagenlenker. Dorothea ist auch herbe wie Antigone und jede ungezähmte Jungfrau (*ἀδμής*), sie ist auch tapfer und streitbar, gleich der kämpfenden Amazone, und schlägt den rohen Feind nieder (*ἀντιάνειρα*); in friedlichem, schönem Geschäft aber kommt sie zu dem Quell, den die Linden umstehen, schöpft und füllt ihre Krüge, beugt sich über, und der Wasserspiegel giebt ihr Antlitz zurück, wie das ihres jungen Freundes — eine Brunnenscene, uralt und von heitern, reinen Linien, ein Brunnen, lieblich wie der auf Ithaka (*κρήνη καλλίροος, ἀμφὶ δ' ἄρ αἰγείρων ὑδατοτρεφέων ἦν ἄλσος*); dann wandeln beide, die Jungfrau und der Jüngling (*παρθένος ἠΐθεός τε*), den Gang durch den Weinberg, bei sinkender Sonne, im Scheine des Vollmondes, unter drohenden Gewitterwolken, ruhen eine Weile unter dem Dache des Birnbaums, und Dorothea, durch den dunkelnden Pfad (*δύσετο τ' ἠέλιος σκιόωντό πᾶσαι ἀγυιαί*) die Schritte verdoppelnd, strauchelt auf den ungleichen Stufen, und Hermann fängt sie in den Armen auf, wie der römische Jüngling die Sabinerin, die sich sträubt und windet und sich doch gern rauben läßt, und der Dichter ruft selbst aus:

so stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt.

So verschmilzt auch in diesem Gedicht die plastische Anschauung und die griechische Sitte mit dem heutigen Dorfleben zu reiner Form der Menschlichkeit. Schon die Romantiker empfanden dies: z. B. A. W. Schlegel in der Elegie an Goethe:

Leih den Gestalten dein bildendes Wort, aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt spiegle sich Kunst in der Kunst —

und Schelling meinte im Jahre 1797, also wohl unter dem Eindruck, den er von „Alexis und Dora" und „Hermann und Dorothea" empfangen, die Odyssee sei Goethe's Mutterboden, der Kommentar für ihn (s. Novalis' Briefwechsel mit Fr. und A. W. Schlegel, S. 44 und 48). Ja die Personen des Gedichtes scheinen selbst ein dunkles Bewußtsein ihrer typischen Art zu haben, so wenn die Mutter ausruft: So sind die Männer! oder der Vater: Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber! oder wenn er klagt:

Muß ich doch heut erfahren, was jedem Vater gedroht ist —

Hermann, von seiner Liebe sprechend, äußert:

Ja es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft —

und auch Dorothea stellt ihren Schritt, als Magd dienen zu wollen, als allgemein weibliche Bestimmung hin, denn, sagt sie, das Leben des Weibes ist ein ewiges Gehen und Kommen oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.

Die neunziger Jahre waren, wie schon oben bemerkt, die epische Zeit in Goethe's Leben und Dichtung, die denn auch in eignen, selbständigen Werken ihren Ausdruck fand. Ueberschaut man aber seine ganze, dichterische Laufbahn, so finden sich überall unter der großen Mannigfaltigkeit der Stoffe und Richtungen einzelne Gestalten und Umrisse, in denen dieselbe Betrachtungsweise, der Mensch als in der Allgemeinheit der Gattung begriffen, sein Leben als Naturform erscheint. Wir sammeln im Folgenden solche Züge, zur Ergänzung dessen, was schon oben angeführt worden, und halten uns dabei am Faden der sich ablösenden menschlichen Altersstufen — wie der Dichter

selbst in der bekannten Grabschrift: „Als Knabe verschlossen und trutzig“ u. s. w.*)

Das unendliche Glück der Mutter, die den Knaben an der Brust hält, den unendlichen Schmerz, ihn zu verlieren, malt in ergreifenden Tönen Antiope, Elpenors Mutter. Sie drückte ihn an sich —

Wo schien der Knabe sicherer, als da,
Wo ihn die Götter selber hingelegt?

Und als die Räuber ihn ihr zu entreißen kamen, da umschlang sie ihn

Mit unauflösbaren Banden mütterlicher Arme

und ließ ihn nur zugleich mit dem Bewußtsein von ihrem Busen. — Den Vater der Götter und Menschen ruft Proserpina an:

Ruhst du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobst,
In deinen Händen mich scherzend
Gegen den endlosen Himmel schwenktest,
Daß ich kindisch droben zu verschweben bebte?

---

*) Eine andere Grabschrift schickte er der Gräfin Auguste von Stolberg im März des Jahres 1778, also da er noch nicht neunundzwanzig Jahre alt war:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab ich und geliebt
Und liege nieder unbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Es sind Worte, die er sich selbst nachrief, wenn er jetzt etwa abberufen würde. Im Januar desselben Jahres hatte sich das Fräulein von Laßberg aus unglücklicher Liebe in's Wasser gestürzt, was Goethe tief ergriff und ihm das Bild des Todes nahe brachte; damals entstand das Lied: „Füllest wieder Busch und Thal“ (in seiner ersten Gestalt) und auch: „Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll.“

Gretchen hat, wie Faust in ihrem Zimmer phantasirt, als Kleine mit vollen Kinderwangen und

> — dankbar für den heil'gen Christ
> Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt;

da Dorothea fort will und von den Ihrigen Abschied genommen hat, da fallen die Kinder schreiend und weinend

> Ihr in die Kleider und wollen die zweite Mutter nicht lassen —

und die Weiber müssen ihnen Zuckerbrot versprechen, das Dorothea aus der Stadt bringen wird, und sie so beruhigen; — Stella, im zweiten Akt, fühlt sich wie ein großes Kind: „eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken und rufen Pip, daß man sie suchen soll"; — wenn die Mutter in der Küche das Feuer schürt, dann kommt der Knabe gesprungen und wirft auch sein Reis hinzu (Proömium zu „Hermann und Dorothea"):

> Schüre die Gattin das Feuer auf reinlichem Herde zu kochen,
> Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig dazu;

Felix im „Wilhelm Meister", der sonst so liebliche Knabe, zeigt doch auch die Unarten seines Alters, er gesteht nicht, was er gethan, aus Furcht vor Strafe, er trinkt lieber aus der Flasche als dem Glase, und dies gerade rettet ihn für diesmal; in greifbarer Deutlichkeit aber tritt uns das Söhnchen Karl in ausgeführten Scenen des „Götz von Berlichingen" entgegen — einer Episode, die von überklugen Kritikern verworfen und sogar auf die Basedow'sche philanthropische Pädagogik damaliger Zeit zurückgeführt worden ist, ohne die aber dennoch die Tragik des Dramas nicht vollendet wäre; denn wie Götz an der Freiheit, wie er sie versteht, und an dem Staate, in dem die Bösen Gewalt haben, verzweifelnd stirbt, so wird auch sein eigenes Heldengeschlecht sich nicht fortsetzen: sein Sohn wird kein Ritter werden, er ist friedlicher, ängstlicher Art, Mönche

unterrichten ihn im Kloster, er wird ein Jurist und Schreiber werden, Schreiben aber ist geschäftiger Müßiggang.

Der Knabe wächst heran und muß erzogen, geleitet werden, muß in Gymnastik des Leibes und der Seele sich üben, muß lernen, der Warnung, dem Rathe des erfahrenen Mannes zu folgen. Elpenor:

> Der Frauen Liebe nährt das Kind,
> Den Knaben ziehn am besten Männer.

Goethe war selbst ein Kinderfreund, ein Erzieher, er bildete sein eigenes Selbst an der kindlichen Natur, und wie der Dichter wird auch Wilhelm durch das Geschenk seines Felix aus der nichtigen Schattenwelt idealer Betrachtungen zu lebendiger Existenz, zum Naturgrunde zurückgeführt, und Lothario sagt (7, 7): „Was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben."*) Der Geliebten schreibt der Dichter am 22. September 1781: „Christus hat Recht, uns auf die Kinder zu weisen: von ihnen kann man leben lernen und selig werden", und so nahm er den jüngsten Sohn derselben, Fritz von Stein, zu sich, erzog und belehrte ihn in Spiel und Ernst, auf Reisen, mitten unter seinen Arbeiten, und entließ ihn endlich in die Fremde, auch dann noch in Briefen und Rathschlägen um ihn besorgt, und so zeichnete er im Elpenor den aus dem Knaben werdenden Jüngling mit sicherer und dennoch künstlerisch milder, ausgleichender Hand. Elpenor steht eben auf dem Punkte, wo das Kraftgefühl sich regt, das bisherige Kind den Armen der

*) Gleich schön, aber in einem etwas andern Sinne schrieb Knebel der Frau von Stein: „In unserm Alter (er war 78 Jahre alt, sie um zwei Jahre älter) sollte man immer Kinder, und wo möglich seine eignen, um sich haben. Man überliefert ihnen auf diese Weise gleichsam sein eignes Leben. So hat es die Natur geordnet, die uns in unsern Kindern unsre Fortdauer sichtbar macht."

Pflegerin und Mutter, der weiblichen Obhut sich entwindet. Er begehrt nach der Waffe, dem Roß, er betritt voll Erwartung und Selbstgefühl den Weg des Lebens, noch sind seine Wünsche kindisch, mancher gute Spruch soll ihn wie ein sittlicher Talisman geleiten und behüten, z. B.

> Die Götter geben dir Gelegenheit
> Und hohen Sinn, das Rühmliche
> Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden —

oder:

> Beleid'ge nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth,
> Der Jugend Fehler wohl begünstigt es,
> Doch mit den Jahren fordert's mehr —

oder:

> Der beste Rath ist, folge gutem Rath
> Und laß das Alter dir ehrwürdig sein.

Da die Tragödie nicht vollendet ist, so wissen wir nicht, welches Geschick ihm bevorstand; vielleicht war es so traurig, wie das des Elpenor bei Homer, der in demselben Alter stand, in dessen Namen schon die Hoffnung, die sich erfüllen und nicht erfüllen kann, d. h. nach antiker Weise die Besorgniß ausgedrückt ist, und der dem Dichter vielleicht vorschwebte:

> Ἐλπήνωρ δέ τις ἔσκε νεώτατος, οὐδέ τι λίην
> ἄλκιμος ἐν πολέμῳ, οὔτε φρεσὶν ᾗσιν ἀρηρώς.

(Aber es war ein Elpenor, noch jugendlich, noch nicht bei Kräften, Stand zu halten im Kampf, noch nicht selbständig im Geiste.)

Ein ähnliches Bild des aufstrebenden Jünglings gewährt der Reiterjunge Georg im „Götz von Berlichingen": er legt heimlich die Rüstung des Erwachsenen an, nach der er Sehnsucht trägt, wie der Knabe Elpenor nach dem Bogen und Köcher, die an dem hohen Pfeiler hingen; er steht neben Götz wie im griechischen Alterthum der ungeduldige jüngere Held neben dem erprobten; er muß zurückgehalten werden, er blickt voll Verehrung zu seinem ritterlichen Herrn empor, dessen Freude an

dem Knappen mit jedem Tage steigt; aber ehe noch seine ganze Kraft entwickelt ist, fällt er in einem blutigen Gemetzel, in das ihn ein unseliger Zufall geführt, und es ist gut so, denn was hätte ihm die Welt, wie sie geworden war, bieten können, ihm, dessen Schutzpatron der Ritter Georg, der Drachentödter, war?

Knaben und Mädchen halten noch zusammen, und die letztern müssen oft von der Wildheit der erstern leiden; dann aber trennen sich die Geschlechter:

> es bleiben die wachsenden Mädchen
> Endlich billig zu Haus und fliehen die wilderen Spiele.

Bald aber kommt der Moment, wo das eben erblühende Mädchen mitten unter ihren kindischen Gedanken von einer träumerischen Sehnsucht, der sie keinen Namen zu geben weiß, beschlichen wird (bei Schöll, Briefe und Aufsätze, am Ende);

> das Mädchen pflückt
> Die Veilchen aus dem jungen Gras und bückend sieht
> Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
> Entfalteter und reizender ihn heute,
> Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
> Und fühlt und hofft.

Zu Pandora, dem von der Hand der Natur unmittelbar gebildeten, unberührten Mädchen, hat Prometheus gesprochen:

> Du fühlst an deinem Herzen
> Daß noch der Freuden viele sind,
> Der Schmerzen viele,
> Die du nicht kennst —

und sie erwidert:

> Wohl, wohl! Dies Herze sehnt sich oft
> Ach nirgend hin und überall doch hin!

Aehnlich in „Hans Sachsens poetischer Sendung“:

> — sitzt unter einem Apfelbaum
> Und spürt die Welt rings um sich kaum,

Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blätter drein;
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf —

und da sie den Geliebten gefunden:

Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück;
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen u. s. w.

so schildert auch Proserpina die frohe Mädchenlust:

Gespielinnen,
Als jene blumenreichen Thäler
Für uns gesammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupte unser Herz sie widmete —
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Lust zu leben früh
Im Thau die Rosenfüße badeten.

Auch Mignon war wild und ungestüm gewesen und trug Knabenkleider, dann wird sie allmählich weicher, weiblicher; sie

sieht, wie ihr Vater und Meister von Andern, Glücklicheren geliebt wird, muß ihm und allem Glück entsagen und scheidet bald wie ein verklärter Engel. Ueber sie und ihren Tod schreibt Schiller (an Goethe, Nr. 179): „Dieses Wesen in seiner isolirten Gestalt, seiner geheimnißvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentirt die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmuth und zu einer wahr menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte."

Wie die Jungfrau zur Mutter, zur Herrin des Hauses, so wird der weitgreifende, von abstrakten Vorstellungen getriebene, erfahrungslose Jüngling zum reiferen Manne, der sich selbst die Schranke setzt und innerhalb ihrer thätig schafft und nützlich wirkt, bis ihn das steigende Greisenalter entkräftet und endlich niederwirft. So spricht Orest von jener ersten Zeit:

Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten und dereinst,
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis an unsere Füße spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag —
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künftge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht —

aber Pylades, der heiter-verständige, dessen Blick mehr der Wirklichkeit des Lebens zugewandt und dessen Vorbild Odysseus ist, erwidert seinem Freunde:

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,

Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend,
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft,
Und, was wir thun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müh und eitel Stückwerk!

Es ist tragisch, daß Achilleus, der stählerne Jüngling, sich nicht vollenden konnte, daß ihn der greise Nestor, dessen Geist rückwärts gewandt war, überleben mußte! Und doch wäre ein Mann so nöthig auf Erden, wie Pallas Athene in der „Achilleïs" klagt,

Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.

Auch das Alter hat noch seine schöne, milde Seite, wie der Abend, wenn nach heißem Tage die Sonne sich dem Untergange zuneigt (Elpenor):

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.

Und der Letztere kommt dem Ersteren zu Hilfe, durch Rath und Maß und Weisheit. Zwar laufen die Jahre im Alter rascher als beim Eintritt in's Leben, wo jeder Tag eine neue Entwickelung bringt (Elpenor):

wie eine Flamme, die
Nun erst den Holzstoß recht ergriffen,

Verzehrt die Zeit das Alter schneller, als
Die Jugend,

aber wirken, schaffen kann auch der Greis, indem er jüngere Kräfte in seinen Dienst nimmt und sie mit weiterblickender Einsicht leitet. Was dem großen Peliden vom Schicksal versagt war, Städte zu gründen, Dämme gegen die Flut zu bauen, die Wasser zu- und abzulenken, die Sümpfe am Fuße des Gebirges in ein grünes, fruchtbares Gefilde zu verwandeln und so „die Erde mit sich selbst zu versöhnen," den Arbeitern zu gebieten und Raum zu schaffen für ein neues Volk auf neuem Boden, das erreichte der hochbetagte Faust, der schuldbeladene, in strebender Thätigkeit stets entsühnte Mann, bis er endlich erblindet zurücksank, dorthin, woher er gekommen, im Vorgefühl der Nachwirkung seines Schaffens noch im letzten Augenblicke befriedigt und glücklich.

So reihen sich in unserm Leben die Jahre unaufhaltsam an einander (Schweizeralpe, 1797):

Jugend ach ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband —,

aber der Blick aufwärts und abwärts stimmt uns andächtig, wie vor der Gegenwart des Ewigen, erfüllt uns mitten in der Vergänglichkeit mit dem Gefühle nie versiegenden Lebens (der Pfarrer in „Hermann und Dorothea"):

Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende —

eine Lehre, die auch das Festspiel „Paläophron und Neoterpe" in heiter liebenswürdigen Bildern verkündigt, und wenn wir verblendet wider einander streben, hält uns doch das gleiche Naturgesetz zusammen, zu Milde und Versöhnung mahnend, wie das schöne Xenion sagt (das Schiller in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat):

Siehe wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke, wie mir.

Und hier stehe zum Schlusse noch die alles zusammenfassende und in milder Religiosität beschließende Maxime (sechste Abtheilung): „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel, als von dem seinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenschaften bestürmt, muß auf sich merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird."

Diese Grundzüge des Lebens, haben wir gesagt, sind bei dem ältesten, wie bei dem jüngsten Dichter dieselben, denn dieselbe Nothwendigkeit hat sie hervorgebracht. Und dennoch — durchlaufen wir die Geschichte, so finden wir sie in langsamem Wechsel begriffen: gleich der Präcession der Nachtgleichen oder der säkularen Hebung und Senkung ganzer Kontinente zeigen sich einzelne Theile versunken, andere emporgestiegen. Zwar Nausikaa in der Odyssee ist in Wesen und Benehmen ein Abbild der goethischen Mädchen und aller Mädchen, und uns entzückt diese ewig gegenwärtige Wahrheit: wie der weibliche Körper im Gegensatz zum männlichen sich nicht verändern kann, so wenig kann das Weib seine Bestimmung, der Erhaltung der

Gattung zu dienen, sich zu schmücken und den Mann anzulocken, das Kind zu nähren, alle Tugenden der Pflege und Sitte zu üben, jemals ablegen. Dennoch sehen wir das Weib von der ältesten Kultur des Morgenlandes bis auf unsre Tage oder von Asien bis Amerika in andrer Stellung, auf verschiedener Höhe gleichsam: bei rohen Völkern ist es das Arbeitsthier, im Orient diente es der sinnlichen Lust; wie anders war die dorische Jungfrau, die attische Hetäre, wie anders wieder die römische Matrone, dann im Mittelalter das Weib als Himmelskönigin oder als Burgfräulein und Gegenstand phantastischer Galanterie! Und auch die Attribute der Frau, die Technik ihrer Arbeiten — wie haben sie sich im Laufe der Jahrhunderte umgestaltet!

So war es ein bedeutungsvoller Fortschritt — um aus vielen Beispielen nur dies eine hervorzuheben —, als in der Urzeit die Spindel erfunden worden war, die Begleiterin des Weibes, die ihm half, den Faden zu drehen und aufzuwinden — ein anmuthiges Werkzeug, eine leichte Arbeit, die die Gedanken frei ließ und den schönen Leib in der natürlichen Grazie seiner Bewegungen nicht hinderte. So gehört bei Homer die ἠλακάτη zu den ἔργα γυναικός, z. B. der Penelope; die Göttinnen, wie Artemis und Leto, tragen bei den Dichtern die goldene Spindel (χρυσηλάκατος); und auch die Königin Helena, die Gattin des Menelaos in Lakedämon, tritt in's Gemach, und eine der Mägde trägt ihr den silbernen Korb nach und die mit veilchenfarbener Wolle umwundene goldene Spindel; unter Theokrits Idyllen ist eines an die elfenbeinerne ἠλακάτη gerichtet: sie ist häuslichen Frauen lieb, die Kunstreiches damit schaffen und nicht gern müßig sind, und der Dichter will sie der Theogenis, der Gattin seines Freundes, schenken. Schön und charakteristisch ist auch die Scene, die Herodot (5, 12) schildert: das päonische Mädchen, schlank und wohlgebildet, geht mit der Spindel in der Hand und dem

Wassergefäß auf dem Haupte und ein Roß am Zügel führend zum Flusse hinab; sie füllt ihren Krug und tränkt das Roß und wandelt so zurück, immer neben den andern Geschäften ihre Spindel drehend, und König Darius schaut ihr verwundert nach und gebietet, sie vor sein Angesicht zu führen. So sieht man auch jetzt noch in den Ländern am Mittelmeer die Frauen aus dem Volke nicht leicht ohne die Spindel in der Hand; sie fehlt fast bei keiner Arbeit, sowohl im Hause als auf dem Felde und bei der Hut der Thiere, und das schalkhafte Mädchen, hoch auf der Mauer der Gartenterrasse sitzend, senkt ihre Spindel bis auf den Weg hinab, zu dem vorübergehenden Wanderer; er greift danach — schnell aber hat sie ihren Pfeil zurück in die Höhe gezogen, er faßt in die leere Luft, und sie lacht ihn spottend aus. Aber in dem größten Theile des gebildeten Europas ist die Spindel jetzt völlig unbekannt, die meisten Frauen haben sie kaum je mit Augen gesehen: sie ist durch die Mechanik des Spinnrades verdrängt, einer Maschine, die nicht mitgetragen werden kann, die den Menschen fesselt, ihn an sich und in die Stube bannt und das freie Spiel der Glieder hemmt. Doch hat auch das Spinnrad noch seine poetische Seite; sein Schnurren erlaubt noch das Nachdenken, den Gesang, die Unterhaltung; spinnend singt Gretchen ihr Lied von der Zerrüttung durch Liebe:

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer —

und zu der „Spinnerin“ tritt der junge Mann, und der Faden reißt und

Was sie in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt, wie konnt' es anders sein,
Endlich an die Sonnen.

Wie bei Vergil in dem krystallenen Gemach tief unten im Grunde der Wasser um die Clymene die andern Nymphen

sitzen, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und sie ihnen erzählt von den süßen Liebeshändeln der Götter, z. B. wie Mars den Eheherrn Vulkan hintergangen, und alle gespannt horchen, indeß in ihren Händen die Spindeln sich drehen und die weiche Wolle sich abwindet (Georgica 4, 348):

> carmine quo captae dum fusis mollia pensa
> devolvunt —,

ganz so versammelt in der „Spinnstube", wie sie uns Justus Möser in einer seiner „Patriotischen Phantasien" beschreibt, die Hausfrau die Mägde um sich, die Räder drehen sich, und ebenso munter gehen die Geschichten, die Scherze von Mund zu Mund. Auch dies ist jetzt vergangen: welches Mädchen sitzt noch am Spinnrocken? Eine noch abstraktere Mechanik, die Fabrik, durch Dampf getrieben, hat das Geschäft übernommen. So ist mit dem Weibe und seiner Spindel bei Homer kein Zusammenhang mehr. Auch die Guitarre mit der seidenen Schleife hängt dem Mädchen nicht mehr anmuthig im Arm und begleitet sie in den Garten, in den Wald; sie sitzt am Klaviere, einem häßlichen, unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken.

Oft ändert sich nur der Name, und der reale Inhalt besteht fort. Aristoteles rechnete den Sklaven als wesentliches Glied mit zu menschlicher Niederlassung und Haushaltung; der Gegensatz von Freien und Sklaven erschien ihm so nothwendig, wie der von Kultur und Barbarei oder von Hellenen und Asiaten (in den ersten Kapiteln seiner Politik). Und in unsern Häusern ist die Scheide zwischen Herrschaft und Dienerschaft immer unmerklicher geworden, und der Dienst stellt sich fast nur als eine durch Vertrag festgesetzte Hilfsleistung dar. Dennoch wirkt auch heute der Unterschied der Rasse noch ungeschwächt fort, und so kann das, was der griechische Denker aus dem natürlichen Bestande, den er vorfand, als Gebot ab-

leitete, nicht ungiltig geworden sein: wenn der Amerikaner zwei Schwarze miethet, die Arbeit des Hauses zu verrichten, so achtet er sie nicht als Genossen, und jene haben das Gefühl, daß sie einer tieferstehenden Rasse angehören, sich nicht selbst bestimmen, sich nicht selbst helfen können, und erwarten den Willen und die Einsicht von dem geistig und sittlich höher organisirten Herrn. So will es die Ordnung der Natur, und auf diese, als den Grund und Boden aller Politik, richtete Aristoteles seinen Blick. Wenn Solon, der vielerfahrene, darum düstere Gesetzgeber und Menschenkenner, in einer uns bei Stobäus erhaltenen wunderbaren Elegie die primären Berufszweige aufzählt, in denen die menschliche Gesellschaft ihre Momente auseinanderlegt, so erkennen wir nach drittehalb Jahrtausenden leicht die Umrisse unsers heutigen vielgestaltigen Lebens, aber auch, wie manches seitdem anders geordnet, leise verschoben ist. Das Geschäft der Menschen, sagt er, ist verschieden, der eine greift nach diesem, der andre nach jenem: der eine wird Schiffer, durchstreift das Meer, des Gewinnes begierig, und achtet nicht der Stürme, die sein Leben bedrohen (43):

σπεύδει δ᾽ ἄλλοθεν ἄλλος· ὁ μὲν κατὰ πόντον ἀλᾶται
ἐν νηυσὶν χρῄζων οἴκαδε κέρδος ἄγειν
ἰχθυόεντ᾽, ἀνέμοισι φορεύμενος ἀργαλέοισιν,
φειδωλήν ψυχῆς οὐδεμίαν θέμενος —

der andere verdingt sich als Ackersmann auf ein Jahr und durchschneidet mit gekrümmtem Pfluge die baumreiche Erde:

ἄλλος γῆν τέμνων πολυδένδρεον εἰς ἐνιαυτὸν
λατρεύει· τοῖσιν καμπύλ᾽ ἄροτρα μέλει —

ein dritter nährt sich vom Werke seiner Hände, als Weber oder Schmied, im Dienste der Athene oder des kunstreichen Hephästos:

ἄλλος Ἀθηναίης τε καὶ Ἡφαίστου πολυτέχνεω
ἔργα δαεὶς χειροῖν συλλέγεται βίοτον —

einen vierten erwählt sich Apollo zu seinem Seher, und er schaut das kommende Geschick; er schaut es, doch kein vorbedeutendes Zeichen, keine Opfergabe kann es wenden:

ἄλλον μάντιν ἔθηκεν ἄναξ ἑκάεργος Ἀπόλλων,
ἔγνω δ' ἀνδρὶ κακὸν τηλόθεν ἐρχόμενον,
ᾧ συνομαρτήσωσι θεοί· τὰ δὲ μόρσιμα πάρτως
οὔτε τις οἰωνὸς ῥύσεται οὔθ' ἱερά —

noch andre werden Aerzte und mühen sich im Gefolge des kräuterreichen Päon; doch auch sie verfehlen des Zweckes: oft wird aus kleinem Schmerz ein großes Uebel, nicht immer hilft das lindernde Mittel; oft wiederum geschieht es, daß der schwer Leidende, mit zugreifender Hand angefaßt, plötzlich genesen dasteht: denn die Moira theilt uns allen das Wohl und das Wehe zu, und den Schickungen der Götter entzieht sich Niemand:

ἄλλοι Παιῶνος πολυφαρμάκου ἔργον ἔχοντες,
ἰητροί· καὶ τοῖς οὐδὲν ἔπεστι τέκος·
πολλάκι δ' ἐξ ὀλίγης ὀδύνης μέγα γίνεται ἄλγος,
κοὐκ ἄν τις λύσαιτ' ἤπια φάρμακα δούς,
τὸν δὲ κακαῖς νούσοισι κυκούμενον ἀργαλέαις τε
ἁψάμενος χειροῖν αἶψα τίθησ' ὑγιῆ·
Μοῖρα δέ τοι θνητοῖσι κακὸν φέρει ἠδὲ καὶ ἐσθλόν,
δῶρα δ' ἄφυκτα θεῶν γίνεται ἀθανάτων.

So schildert Solon das Leben, und wenn wir unser eignes dagegen halten, so erkennen wir leicht die Identität der Grundlage: so treibt es noch jetzt der Schiffer, der Bauer, der Handwerker; der Arzt verzweifelt noch jetzt an seiner Kunst; der Geistliche ist kein Opferschauer mehr, aber er predigt doch auch Ergebung und deutet die Zeichen des Himmels; wir würden von dem Unsrigen vielleicht den Lehrer, den Richter, den Krieger

hinzufügen, die aber damals noch nicht als besondere Art des Erwerbes oder der Nahrung hervorgetreten waren. So ist in Hesiods „Werken und Tagen" zwar unser heutiges Landleben und unsere ländliche Wirthschaft in kindlicher Urgestalt vorgebildet, aber bei manchem Zuge stutzen wir doch und mögen ihm keine Geltung mehr zugestehen. Wenn der Dichter sagt, um das dreißigste Lebensjahr sei für den Mann die beste Zeit zum Heirathen, für das Mädchen im fünften Jahr nach der Mannbarkeit; wenn Platon an zwei Stellen dieselbe Zeit ansetzt (Vom Staate 5 und Von den Gesetzen 6) und Aristoteles den Mann gar bis zum siebenunddreißigsten Jahre warten lassen will (Politik 7, 14), so mag in dem Jahrhundert, welchem beide Philosophen ihre Erfahrungen entnahmen, die Auflösung der Sitten solchen Verzug räthlich gemacht haben; aber zu der Zeit, aus der die Hesiodischen Gedichte stammen, waren frühere Eheverbindungen gewiß die Regel, und wir erkennen hier, daß mitten in der Herrschaft substantieller Einfalt und Nothwendigkeit doch schon die Spuren der Klugheit auftauchen, die sich mit der Natur in Widerstreit setzt. Indeß, auch bei den Germanen galt lange bewahrte Enthaltsamkeit für das höchste Lob, ja als gebotene Sitte (Cäsar 6, 21): qui diutissime impuberes permanserunt, maximam inter suos ferunt laudem. Intra annum vicesimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus. (Tacitus, Germania 20): sera juvenum venus — nec virgines festinantur. Die in sich gehaltene und gesammelte Art des Nordens, die dem Ausbruch der Sinnlichkeit mißtraut, vielleicht auch die kriegerische Stimmung der damaligen germanischen Stämme, mag unter ihnen dieser Einrichtung Bestand und Werth gegeben haben. Aber als Luther dem asketischen Mönchthum des Mittelalters und der Herrschaft eines ehelosen Priesterthums über den unheiligen Laienstand entgegentrat, sah er sich gedrängt, im Punkte der Eheschließung dem Gebote der Natur

in vollem Maße, ja fast im Uebermaße gerecht zu werden (Vom ehelichen Leben): „Ein Knab aufs längest, wenn er zwanzig, ein Mägdlein, wenns funfzehn oder achtzehn Jahr ist, so sind sie noch gesund und geschickt, und lasse Gott sorgen, wie sie mit ihren Kindern ernähret werden.“*)

Auch bei Goethe ist frühe Ehe die natürliche, unreflektirte Form. Hermanns Mutter war, wie sie selbst sagt, als vor zwanzig Jahren das große Feuer ausbrach, fast noch ein Kind, und auf den Trümmern geschah ihre Verlobung; Hermann selbst kann, da der Bund der Eltern erst vor zwanzig Jahren geschlossen war, nicht älter als neunzehn Jahre sein, und doch hat er sich in seiner Kammer einsam gefühlt und entbehrte des Weibes, und in einem Nachmittage hat er die Braut gewählt und heimgeführt, und die Hochzeit wird, da ihr nichts entgegensteht, bald gefeiert werden. Dasselbe ergiebt sich aus dem schönen Gedicht „Die glücklichen Gatten“, einem ländlichen Familiengemälde. Es entstand einige Jahre nach „Hermann und Dorothea“, mit dem es, obwohl in gereimten Strophen verfaßt, Stimmung und Sphäre theilt. Der Gatte, die soeben von einem Frühlingsregen erfrischte Gegend überschauend, spricht zu seinem Weibe: „Hier war es, wo wir uns fanden, wo wir den Ehebund eingingen, das erste Glück genossen; wir glaubten uns zu zwei, da waren wir bald drei und nachher sechs, und die Kinder wuchsen und sind uns jetzt fast alle über den Kopf; dort am Wäldchen wohnt unser Sohn mit seiner Liebsten, dort in der Mühle im Felsengrunde, die schöne Müllerin ist unsere Tochter; da kommt nach geschlossenem Frieden an der Spitze der Heeressäule unser zweiter Sohn gezogen, ihn schmückt das Ehrenzeichen, ihn erwartet die Braut, am Friedensfeste ist die

*) Gleich am Anfang der genannten, aus dem Jahre 1522 stammenden Schrift stehen die naiven Worte: „Wiewohl mir grauet und nicht gern vom ehelichen Leben predige.“

Hochzeit, da giebst du auch den drei jüngsten Kindern Kränze zu tragen, da erneut sich die Zeit, wo wir ein junges Paar gewesen, und schon ahnt mir's, das nächste Jahr schenkt uns nicht bloß einen Enkel, sondern auch einen Sohn und beide werden an demselben Tage getauft." So spricht der wohlhabende Pächter, oder was er sonst ist, zu seinem Weibe, sie schalkhaft anblickend, in behaglicher Lebensfreude, mit Jugendmuth, und erwartet noch weitern Kindersegen, und so wird er damals, wo er mit seiner Braut am Altare vor dem Pfarrer stand, gewiß nicht älter gewesen sein als Hermann, und sie nicht älter als Hermann's Mutter am Tage des großen Brandes. Diesem Bilde eines dauernden Glückes steht in den „Wahlverwandtschaften" das tragische Unheil gegenüber, das auch im Schoße der Ehe schlummern und ausbrechen kann — eine Betrachtung, welche aber für uns hier außer dem Zusammenhang liegt. Nur daran mag erinnert werden, daß Eduard in dem Romane schon vorher mit einer ältern Frau vermählt war und ebenso Charlotte mit einem Manne, den sie bloß geachtet hatte; daß beide in reifern Jahren ihre Verbindung schlossen, mehr aus Eigensinn gegen die Welt und im Andenken vergangener Tage, als aus innerm Triebe; daß Charlotte schon eine fast erwachsene Tochter, eine schöne Nichte besaß u. s. w. So scheint auch hier die frühe Ehe als organisch, die Ehe als Jugendglück, das sich im Laufe der Jahre läutert und beruhigt, aber den Reichthum seines Inhalts nicht verliert, eine wenigstens negative Bestätigung zu erhalten.

Das Menschenleben als gesetzmäßig und unveränderlich, als durch natürliche Kräfte bewirkt zu betrachten, mußte dem Dichter nahe liegen, der auch Naturforscher war und die Natur selbst und ihr unbewußtes Schaffen zu ergründen, ihrer durch geistige Theilnahme würdig zu werden sein Leben lang sich bestrebte. Auch in der Natur sah er mehr das Allgemeine, das Ganze, die Gattung und leitete mit genialer Anschauung

die Art, die besondere Gestalt aus jenem umfassenden Lebensgrunde ab. „Hatte ich doch," sagt er selbst, „erst unbewußt und aus innerm Trieb, auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen!" Wie wir aber nach den Erdepochen, in den Schichten des Bodens, in Höhlen und Bergen die thierischen und pflanzlichen Musterformen in langsamen Uebergängen und Zusammenhängen sich verwandeln sehen, so bildet sich auch die menschliche Gesellschaft geschichtlich zu immer neuer Verschiedenheit aus, ohne daß, hier wie dort, eine unverbrüchliche Schranke, die Alles umschließt, je überschritten werden könnte. Und so bleibt sie für den, der das Erste und Allgemeine, die göttliche Idee schaut, immer ähnlich, gleichartig, ja dieselbe.

Auf einem andern Wege gelangen wir zu der nämlichen Aussicht und offenbart sich uns die gleiche Sinnesart des Dichters. Er findet in dem menschlichen Körper das höchste, nie genug anzustaunende Werk der Natur und läßt seine Ottilie schreiben: „Das Menschengebilde trägt am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich". Und im Winckelmann: „Das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch". Nun kann zwar die Natur nur Individuen schaffen, aber was ihr im Einzelnen nie gelingt, übernimmt statt ihrer die ideale Kunst der Skulptur. Die Skulptur, die ärmste und reichste, die sinnlichste, im Raum wohnende, und doch reinste und kühlste Kunst, zeigt uns den Menschen, wie ihn die Natur oder die Gottheit sich gedacht. Aus Rom, den 6. Sept. 1787, über die griechischen Götterbilder: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott". Alles nun, worin der wirkliche Mensch im Mißbrauch seiner Freiheit dieses Urbild verleugnet, regt den heftigen Widerstand des Dichters auf. Der Tabak ist ihm zuwider, wie Gift und Schlange, noch mehr

jede unreine Krankheit; wenn Mörder und Diebe vorgeführt werden, dann möchte er davon bleiben, „denn", schreibt er an Frau von Stein, 9. Sept. 1780, „ich fliehe das Unreine"; er hilft dem Armen gern, geht aber an Gebrechlichen mit abgewendetem Gesicht vorüber (der deutsche Gilblas); er beneidet Niemand, außer den Jüngling, der eine schöne Reihe Zähne besitzt (Zahme Xenien 4); Bemalung und Punktirung des Körpers scheint ihm eine Rückkehr zur Thierheit (Maximen 2); jede Carrikatur stößt ihn ab, folglich auch die Fratze des Menschen, der Affe, er nennt ihn ein „abscheuliches Geschöpf" (Wahlverwandtschaften 2, 4); die indischen und egyptischen Götzen, die vielköpfigen und hundsköpfigen Idole empören ihn, er will die Bestien im Göttersaal nicht dulden (Zahme Xenien 2); er hat einen Abscheu gegen die mumienhaften Gesichter der byzantinischen Kunst, wo Christus und die Mutter Gottes wie Mohren erscheinen (Kunstschätze am Rhein); trägt Jemand eine Brille, die dem Antlitz, dem Blick des Auges seine natürliche Gestalt und Richtung nimmt, so verschließt er ihm sein Herz: „Es käme Niemand," schreibt Ottilie, „mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten" — und in seinem eigenen Namen sagt er:

Kommt Jener nun mit Gläsern dort,
So bin ich stille, stille,
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit Einem durch die Brille (Epigrammatisch).*)

Und so will er sich auch die unmittelbare Anschauung der Naturdinge, die Natur selbst, wie sie sich im Menschengeist spiegelt, durch Instrumente, durch Mathematik nicht rauben lassen. „Mikroskope," sagt er, „und Fernröhre verwirren eigentlich

*) S. auch die schönen Erklärungen Goethe's bei Eckermann, Gespräche mit Goethe, 5. April 1830, und schon früher in den Wanderjahren 1, 10.

den reinen Menschensinn" (Maximen 1) und die Mathematik rechnet er zu der Art Künste, wie die Beredsamkeit; welcher letzteren nähmlich der Gehalt ebenfalls gleichgültig ist und nichts Werth hat, als die Form. Die Mathematiker sind ihm eine Art Franzosen, sie müssen, wie diese, Alles erst in ihre Sprache umsetzen, d. h. es zu einem Andern machen, wenn sie es begreifen sollen (Naturphilosophie 3 und 5.)*) „Es wird mir immer deutlicher," schreibt er an Zelter, „was ich schon lange im Stillen weiß, daß diejenige Kultur, welche die Mathematik dem Geiste giebt, äußerst einseitig und beschränkt ist. Ja Voltaire erkühnt sich, irgendwo zu sagen: j'ai toujours remarqué que la géometrie laisse l'esprit où elle le trouve. Auch hat schon Franklin eine besondere Aversion gegen die Mathematiker, in Absicht auf geselligen Umgang, klar und deutlich ausgedrückt, wo er ihren Kleinigkeits- und Widerspruchsgeist unerträglich findet." Er selbst aber glaubt an die ursprüngliche Einheit des Wesens und der Erscheinung; wie die Natur ist, so stellt sie sich der ungetrübten Anschauung dar; der letztern mag die Meßkunst folgen und bleibt doch stets ein Anderes (Katzenpastete); „noch hatte mich, bekennt er, die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt" (Wahrheit und Dichtung, Buch 18); in der Natur ist nichts Schale oder Kern, sondern immer beides zugleich; er lehnt Alles ab, was das ruhige Dasein, mit dem sie ihm gegenüber steht, durch Menschenwitz und Menschenlist stört und verzerrt, und wie er nicht müde wird, die Zerlegung des Lichtstrahls in das Farbenspektrum zu bekämpfen, so überzeugt ihn auch die Lehre von der Entstehung

*) Als er im Jahre 1786 sich in der Algebra unterrichten ließ und die vier Spezies glücklich hinter sich hatte, fügt er doch hinzu: „So viel merke ich, es wird historische Kenntniß bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können" (an Frau von Stein, 25. Mai 1786, aus Jena).

der Tonscala durch Theilung der schwingenden Seite keineswegs (in einem höchst merkwürdigen Briefe an Zelter, Karlsbad 22. Juni 1808). Daß nun diese ganze Auffassung jener andern analog ist, mittelst welcher er auch im Menschenleben nicht das Kranke, das Verwickelte und Seltsame, das Entstellte und Abweichende, sondern die einfache Naturform, die stillen Thaten und Werke der ewigen Weberin und Meisterin im Spiegel der Dichtung auffing und wiedergab, — dies bedarf für den, der den Umfang und das Ganze dieses Dichtergenius im Auge behält, keiner weitern Ausführung.

Es kann belehrend sein, mit den obigen Darstellungen Goethe's die ähnlichen Schiller's zu vergleichen, die ebenfalls dem letzten Decennium des Jahrhunderts angehören, die „Elegie", das „Eleusische Fest", das „Lied von der Glocke". Dort, bei Goethe, ein jedes in lebendiger Gegenwart, von der Phantasie eingegeben, poetisch vergeistigt, bedeutsam und auf eine unendliche Ferne weisend und doch an seinem Punkte bestimmt und beseelt, hier denkende Betrachtung des Gegensatzes von Natur und Kultur, Konstruktion der Folge und des Zusammenhanges menschlicher Bildungsstufen, weite Umrisse der allgemeinen Gruppen des Lebens, Alles metaphorisch geschmückt, in rhetorischem Glanz, in reicher Fülle der Worte, hin und wieder durch einen treffenden konkreten Zug individualisirt. So zeigt uns der „Spaziergang" (oder die „Elegie" vom Jahre 1795), wie der Mensch als Naturwesen beginnt, wie er dann zum Bewußtsein erwacht und die Freiheit mißbraucht, wie Verrath und Lüge, Laster und Irrthum die Welt beherrschen, wie es endlich aus diesem Elend für den Edleren nur eine Zuflucht giebt, die Rückkehr zur Natur, die immer dieselbe liebevolle Mutter ist, eine Hingabe, die aber nun nicht mehr die blinde des Anfangs, sondern eine freie und bewußte ist. Daß das Gemälde des Naturfriedens, dann der sich selbst zerstörenden Bildung an einen Spaziergang des Dichters geknüpft ist, gab

Gelegenheit zu Beschreibungen und Schilderungen, also zu sinnlicher Belebung der abstrakten Grundlage. Allein die vielen musivischen Stifte wollen in ihrem Nebeneinander doch nicht recht zur Einheit zusammenfließen; der Stil, mehr prächtig als sachlich, reich an Tropen, Antithesen und schmückenden Adjektiven, erinnert an den der lateinischen Dichter, und das elegische Versmaß kam diesem Charakter begünstigend entgegen. Daß Wilhelm von Humboldt das Gedicht mit Begeisterung aufnahm und in ihm „ein unbegreiflich schön organisirtes Ganzes" fand, lag an Humboldts nahe verwandter Anlage, die als Adel der Gesinnung und Idealität, aber auch als Eleganz und Kälte bezeichnet werden kann. Auch das „Eleusische Fest" (oder das „Bürgerlied," 1798) behandelt einen Abschnitt der Kulturgeschichte, und zwar die Stiftung des Ackerbaues und die auf diesem Grunde sich ordnende bürgerliche Gesellschaft als Werk und Unterricht der olympischen Götter. Diese Götter lebten einst als wirkliche Wesen im Glauben der Menschen, und die natürlichen Vorgänge und sittlichen Mächte, die in ihnen verkörpert waren, kamen für sich und abgetrennt nicht zum Bewußtsein. Dem Dichter aber sind seine Gedanken das erste, und die göttlichen Personen, die er herabruft und Hand anlegen läßt, nur ein poetisches Gewand, ein rednerischer Ausdruck, ein Hauch Wärme in der strengen Luft der Abstraktion. Dem griechischen Mythus wohnt eine unversiegliche Jugend inne, und so ist uns diese Art Umschreibung immerhin willkommener als jede andre. Die Verse fließen leicht und in natürlicher Schönheit dahin, die Sprache ist weniger als sonst von der Last der Metaphorik gedrückt, und will man einmal die seltsame Kategorie der konstruirenden Lyrik gelten lassen, so mag unter den Gedichten dieser Gattung das „Eleusische Fest" leicht das beste sein. Populärer als die beiden genannten Gedichte ist das „Lied von der Glocke", das sogar von der zeichnendeu Kunst nachgebildet und umrankt und von der Musik in Töne umgesetzt worden

ist. Wie der Kanzelredner ein Bibelwort durch Vergleichung und sinnbildliche Deutung über seinen Kreis erweitert und es dadurch zu sittlicher Lehre und religiöser Erbauung fruchtbar macht, so verwendet der Dichter hier die Technik des Glockengusses und die einzelnen Verrichtungen und Abschnitte desselben nach derselben symmetrischen Formel, im ernsten Spiel der Allegorik, zu Bildern des Menschenlebens überhaupt und sinnenden Betrachtungen allgemeiner Art. Die Uebergänge sind mehr oder minder glücklich, die Schilderungen nicht alle von gleichem Werth. In einigen, wie der des Jünglings und der Jungfrau und der erwachenden ersten Liebe oder der Anrufung der Ordnung und des Friedens kehrt das abstrakt Idealische und Rednerische wieder, das Schiller nie ganz ablegen konnte; in anderen, wie denen, wo des Waltens der Mutter im Hause oder der Ruhe des Abends gedacht wird, erfreut uns eine schöne, maßvolle Annäherung an die Wirklichkeit; in noch andern, wie der der Feuersbrunst, scheint das Streben nach greifbarer Wiedergabe der Dinge fast über die Grenze des Poetischen, wo der gemeine Boden beginnt, hinauszugehen; in allen verräth der Ueberfluß in der Ausführung die Hand des beschreibenden Darstellers, dem es schwer wird, in Worten und Zeichen sich genug zu thun. Die Strophen aber, die dem Werke des Gusses selbst gewidmet sind, beweisen wieder, wie Schiller, wenn er durchaus keinen Raum fand, seinem sentimentalen und rhetorischen Hange nachzugeben, auch den sprödesten Stoff zu bewältigen und energisch und plastisch in körnigem Ausdruck zu gestalten wußte. Darin gleicht das „Lied von der Glocke" dem „Wallenstein", dem es auch der Zeit nach nahe liegt. Auch im „Wallenstein" sind die realistischen Partien, wie die Tafelscenen im vierten Akt der „Piccolomini", die Unterredung Wallensteins mit Wrangel u. s. w., bewundernswerthe Meisterwerke, während andre, wie die Gestalten der beiden Liebenden, als blutlose Schatten, aus schönem Redeschaum gebildet, wirkungslos an uns vorübergehen.

Noch andere Werke andrer Verfasser ließen sich zur Vergleichung heranziehen, so vor allem Voß mit der einst vielberühmten „Luise“ und einigen der kleineren Idyllen. Voß malt die einfachen Lebensumstände eines beschränkten Kreises unverdorbener Menschen mit demselben Geschick für das Kleine, wie manche Meister der niederländischen Schule, aber wie diesen fehlt auch seinen Bildern der poetische Hauch, die leichte Behandlung, die milde Betrachtung, die von selbst zur Ironie wird, also alle die Eigenschaften, durch welche Hebel's Gedichte so liebenswürdig werden. Die „Luise“ wurde sowohl von Schiller als von Goethe bei weitem überschätzt; der erstere meint in einer Anmerkung zu dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“, sie könne nur mit griechischen Mustern verglichen werden; der andere entstellte sein rührendes Gedicht „Proömium zu Hermann und Dorothea“ durch zwei Zeilen zum Preise seines Vorgängers. Dürften wir mit Goethe verfahren, wie die kritischen Philologen mit dem überlieferten Wortlaut antiker Dichter, wir würden dies Distichon für spätere Zuthat eines Berliner oder Leipziger Interpolators erklären und als solche aus dem Text entfernen. Auch in den Xenien war eines, wir wissen nicht von welchem der beiden Verfasser, das der „Luise“ mit besonderer Wärme gedenkt:

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Alterthums nach.

Damals schien dies Verspaar, neben so vielem Zuchtlosen und Frechen, nur eine verdiente Huldigung; uns geht es jetzt umgekehrt: jene apollinischen Pfeile trafen das kriechende Gewürm, zu diesem Preisgesange zucken wir die Achseln. Schiller war zu seinem Urtheil, wie wir glauben, durch Goethe verführt worden, und was Goethe selbst betrifft, so hatte in der Zeit, wo ihm das Vossische Gedicht bekannt wurde, sein Blick und Geist eine Richtung genommen, die gerade auf die „Luise“ hin-

führte: sie enthielt, was in ihm aufgegangen war und was er selbst bald reiner und tiefer zur Darstellung bringen sollte. So schaute er mehr hinein, in produktiver Weise, als in dem Gedichte selbst vorlag. In diesem ist die Erfindung dürftig, die Personen sind aus Zügen zusammengesetzt, welche die Rücksicht auf ihren Stand, ihr Alter u. s. w. und das Nachdenken darüber geliefert hat, und aus Sprache und Vers drängt sich eine grobe und doch anspruchsvolle Technik vor. Kühler und richtiger schrieb damals Knebel, nachdem er Schiller's obenerwähnten Aufsatz gelesen, an Goethe, (13. Januar 1796): „Vossens Luise ist nach meinem Urtheile auf einen viel zu hohen Gipfel gesetzt — — und was Dichtertalent betrifft, so möchte ich in der That einige von Zachariäs heroisch-komischen Gedichten lieber geschrieben haben." Später erwarben sich die Romantiker das Verdienst, den Dichter Voß auf sein natürliches Maß zurückzusetzen und z. B. zu verhindern, daß die „Luise" dem goethischen Epos gleichgestellt oder gar, wozu die Zeitgenossen alle Anstalt machten, ihm vorgezogen wurde. Wenn A. W. Schlegel im „Athenäum" (Urtheile, Gedanken und Einfälle, 1798) äußerte: „Bei der Nachwelt wird es Luisen empfehlen können, daß sie Dorothea zur Taufe gehalten hat," so sagte er eher zu wenig als zu viel. Indeß, ein glücklicher Fund und ein Verdienst war es immer, wenn Voß auf das Leben einer Landpredigerfamilie, wo Unschuld und Bildung noch beisammen sind, ein volles Licht fallen ließ. Wie reich an Menschlichkeit diese Quelle ist, hat niemand schöner dargelegt, als Goethe selbst am Ende des zweiten Theils seiner Selbstbiographie, da wo er auf den Landprediger von Wakefield zu reden kommt und dieses Werk nach Gebühr erhebt und würdigt. Er hatte es schon in jungen Jahren in Straßburg durch Herder kennen gelernt, und als er bald darauf in das Haus des Pfarrers von Sessenheim eingeführt wurde, schien ihm Alles, was er dort sah und hörte, wie die in's Leben getretene Familie

Primrose, so sehr, daß er nach so viel Jahren bei Beschreibung jener Menschen und jener glücklichen Zeit fast unwillkürlich die Namen dem englischen Roman entlehnte. Auch Lavater war ein Prediger, und auch in dessen Hause ergriff ihn die Stille und Reinheit des Pfarrerlebens (an Knebel, 30. November 1779): „Hier bin ich bei Lavater, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Schmerz. Doch hab ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat. Das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus.“ Später wandte er sich zwar von dem Züricher Propheten gänzlich ab, aber in der Gestalt des Pfarrers von Grünau und in denen seiner Angehörigen schienen die alten Bilder und Eindrücke wieder aufzuleben, und so hielt er sie nicht für unwerth, mit ihnen in eigenen Geisteswerken zu wetteifern und dies sogar öffentlich zu bekennen.

IV.

Stände.

Das Zusammenleben der Menschen, naturgeschichtlich bestimmt, sondert sich je nach der Beschäftigung in getrennte Gruppen, jede mit eigenem, durch die Stellung und das Verhältniß zum Ganzen ihr aufgedrücktem Gepräge. So fand es schon, wie wir gesehen haben, ein ehrwürdiger Gesetzgeber des Alterthums, der weise Solon, sechshundert Jahre vor der christlichen Aera, ja in noch früherer Zeit zeigen sich uns in Griechenland leichte Abbilder des ägyptischen und indischen Kastenwesens, durch Abkunft und Vererbung befestigte Arten der Thätigkeit: so die Sänger, denen wir das älteste Epos verdanken, die Homeriden, oder die Aerzte, die Asklepiaden, auf der Insel Kos und anderswo; sie tragen alle gleichen Namen, zum Zeichen, daß das Individuum außer dem Geschlechte und Berufe nichts ist und nichts zu sein verlangt.

Auch die germanische Welt erscheint, wo sie uns zuerst bekannt wird, in die drei Stände der Knechte, Freien und Edeln getheilt; aus den letzteren gingen die Könige hervor, die zugleich das Amt des Priesterthums übten. Dieselben drei Stände leitet das altnordische Rîgsmâl in mystischer Weisheit aus der Familie und deren Erbfolge ab. Von dem Aeltervater und der Aeltermutter (ai und edda) stammen die Knechte

(thraelar), vom Großvater und der Großmutter (afi und amma) die Freien (karlar, noch heute deutsch Karl, Kerl), endlich von Vater und Muter (fadir und môdir) die Edeln (iarlar, das angelsächsische eorl, englische earl). Die ersteren sind mißgestalt und schmutzig, nähren sich von grober Speise, die letztern schön, leuchtend, tapfer und kriegerisch. Im christlichen Mittelalter zerfällt die Gesellschaft noch immer in drei Theile, aber als eine durch fremde Kultur und den Gang der Völkergeschichte bewirkte Gliederung: es sind die Bauern, die Ritter, die Priester. So in Freidank's „Bescheidenheit", 7, 1:

Got hât driu leben geschaffen,
Gebûre, ritter, phaffen —

was Andere mit den drei Worten: stole, swert, phluoc bildlich ausdrücken. Gegen Ende des Mittelalters, als die adlige Romantik, die aus Frankreich gekommen war, und die religiöse Phantastik, die die Kreuzesfahne nach Jerusalem getragen hatte, verblüht war, kam eine vierte Abstufung von mehr prosaischem und nüchternem Charakter hinzu — die Bürger der Städte, die Zünftler und ihre Obrigkeiten. Die Reformation entfernte dann in allen Gegenden, wo sie sich durchgesetzt hatte, die Pfaffheit oder Stola als eigene, der Welt der Laien gegenüberliegende Schicht, und es blieben wiederum die drei sich über einander bauenden Stockwerke: Bauern, Bürger, Adel. Im achtzehnten Jahrhundert endlich, zur Zeit Goethe's war im modernen Staate das Leben mannigfacher geworden und zerfiel innerhalb der genannten, noch immer geltenden Grundzüge in eine Menge besonderer Gestalten und individueller Berufskreise. Aurelie im „Wilhelm Meister" (4, 16) zählt einige auf, mit kurzer, scharfer Charakteristik: der kühne Soldat (fortis et animosus, Egmont im Kerker: „Wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt," Soldatenlied im Faust: „Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn," Mädchen und Burgen

müssen sich geben"),*) der rasche Prinz (der flüchtige Junker" am Anfang von „Wilhelm Meister" ist soviel als der Offizier), der derbe Landbaron, der phantastisch aufgestutzte Student (auch innerlich phantastisch, erfahrungslos, hohl=begeistert, seine Kräfte vergeudend), der bewegliche Ladendiener (der dienstwillig und gefällig im Laden hin und her fährt, auf= und abklettert), der schwankfüßige genügsame Domherr, der freundlich glatt=platte Hofmann, der eingebildete Kaufmannssohn (anspruchsvoll und halb gebildet, mit Ringen und Ketten), der gewandte, abwiegende Weltmann, der junge, aus der Bahn schreitende Geistliche (damals vielleicht der rationalistische, keck das Dogma verwerfende der Freund der Literatur, des Theaters und der Schauspielerinnen; später kam eine Zeit, wo der Geistliche im orthodoxen Eifer nach der entgegengesetzten Seite aus dem Geleise gerieth), der steife, aufmerksame Geschäftsmann, der demüthig=stolz verlegene Gelehrte (äußerst treffende Beiwörter), der gelassene, sowie der schnelle und thätig spekulirende Kaufmann (ersterer der deutsche in den Seestädten, letzterer der jüdische) u. s. w. Vielleicht ist dies Bild der sozialen Bestandtheile um dieselbe Zeit entworfen, wo der Dichter an Frau von Stein schrieb (20. September 1785): „Edelsheim (Geheimrath im Dienste des Markgrafen von Baden) ist auch hier, und sein Umgang macht mir mehr Freude als jemals, ich kenne keinen klügeren Menschen. Er hat mir Manches zur Charakteristik der Stände geholfen, worauf ich so ausgehe", — oder auch drei Jahre früher, als er in sein Tagebuch schrieb (19. Januar 1782:) „Jeder Stand hat seinen eigenen Beschränkungskreis, in dem sich Fehler und Tugenden erzeugen" — oder endlich in oder

*) Aus Ottiliens Tagebuche: „Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat. — Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

bald nach Italien, denn von dort schreibt er (2. Oktober 1787): „Ich habe Gelegenheit gehabt, über mich selbst und Andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird Alles im Wilhelm gefaßt und beschlossen" — und in der Morphologie, Schicksal der Handschrift: „Das dritte, was mich beschäftigte" (nach der Rückkehr aus Italien), „waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind. Ich verstehe die menschliche Gesellschaft."

Goethe selbst war bürgerlich geboren, und so zeigen uns seine Schriften zunächst Abbilder gerade dieses Standes und der in demselben herrschenden Gesinnungen und Sitten. Dies gilt besonders von den Dichtungen vor Weimar, dann von denen nach Italien. Ueber ihnen allen liegt ein eigenthümlich bürgerlicher Himmel, und von diesem weht uns der Athem freundlicher Wärme, gesunden Verstandes, sittlicher Begrenzung, aber auch herber Strenge entgegen. Die letzte führt dann, da sie das Urrecht des Gemüthes nicht anerkennen kann, zu Elend und Verderben; aber indem ihr dies Opfer dargebracht wird, löst sie sich in ihrem harten Eigensinn auf, und es ergiebt sich ein milderes Urtheil über den Selbstmörder, wie Werther war, oder über den Fall eines armen Mädchens, wie Gretchen, die in Scham und Angst vergehend zur Kindesmörderin wird. Die Wahrheit dieser Schilderungen ist so groß, das sie von selbst zur Schalkheit wird — die im nächsten Augenblick wieder in Ernst übergeht, der aber vielleicht selbst nur verstellt und dadurch um so liebenswürdiger ist. Dies alles kann mehr empfunden, als in Worte gefaßt und dargethan werden, und wir begnügen uns daher, einige Züge aus dem Leben goethischer

Bürgersleute zu sammeln und die Sicherheit der Auffassung und Treue der Wiedergabe an Beispielen ins Licht zu stellen.

Echt bürgerlich ist die Abneigung gegen Mystik und Vision gegen Irrwege der Phantasie und Verrückung der Grundlagen des Lebens. Für tiefere Seelenleiden hat das Bürgerthum weder Begriff noch Mitgefühl, es mag auch in Kirche, Staat und Dichtung das Excentrische nicht. Wie nur aus diesen Kreisen eine so reine Mädchennatur, wie Gretchen sie uns zeigt, hervorgehen konnte — aus dem Adel nicht, da wäre sie früh verbildet worden, aus dem Bauerstande nicht, da wäre sie in grober Arbeit derb und ohne Seele verblieben —, so war auch nur dort ihr Schicksal so rettungslos; unerbittlich ist Valentin in seinen letzten Worten, die Mädchen am Brunnen kennen kein Erbarmen, und der böse Geist im Dome flüstert der Schuldbewußten schreckliche Gedanken zu. Klärchens Mutter war schwach genug gewesen, die Liebe ihrer Tochter zu dem vornehmen Ritter zuzulassen, doch macht sie sich Vorwürfe und gedenkt mahnend der Zukunft; Gretchen's Mutter muß aber eine strenge Frau gewesen sein: „Würden wir von ihr betroffen," sagt Gretchen, „ich wär gleich auf der Stelle todt," und der Tochter Schande, sowie daß ihr Sohn auf der Straße erstochen worden (beides hing ja genau zusammen), wird ihr den Tod gebracht haben. Denselben Fehltritt wie Gretchen hatte Melina's nachmalige Gattin begangen, und sie bekannte dies frei; dies schadete ihr in Wilhelm's Augen nichts, anders aber dachten die Gerichtspersonen und die gegenwärtigen Bürger: die einen erkannten sie für eine „freche Dirne", die andern dankten Gott, „daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren" (Wilhelm Meister 1, 13). Auch nahm es mit Frau Melina ein fast ebenso böses Ende wie mit Gretchen und Klärchen: sie wurde Schauspielerin, und was konnte es Verächtlicheres geben als dies landstreicherische, zuchtlose Gewerbe? Ein bedeutungsvoller

Kontrast ist es, daß Wilhelm, der angehende Bretterheld, der mit einer desgleichen Heldin durchgehen wollte, der Sohn eines stattlichen und richtigen Kaufherrn sein mußte; daß er, der in Mariannens Kammer alles durcheinander liegen sah, in einem feinen Bürgerhause, wo Ordnung und Reinlichkeit aufs höchste galten, erzogen war (1, 15; „fein" ist hier der technische Ausdruck; auch Goethe's Vaterhaus war ein feines, Hermann's Vater ein feiner Bürger). Aber eben die „verworrene Wirthschaft" ist es, die zur Entdeckung von Mariannens Untreue führt; der Nebenbuhler war ein junger Kaufmann, und in den wenigen Zeilen seines Briefchens (am Ende des ersten Buches) malt sich meisterhaft, in jeder Wendung und bis ins kleinste Wort, die eigenthümliche Rohheit der Jünglinge dieses Standes. Der Kaufmann gehört zwar auch zum Bürgerthum, aber in gewissem Sinne ist er darüber hinaus; er spekulirt und reflektirt, und so trägt ihn der Grund naiver Sitte nicht mehr; er muß die Menschen beobachten, die Zeiten bedenken, damit er aus beiden seinen Vortheil ziehe; ideale Motive liegen ihm fern, und er verfällt leicht in grobe Sinnlichkeit; er gehört zu den besten Kunden des Austernkellers und der Kupplerin; da er das Geld nicht zu sparen braucht, so gelingt ihm die Verführung bald, und nicht bloß die Tänzerin, auch die Tochter armer Eltern nimmt seine Geschenke an und leiht ihm Gehör. So war Norberg, der das erwähnte Zettelchen schrieb, so auch von andrer Seite Werner. Goethe, als geborner Frankfurter, wußte in der Kaufmannswelt Bescheid, und wenn er sie meist in ungünstiger Beleuchtung schildert, so geschieht es, weil sie ihm als Gegensatz zu der Wärme des Gemüthes und dem Adel der Erscheinung dienen muß. Aus Frankfurt schreibt er an Schiller (9. August 1797): „Menschen, die aus dem Kaufmannsstamm zur Literatur und besonders zur Poesie übergehen, scheinen mir keiner Erhebung fähig, so wenig als des Begriffs, worauf es eigentlich ankommt; vielleicht thue ich dieser Kaste

unrecht." In „Hermann und Dorothea" ist das Haus des Kaufmanns, das dem goldnen Löwen gegenüber liegt, neu und schön, mit weißen Schnörkeln in grünen Feldern und großen glänzenden Spiegelscheiben — „denn wo gewinnt nicht der Kaufmann," der bei seinem Vermögen

auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?

Er fährt im offenen Landauer Wagen mit seinen drei Töchtern; Sonntags versammeln sich bei ihm die wohlfrisirten „Handelsbübchen, denen halbseiden das Läppchen herumhängt"; da wird aus der „Zauberflöte", die damals noch neu war, zum Klavier gesungen; die Mädchen kichern und lachen über Hermann, weil er nicht nach der Mode gekleidet ist, „denn eitel sind sie und lieblos", wie auch der Vater, und allen den Menschen dieses Kreises fehlt es an Herz. Ihnen gegenüber stellt Hermann das deutsche Bürgerthum in echter Gestalt dar, das Bürgerthum, wie es innerhalb seiner Schranken seine Gesinnung und seinen Frieden bewahrt hat. Hermann ist treu und fleißig, gediegen und tüchtig. Ihm ist versagt, raschen Geistes dem Scheine der Dinge leichten Ausdruck zu geben, die feinere und geistreichere, aber auch flüchtige und nichtige Lust des Lebens zu erkennen und zu ergreifen. Aber man kann sich auf ihn verlassen, sowohl auf sein Wort als auf die Arbeit, die er thut. In Gesellschaft ist er ungeschickt und blöde, sein Auftreten, seine Kleider sind etwas bäurisch; Weltmenschen erscheint er lächerlich, der List gegenüber ist er ohne Waffen. In der Schule ging es mit ihm langsam; der Vater klagt, daß er immer der Unterste saß; war aber etwas von ihm angeeignet, so war es, weil seiner Natur gemäß, sein Besitz auf immer. Das Unbehilfliche seines Wesens ist nur die Kehrseite der Lauterkeit seines Innern. Gutmüthig ließ er sich von den andern Knaben Manches gefallen; nur wenn sein Gemüth ins Spiel kam, z. B. wenn über seinen Vater gespottet wurde,

über dessen bedächtigen Gang und großblumigen Schlafrock, dann erwachte sein Zorn, und blind hieb er um sich. Fließend und beredt sprechen war nicht seine Sache; „deine Zunge stockte immer," sagt der Vater. Desto besser gelangen ihm ländliche und häusliche Arbeiten, im Garten im Weinberg, auf dem Felde; seine Hengste hat er selbst auferzogen und besorgt sie selbst im Stalle, recht ein Wirthssohn, dessen Freude immer die Pferde sind. Er ist frühmorgens auf, und wenige Stunden gesunden Schlafes genügen ihm; überhaupt ist er gesund, hat starke Nerven und einen hohen Wuchs. Er ist kein Jean-Paulischer Held, der Sehnsucht nach den Sternen hat; nicht für das Weite und Umfassende ist er geschaffen, sondern für ein geordnetes, immer wiederkehrendes Erwerbs- und Familienleben. Zwar will er in den Krieg ziehen und aus den gewohnten Verhältnissen scheiden, aber nicht weil ihm diese zu eng sind, sondern weil er in der ihm zukommenden Gestaltung seines häuslichen Lebens gestört und gehindert wird. Vor den Mädchen in zweierlei Tuch zu prunken, diese Eitelkeit fällt ihm nicht ein. Am Schlusse des Gedichtes spricht er eine standhafte patriotische Gesinnung aus, aber nur weil der gewonnene Besitz des Weibes ihn mit dem Gefühl des Eigenthums überhaupt erfüllt hat: „Nun ist das Meine meiner als jemals", ruft er aus; dann auch, weil er dunkel empfindet, daß allein in der Nation, im nationalen Staate die Sphäre gegeben ist, die alles Privatglück erzeugt und verbürgt. Auch die Art, wie seine Liebe zu Dorotheen sich äußert, ist dem Lebenskreise gemäß, dem er angehört. Kein Wahn und Rausch der Phantasie stürzt ihn zu des Mädchens Füßen, sondern in stiller Kammer hat er sich einsam gefühlt, die Geschäfte sind ihm öde erschienen, der Vater wird alt, die Habe mehrt sich — für wen schaffen und sich mühen? Er entbehrte der Gattin, er sehnte sich nach einer Lebensgefährtin. In solcher Stimmung begegnete er Dorotheen; er sah sie am Wagen in froher Gewandheit,

sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder, vernahm ihre verständigen Worte, und mit reinem Gefühl ist er im Augenblick entschieden, und seine Neigung ist so herzlich, daß sie sicherlich durch ein bleibendes häusliches Glück belohnt werden wird.

Hermann hatte in gehobener Rede die entschlossenen Völker gepriesen, die für Gott und Herd gegen den Feind mit den Waffen einstehen, aber er schließt doch mit den Worten: „Und wir erfreuten uns alle des Friedens." So auch der Vater am Anfang des Gedichtes: „Müde schon sind die Streiter", sagt er und sieht mit ungeduldiger Freude dem erwünschten glücklichen Feste entgegen, wo das Tedeum in der Kirche den Frieden verkündigt und die Gemeinde dem Himmel ihren Dank dafür darbringt. Und was anders ist der Sinn der ganzen Dichtung von Hermann und Dorothea, als daß in wilder Zeit, in der Auflösung alles Gewordenen, doch die heilende Naturkraft sich bewährt und in Haus und Besitz, in Stiftung der Familie, in begrenztem Dasein und wiederkehrender sich bescheidender Thätigkeit, die ewige Ordnung unzerstörbar ist? So sagt der Pfarrer:

Aber jener ist mir auch werth, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten. —
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüth gab!

Und in demselben Sinne die Mutter zu Hermann:

Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.

Der Krieg ist ein Uebel, er bleibe fern von uns:

Doch nur zu Hause bleibs beim Alten —

aber wie es süß ist, vom Hafen Schiffbrüchige zu sehen, so giebt es nichts besseres, als an Sonn- und Feiertagen (in der Woche ist keine Zeit dazu) bei dem Kruge Bier oder dem

Glase Wein über die Absichten der Fürsten und den Marsch der Armeen weise Meinungen auszutauschen und, wenn dies mit Hitze geschehen ist, Abends ruhig nach Hause zu gehen und Fried und Friedenszeiten zu segnen. Besonders reich an Zügen bürgerlicher Politik ist „Egmont". „So seid ihr Bürgersleute," ruft Vansen den ehrsamen Meistern Schneider, Zimmermann und Seifensieder zu, „ihr lebt nur so in den Tag hinein, und wie ihr euer Gewerb von euren Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment über euch schalten und walten, wie es kann und mag." Was ist bezeichnender als des Schneiders Jetter bürgerliche Abneigung gegen das Soldatenwesen und die Einquartierung, als seine Furcht und Aengstlichkeit,*) der Uebrigen Vertrauen auf den adligen Führer, den Grafen Egmont, ihr Einspinnen in Haus und Gewerbe bei öffentlichem Unglück und drohender Gefahr? So bringen sie denn auch beim Wein, der ihnen das Herz öffnet, den bürgerlichen Trinkspruch aus: „Sicherheit und Ruhe, Ordnung und Freiheit!" Freiheit nämlich von jedem Eingriff in das Herkommen und die alten Rechte, Freiheit auch der persönlichen Existenz und der eignen Meinung — denn das Murren wider den Burgemeister, der Streit der Rathsherrn und der Zünfte untereinander — das muß erlaubt sein.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister!
— Gehorchen soll man mehr als immer
Und zahlen mehr als je vorher.

Im Uebrigen dankt der Bürgersmann jeden Morgen Gott, daß er nicht Kaiser oder Kanzler ist und nicht für das römische Reich zu sorgen braucht. Denn

*) Wie der Schmied kräftig, der Metzger roh, so ist der Schneider furchtsam. S. das Gedicht: „Schneidercourage"; Wilhelm Meister 5, 12: „schneidermäßig gejammert".

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das Andre wird sich von selber machen.

Ueberall wo das Bürgerthum sich unverdorben erhalten hat, liebt es, den sittlichen Mächten, von denen es beherrscht wird, in Sprichwörtern, Maximen, Erfahrungen, allgemeinen Sätzen Ausdruck zu geben. Diese Lehrsprüche sind dem Bürgersmann, was die Wetterregeln dem Bauern, und leiten sein Thun mehr als die Dogmen, die er Sonntags von der Kanzel hört. Er führt sie gern im Munde und fügt dann hinzu: so sagen die Weisen, oder: so sprachen die Alten. Nicht alle sind auf deutschem Boden erwachsen, viele stammen von Griechen und Römern und wanderten auf verschiedenen Wegen ein, viele sind aus der Bibel geschöpft. Als im Mittelalter der farbige Nebel romantischer Fiktionen zergangen und allmählich in den Städten ein arbeitender Bürgerstand aufgetreten war, da thut sich in Spruchgedichten die echt bürgerliche, etwas beschränkte Lebensweisheit auf — worüber jede Literaturgeschichte Auskunft giebt. So ist auch Sancho Pansa, der verkörperte plebejische Menschenverstand, unerschöpflich in Sprichwörtern, mit denen er die Schwärmereien seines adligen Herrn zu Falle bringt. In „Hermann und Dorothea" ist dies der Ton, in dem alle Reden gehalten sind: es sind ganz bürgerliche Betrachtungen und Erwägungen, gezogen aus der Erfahrung des täglichen Lebens, aus dem Umgang unter Gleichen, in kleinen Kreisen, nicht geistreich und originell, da sie ja geltende Klugheit enthalten, aber kräftig und verständig, auch liebevoll und treu. Und auch das eigentliche Sprichwort fehlt nicht; so sagt der Vater:

Ein- für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der geht zurücke. So bleibt es.

Da das Gedicht von Reineke Fuchs sich die Aufgabe stellt, den Lauf der Welt, die Menschen, wie sie sind, zu schildern — daß unter diesen nicht gerade das Böse, wohl aber die List

und der Verstand stets die Oberhand behalten —, so ist es besonders reich an sprichwörtlichen Wendungen echt deutscher Art, und wer sie sammeln wollte, könnte wohl mehr als einen Bogen damit füllen. Drum hier nur ein paar Beispiele. Im ersten Gesang:

Alt und wahr beweist sich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt selten.

Im zweiten:

Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Ebenda:

Maß ist überall gut, bei allen Dingen.

Sechster Gesang:

Besser geschworen als verloren.

Achter Gesang:

Durch die Welt sich zu helfen, ist ganz was eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren als wie im Kloster, das wißt ihr;
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.

Ebenda:

Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.

Elfter Gesang:

Besser laufen als faulen.

Ebenda:

Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt sich am Ende.

Neben solchen Erfahrungssätzen findet auch die positive Religion in dieser Bürgerwelt die gebührende Achtung und Ehrfurcht, doch nur insofern sie den natürlichen Verlauf des Lebens begleitet und die bestehenden sittlichen Anstalten heiligt und regelt, Geburt und Tod, Verlobung und Trauung, silberne Hochzeit, Friedensschluß, Fest des Landesherrn, Weihe des Hauses u. s. f.; sie ist um so willkommener, je mehr sie mit mäßigem Anspruch

im Geleise des Hergebrachten verbleibt und mit ihren Satzungen sich nicht aufdrängt. So ist auch der Pfarrer in „Hermann und Dorothea" ein milder, aufgeklärter Mann, der nicht bloß die heiligen, sondern auch die besten weltlichen Schriften kennt und schätzt und mit seinen Tröstungen und Ermahnungen nur die allgemeine Gesinnung bestätigt und durch höhere Bildung läutert und adelt.

Daß die Gewohnheit dem Bürgersmann heilig ist, erhellt aus allem Obigen. Durch Neues wird das Behagen gestört; ein lange getragenes Kleid ist bequem, und man legt es nicht gern ab; ein neuer Schuh drückt immer, auch wenn ihn der Meister Knieriem von drüben mit bekannter Geschicklichkeit dem Fuße angepaßt hat. Wir wollen nur an eine Redensart erinnern, durch welche die Sprache selbst diesen Umstand zu bekräftigen scheint: die löbliche Gewohnheit, das löbliche Herkommen, die löbliche Ordnung und Sitte. Bei Goethe kehrt diese Formel häufig wieder: „Im Innern ist ein Universum auch, daher der Völker löblicher Gebrauch" (Gott, Gemüth und Welt) — „nach meiner löblichen und unlöblichen Gewohnheit" (Italienische Reise) — „herkömmlich löblicher Sitte gemäß" (Campagne in Frankreich) — „in der genauesten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß" (Aus meinem Leben, Buch 14) — „der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung" (ebenda, Buch 19) — „in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edeln Gegenständen, im Umgange mit guten Menschen aufgewachsen" (Wilhelm Meister) — „die Frauen genießen einer löblichen Freiheit" (Die guten Weiber) — „nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit" (Olfried und Lisena) — „nach seiner löblichen Gewohnheit" (An Schiller, 15. Okt. 1796) — und gewiß noch an andern Stellen.

Bürgerlich, kleinstädtisch ist auch die Geltung, die der Nachbarschaft zukommt. Die Nähe der Wohnung bringt gleiche

Noth, gleichen Zufall, wird zum Bande der Freundschaft, zur Vertraulichkeit. Nachbarn sehen sich oft, helfen sich aus, die Kinder erwachsen zusammenspielend auf demselben Hofe, klettern über dieselben Gartenzäune herüber und hinüber. Die Verlästerung ist nur die andre Seite dieser wärmeren menschlichen Theilnahme. Frau Marthe Schwerdtlein, die von ihrem Städtchen klagt:

> es ist ein gar zu böser Ort,
> Es ist als hätte niemand nichts zu treiben
> Und nichts zu schaffen,
> Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
> Und man kommt in's Gered', wie man sich immer stellt —

ist Gretchen's Nachbarin, zu ihr springt Gretchen hinüber, vertraut ihr, was sie der Mutter nicht zu gestehen wagt, und in ihrem Garten geschehen die Zusammenkünfte mit Faust. Der Apotheker wird mit „Nachbar" angeredet und hat als solcher ein Recht, Hermann bei der Brautwerbung zu helfen und in einer so wichtigen Angelegenheit seine Stimme abzugeben. „Frisch, Herr Nachbar, getrunken!" ruft ihm der Vater zu, und der Andere sagt: „Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar." Auch Hermann redet ihn so an: „Nachbar, keineswegs denk' ich wie Ihr". Ein anderes Beispiel bietet das Fastnachtsspiel vom Pater Brey. Da ist der Würzkrämer als Nachbar befugt, der Frau Sibylle den Wahn zu benehmen und den Herrn Pater zu entlarven. „Frau Nachbarin, sagt er, was ist Ihr Begehr?" und sie spricht: „Ei, der Herr Nachbar braucht Einen nicht sehr," worauf er erwidert:

> Red' sie das nicht. Es war eine Zeit,
> Da waren wir gute Nachbarleut'
> Und borgten einander Schüsseln und Besen.

Und auch der Bürger, der am Osternachmittage vor dem Thor spaziert, spricht zum andern:

> Herr Nachbar, ja, so laß ichs auch geschehn.

Und wie natürlich ist es, daß auch aus der Nachbarschaft gefreit wird! Beide, Jüngling und Mädchen, sind ja zusammen Kinder gewesen, in derselben Umgebung erwachsen, sie reden dieselbe Sprache, die Eltern sind sich bekannt, vielleicht befreundet — das paßt zu einander; sich täglich sehen, heißt in dem Alter, wo das Naturgefühl erwacht, sich lieben, mit allmächtigem, nur durch die Scham verhülltem und gehemmtem Zuge einander zustreben. So giebt schon der alte Hesiod die Lehre: „Du heirathest am besten die, die nahe bei dir wohnt" (Werke und Tage, 700):

τὴν δὲ μάλιστα γαμεῖν, ἥτις σέθεν ἐγγύθι ναίει —

und so waren Hermann's Eltern Nachbarskinder gewesen, so sind es Alexis und Dora:

Schöne Nachbarin, ja so war ich gewohnt, dich zu sehen —

und wäre es nach des Vaters Willen gegangen, so hätte sich Hermann drüben aus dem grünen Nachbarhause eine der Töchter geholt. Aber Hermann mochte dies nicht, denn, wie der gleich folgende Vers der „Werke und Tage" lautet: „Schaue gleichwohl bei der Wahl um dich, daß du nicht zur Schadenfreude der Nachbarn werdest":

πάντα μάλ' ἀμφὶς ἰδών, μὴ γείτοσι χάρματα γήμῃς.

In ältester Zeit, wo unsre Voreltern mit ihren Herden noch unstät umherzogen, da raubte sich der Mann aus der Ferne, aus fremdem Stamme das Mädchen zum Weibe, und so kam immer frisches Blut in die abgeschlossene Horde und mit dem Wechsel oft auch Veredlung. Dann wurden die Menschen ansässig, und die Blutsverwandten, die Stammesgenossen siedelten sich nebeneinander an. Noch später lockerte sich das patriarchalische Band, und die Nachbarschaft erhielt in friedlicher Zeit freien sittlichen Werth. Gute Nachbarn wurden ein Segen, böse Nachbarn ein Fluch, und viele Sprichwörter

der Alten und der Neuern geben darüber Bescheid. Wenn es in der vierten Bitte im Vaterunser heißt: „Unser täglich Brot gieb uns heute," so sollen wir darunter, wie Luther erläutert, nicht bloß des Leibes Nahrung und Nothdurft verstehen, sondern auch „gute Freunde und getreue Nachbarn". Als einst Themistokles, so wird erzählt, ein Grundstück verkaufen wollte, ließ er ausrufen, es habe den Vorzug guter, wohlgesinnter Nachbarn (Plut. Themist. 18). Oft hadern zwei Nachbarn um ein Stück Land; giebt nun der eine seine Tochter dem andern zum Weibe, so erledigt sich der Streit von selbst. So thaten der Brautvater und der Bräutigam im „Götz von Berlichingen", und es kehrte Ruh und Frieden unter ihnen wieder ein. Hermann freilich verband sich mit einer Fremden von jenseits des Rheins — er hatte sie aber sicher erkannt, und als Fremde brachte sie Bewegung und neue Gedanken in das sonst allzu stille Haus und Städtchen. Und wäre wohl das Gedicht möglich gewesen, wenn alles nach dem Maße gemeiner Sitte gegangen wäre?

In älterer Zeit, berichtet uns der Apotheker, war es Gebrauch, daß, wenn die Eltern für ihren Sohn eine Braut sich ersehen hatten, sie einen vertrauten Freund des Hauses beriefen und ihn als Freiersmann zu den Eltern des Mädchens sandten. Dieser kam etwa Sonntags nach Tische stattlich geputzt in das erkorene Haus, sprach zuerst über Allgemeines, lenkte dann das Gespräch geschickt auf die Tochter, die er nach Gebühr lobte, dann auf den Mann, von dem er kam und dessen er gleichfalls rühmend gedachte. Kluge Leute merkten die Absicht und konnten sich weiter erklären; ward der Antrag abgelehnt, so wars für Niemand eine Schande. Gelang aber die Unterhandlung, so blieb im Hause des neuen Paares der Freiersmann auf immer der Erste, und sie erinnerten sich seiner ihr Leben lang. „Jetzt ist das Alles," fügt der Sprechende hinzu, „mit andern guten Gebräuchen aus der Mode gekommen." Hier

ist zunächst die letztere Aeußerung ganz im Geiste und Sinne des Bürgers: in die behagliche Gegenwart eingesponnen, stößt er doch auf dieses und jenes Hinderniß, auf mehr als eine unwillkommene Neuerung; unmuthig über die Störung, liebt er es, auf frühere, bessere Zeiten sich zu berufen und die jetzigen Unsitten zu beklagen. Sonst, sagt der Gastwirth, ging man bequem in Pantoffel und Mütze, jetzt will man, der Mann soll immer gestiefelt sein u. s. w. Alles wird täglich theurer klagt er bei anderer Gelegenheit, und der Apotheker sagt, er hätte wohl auch gern sein Haus erneuert,

Aber es fürchtet sich Jeder, auch nur zu rücken das Kleinste,
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?

Ganz so heißt es von König Emmerich's Schatze (im „Reineke Fuchs" 5. Gesang):

Goldnes Kunstwerk: man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?

Dann ist jene Art der Ehestiftung, wo die Eltern wählen, die am meisten bürgerliche, denn sie setzt ein noch ungebrochenes Dasein voraus, Einheit der Sitte und des Gemüthes. Der Sohn muß heirathen — dieser Entschluß geht voraus. Die Eltern rathschlagen; indem sie seinen Sinn auf ein Mädchen lenken, folgt daraus von selbst die Neigung. Hegel an einer berühmten Stelle seiner „Philosophie des Rechtes" (§ 162) möchte es sogar ganz im Allgemeinen für sittlicher halten, wenn die Veranstaltung der wohlgesinnten Eltern den Anfang macht, und in der That, die Eltern werden bei ihrer Wahl mehr durch den Sachverhalt, den allgemeinen Zweck bestimmt, sie erwägen, ob die Häuser, die Charaktere passen, das Vermögen zureicht, die neue Familie gedeihliche Verhältnisse vorfindet; der Sohn, unverdorben und von den Ausschweifungen übergreifender Phantasie unberührt, begehrt nur nach Ergänzung durch das Geschlecht überhaupt, und das nußbraune Mädchen gilt ihm dann soviel als das schneeweiße. In einer völlig gesunden Welt

freilich werden beide Seiten nicht in Widerspruch gerathen, aus der ursprünglichen Einheit nicht hervortreten; wer einem ansehnlichen Geschlechte angehört, wird sich ohne viel Rath und Ermahnung von selbst der Ebenbürtigen zuwenden; der Reichthum wird ihn anlocken, weil dieser in der Fülle der Mittel auch Schönheit der Erscheinung bedingt und gewährt; die fremde Rasse, die fremde Religion, der über- oder untergeordnete Stand stößt ihn ab oder sagt ihm nichts — wie es dem Steinadler nur im Gebirge wohl ist, der Möve am Seestrande, den Drosseln und Amseln unter den Früchten des Gartens. Was sich über Mesalliancen sagen läßt, hat am feinsten und treffendsten Therese im Wilhelm Meister, 7, 6 vorweggenommen: „Die Vermischung der Stände durch Heirathen verdienen nur in sofern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können und das ist's warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden."*) Nun aber löst sich, bald im Aufsteigen, bald im Verfall der Bildung, das Bewußtsein des Einzelnen, das Gemüth mit seiner eigenen Art von dem allherrschenden, dunklen, sittlichen Element (nach Hegel: das Subjekt von der Substanz), und es wird daher die Ehestiftung durch die Eltern gern in die Zeit der Väter zurückverlegt, in eine Höhe, zu der wir mit Ehrfurcht aufblicken, und wo das, was wir schmerzlich vermissen, noch nicht zerstört war. Und dies klingt auch aus den Worten des Apothekers wieder, dem sonst doch die ideale Stimmung fremd ist.

---

*) Ovid, Heroid. 9, 32: Si qua voles apte nubere, nube pari!

(Gleich und gleich, so allein ist's recht,
Drauf will ich leben und sterben!)

Auch bei Aeschyl. Prom. 890 und bei Andern.

Das lieblichste Bild eines wohlhabenden Bürgerhauses, in dem viel Töchter sind, giebt uns die zweite Epistel. Alle Wirthschaftszweige, alle Beschäftigungen eines solchen werden nach einander vorgeführt, jede in der Hand einer der Töchter: der Keller, die Küche, die Bodenkammer, der Garten, Obst und Gemüse, Nadel und Zwirn, auch der weibliche Putz. Die viele Arbeit im Hause bewahrt die Mädchen vor herzverderbender Lektüre überspannter Romane, ja im Bürgerhause fehlt nicht bloß die Zeit, sondern auch die Lust zum Lesen, und jedes Geschwätz ist willkommener als ein Buch. So reift jedes der Mädchen im Stillen

Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.

Auch der Garten um das Haus ist kein Park, romantisch und feucht, sondern auf sonnigen Beeten trägt er nützliche Kräuter, die auf den Tisch kommen, und an den Bäumen Früchte, die die Freude der Jugend sind. Der Vater beherrscht so sein patriarchalisches Königreich — „es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl“ (an Frau von Stein, von der Harzreise im Winter). Auch hier mischt sich in die reizende Schilderung eine leise Ironie, verstärkt durch die Anklänge an antike Redeweise, die wohlmeinende Gesinnung schließt heitere Züge nicht aus, z. B. von der Schwester, deren Reich die Küche und der Mittagstisch ist:

Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern
Und mißlingt ihr etwas, so ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.

Hier würde sich das schöne Gedicht „Die glücklichen Gatten“, das dem Dichter bis in sein höchstes Alter lieb war, passend anschließen, wenn wir davon nicht schon an einer andern Stelle gesprochen hätten.*)

*) Unter den „Naturformen.“ Manches von dem, was in jenem Kapitel zusammengestellt worden, ließe sich auch hier unter den Sitten des Bürger-

Nachdem die Woche über fleißig gearbeitet worden, ist der Sonntag die Zeit der Erholung, bescheidenen Genusses, der Spaziergänge vor's Thor, der Landfahrten. Am Vormittag geht der Bürger, sauber gewaschen und gekämmt, das Gesangbuch unterm Arme, in die aus alten Zeiten stammende Kirche, die durch ihre seltsame Bauart nur noch ehrwürdiger wird; die Stube, die Werkstatt ist schon Tags vorher gescheuert und ausgestäubt, die messingenen Beschläge glänzen spiegelhell, die Betten sind schneeweiß überzogen, ein Gericht mehr wird aufgetragen. Nachmittags gehts in Begleitung von Frau und Töchtern, Gesellen und Burschen, zum Thore hinaus ins Freie. So sehen wir im „Faust" am Osternachmittage die Stadt nach allen Richtungen auf's Land, an die Lustörter sich ergießen, und sie wandern Alle an uns vorbei, Typen jeder Art, je nach Stand und Alter in den natürlichsten Worten redend, die der Dichter in die ungezwungensten, holdesten Reime gefaßt hat. „Saure Wochen, frohe Feste" — diese Lehre wird dem Schatzgräber zu Theil, d. h, dem, der auf abenteuerlichen Wegen dem Glück nachjagt und den wahren Schatz, die bleibende Befriedigung in Arbeit und geordnetem Wechsel, nicht zu finden weiß. Nur der Fleißige genießt den Sonntag, den Festtag, der ihn auf eine Weile frei macht und sich selbst zurückgiebt:

Aus Handwerks- und Gewerbesbanden
Sind sie alle an's Licht gebracht.

In der Stille des Sonntags regt sich das Höhere im Menschen — wir sehen es an Hans Sachs. Er steht im saubern Feierwams da, hat das schmutzige Schurzfell abgelegt, läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten, und da naht ihm die

---

thums einordnen und umgekehrt, wie das Allgemeine und das Besondere sich nicht trennen, sondern sich immer auf einander beziehen. Doch ist der Gesichtspunkt hier und dort ein verschiedener und in anderer Betrachtung tritt aus demselben Gegenstande auch ein anderer Inhalt hervor.

Muse und giebt ihm Schwänke und gute Sprüche und Lehren ein. Damals, als der Vater des Apothekers dem Knaben die Ungeduld benahm und drüben die Tischlerwerkstatt geschlossen war, da war es Sonntag, und die Fahrt ging nach dem Lindenbrunnen, und der Tischler mit seinen Gesellen wird sich auch dort eingefunden haben. Als vor zwanzig Jahren die Feuersbrunst im Städtchen ausbrach, wurde sie deßhalb so gefährlich, weil alle Leute als am Sonntag in festlichen Kleidern spazierend in den Dörfern und in Schenken und Mühlen sich zerstreut hatten. Und an dem Tage, wo die Geschichte in „Hermann und Dorothea" vorgeht, ist es wiederum Sonntag; nur heute hat der arbeitsame Hauswirth Zeit, behaglich unter dem Thorweg und später im kühleren Saale sitzend mit Frau und Nachbarn zu schwätzen; nur heute können die letztern auf der Stelle die Fahrt in's Dorf machen und dort sich erkundigen und verweilen. Daß die vergangene Zeit nach der Feuersbrunst berechnet wird, ist, wie wir beiläufig hinzusetzen, gleichfalls ein echter, dem Leben kleiner Städte entnommener Zug: in dem Jahre, wo es brannte, war er ein Knabe von 10 Jahren, folglich muß er jetzt dreißig zählen, oder: es war bald nach dem großen Feuer, oder ähnliche Redensarten, die zu fallen pflegen, wenn die Rechnung nicht stimmen will, oder die Bürger beim Glase über ein Datum uneins sind.

Was die Feiertage im Laufe des Jahres sind, — Lichtblicke, die von ferne winken —, das ist in der Betrachtung des Lebens überhaupt der Traum von Utopien, das Märchen vom Schlaraffenlande. Die Zeiten sind schwer, die Arbeit drückt, die Bedürfnisse steigen; schaffe Geld, heißt es, wenn Frau und Kinder gekleidet und satt werden sollen, und die letzteren haben guten Appetit — wie schön müßte es im Lande des Wunsches sein, wo die Häuser mit Kuchen gedeckt (cuccagna, pays de cocagne), die Zäune mit Würsten geflochten sind, wo der Müßiggang belohnt, der Fleiß bestraft wird und Niemand

Bezahlung verlangt oder annimmt. Dies ist seit Jahrhunderten, schon seit Aristophanes und seinem Wolkenkukuksheim, ein vielbeliebtes, immer willkommenes Thema, das aber nirgends mit so heiterer Grazie behandelt ist als in Goethe's erster Epistel. Alles Grobe ist ausgeschieden, altgriechische Lebensform adelt die in reinem Fluß der Rede behaglich weitergetragenen Bilder einer verkehrten Welt. „Aber hüte dich wohl", ruft noch zum Schlusse der Richter dem guten Hans Ohnesorge zu,

daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.

Schmunzelnd hört das der wackere Meister und kehrt halb getröstet zu Hobel und Ambos zurück oder holt im Wirthshaus das Geldstück hervor, das so sauer verdient wird und so leicht vertrunken ist.

Nicht bloß die Männer müssen arbeiten, auch die weibliche Hausgenossenschaft darf die Hände nicht in den Schoß legen. Daß die Bürgermädchen mit ihren Krügen am Brunnen zusammenkommen, haben wir schon an andrer Stelle bemerkt; dort halten sie üble Nachrede, es dauert sie das Unglück, es ärgert sie das Glück des Nächsten, und die Zünglein gehen fleißig hin und her, aber die zu lange ausbleibt, wird, wie Dorothea sagt, mit Recht getadelt. Auch die Bank an der Thür des Hauses ist solch ein Ort lieblichen Schwätzens; sie fehlt auch in dem Landstädtchen nicht, wo Wilhelm Philinen's Bekanntschaft macht. Dorthin entschlüpft das Mädchen in der Dämmerung und wechselt verstohlene Worte mit dem Liebsten, doch gereicht es ihr nicht zum Ruhm. In der Kammer oben aber wird gesponnen:

Wenn unsereins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ —

sagt Lieschen; am Spinnrade finden wir auch Gretchen, und Brackenburg muß Klärchen das Garn halten, indeß die Mutter strickend dabei sitzt. Aber auch das Spinnen geschieht nur in freien Stunden, und diese sind selten, denn im Hause giebt es viel zu thun. Das Mädchen muß überall Hand anlegen, muß kochen, fegen, nähen, Nachts das kleine Schwesterlein wiegen und zum Schweigen bringen, am Waschtrog stehen; dies erzählt uns Gretchen selbst, und doch haben sie sich nicht gerade einzuschränken, denn der Vater hinterließ ein hübsch Vermögen. Auch Dora trägt selbst die Früchte zu Markt, Dorothea ist zu jeder Arbeit geschickt und verdingt sich sogar als Magd, und was das auf sich hat, hält ihr der Pfarrer mit beredtem Munde vor, Hermann's Mutter bringt selbst den Wein und die Gläser auf den Tisch u. s. w. Damit hängt es zusammen, daß in „Hermann und Dorothea" die Bürgerfamilie sich den armen Flüchtlingen gegenüber nicht mit einem Beitrag an Geld abfindet, also einer Hilfleistung in abstracto, gleichsam einer Subscription an der Börse: sie sendet den Ueberfluß der Wirthschaft, Leinwand und Kleider, Bier, Schinken und Brod und läßt den Nothleidenden also unmittelbar theilnehmen an der eigenen Wohlhabenheit. „Denn seht," sagt auch der Brautvater im „Götz", „eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll bar Geld herkommen?" So entnimmt der echte Bürger auch seine Bedürfnisse nicht gern für Geld dem Laden, er bäckt sein eigen Brod, gewinnt seine Wäsche aus eigenem Flachs und mästet das Schwein selbst, das ihm den Schinken und die Würste liefert. Ist das Erzeugniß der eigenen Arbeit auch nicht immer so vollkommen, wie die aus großen Anstalten bezogene Waare, so ist es doch lauter und echt, nicht bloß scheinbar, auch nicht vermengt und gefälscht. Und auch besser schmeckt es und trägt sich besser, denn die Erinnerung an die eigne Mühe, an manche aufgewandte Kunst und Fertigkeit haftet daran.

Alles Bisherige, wie wir es Goethe's Werken entnommen

haben, ist, mehr oder minder, ein Jahrhundert alt, und seitdem hat sich viel verändert. Die bürgerliche Sittlichkeit, jene enge, aber warme und in sich reiche Sphäre, sie besteht fast nur noch in entlegenen Gegenden, an kleinen Orten, in zufällig verschonten Kreisen. Sie ist verdunstet, wie ein edler alter Wein, der offen stehen geblieben ist, der Luft und dem Lichte ausgesetzt. Und wie in der Revolution die goldnen und silbernen Gefäße, die kunstreichen Schalen aus altem Familienschatze, die Leuchter und Kelche vom Altar eingeschmolzen wurden, um Geld daraus zu prägen, so lösten sich unter eifrigen Händen auch die mannigfachen Bildungen der Gesellschaft auf, um öde und gleichmäßig zu Zahl und Ziffer, zu Atomismus und Mechanik zu werden. Wen kümmert noch die Nachbarschaft? Schon der Schatzmeister im zweiten Theile des „Faust" klagt darüber:

Wer will jetzt seinem Nachbar helfen?
Ein Jeder hat für sich zu thun.

Und wenn die beiden Episteln über das Unheil des vielen Lesens sich verbreiten und der Hausvater am Schlusse ausruft; Hätte ich noch so viel Töchter,

es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet —,

so dringt jetzt nicht das Buch, das wäre noch das geringere Uebel, sondern die Zeitung jeden Tag, ja zweimal des Tages, in die ärmste Hütte und ist unermüdlich beflissen, den Samen der Unzufriedenheit auszustreuen und die Ehrerbietung, den Glauben an ein Höheres zu zerstören. Alle Schranken sind gefallen, und so ist Alles beweglich geworden, selbst der Grund und Boden, jedes Erbe der Vorfahren. Die Eisenbahn, die Todfeindin heimathlicher und herzlicher Gefühle, versammelt immer mehr Menschen in den großen Mittelpunkten; dort wirbeln die Sandkörner durcheinander, und zuletzt zerfällt Alles in den einen großen Gegensatz von Arm und Reich, abzehrendem

Elend und schwelgerischem Uebermuth. Sich in das Werk seiner Hände zu vertiefen, kann keinem Meister mehr einfallen, denn die Fabrik, die Maschine ist ihm weit voraus, und wenn er nicht Marktschreier und Lügner ist, wird sein Erwerb bald stocken, und er muß es dann mit ansehen, wie Andere, die ein leichteres Gewissen haben, in ihrem Geschäft fortkommen und gedeihen. Durch Schulen wird die Bildung bis in die untersten Schichten verbreitet, aber die Bildung ist nur schön, wenn sie vollendet ist, und da sie das für die Menge nicht sein kann, so giebt sie für die verlorene Sicherheit der Natur keinen oder nur trügerischen Ersatz. Jeder glaubt Alles zu verstehen, und je weniger sein Urtheil über Menschen und Verhältnisse zulangt, mit um so schnöderem, selbstgefälligerem Dünkel giebt er es ab, am liebsten in der Form höhnischen Witzes, der das Ideal und alles Bestehende zersetzt.

Weniger als die bürgerliche Mittelklasse hat dieser Verlauf der Dinge den Adel und die höhere Gesellschaft betroffen — obgleich auch diese mit jedem Jahre mehr durch die an einen fremden Stamm geknüpfte Plutokratie aus ihrer Stellung gedrängt und durch das Konnubium mit derselben innerlich, bis auf den letzten Blutstropfen und die geheimste Regung des Gemüthes und Gewissens, verwandelt wird. Zu Goethe's Zeit bildete der Adel noch eine eigne Welt, die seine Hand gleichfalls in sprechenden Lebens- und Sittenbildern vor uns ausbreitet. Wir versuchen auch diese Eigenheiten zu sammeln und sie nach des Dichters Vorgang dem Bürgerthum, wie es war und ist, gegenüberzustellen.

Schon in den Jugendwerken finden sich einzelne Züge der Art zerstreut, z. B. in Auerbach's Keller:

Sie sind aus einem hohen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus*) —

*) Man vergleiche damit im Philander von Sittewald (wir brauchen unsere heutige Orthographie): „Mancher Pfeffersack, Blacker (d. h. Schreiber,

oder Mephisto zu Gretchen (um sie als Fräulein zu bezeichnen):

Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf, —

oder Gretchen allein:

Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edlen Haus,
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wäre auch sonst nicht so keck gewesen —

oder Gretchen von ihrem Schmuck:

Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.

Welchen Begriff sich der junge Dichter von der adlig-diplomatischen Gesellschaft machte, geht aus dem zweiten Theil von „Werther's Leiden" besonders deutlich hervor. Dort gilt die äußere Schicklichkeit Alles, das Herz, der innere Mensch nichts. Werther findet „unter dem garstigen Volke" nur „glänzendes Elend, lange Weile"; es herrschen „die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, am meisten die Rangsucht"; „sie passen nur auf, wie sie einander ein Schrittchen abgewinnen können"; da ist ein Weib, die unterhält Jedermann von ihrem Adel, eine andre hat „keine Stütze, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in dem sie sich verpalissadirt, kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter hinwegzusehen." Werther hat sich eines Abends nach Tisch zu lange im Hause des Grafen aufgehalten; da kommt allmählich die „noble Gesellschaft", in die er nicht hineingehört, und sie machen, da sie ihn erblicken, „ihre hochadeligen Augen und

Tintenklexer) und Bärenhäuter, sobald er in ein fremdes Land kommt, eine wohlgelöste Zung hat, saur sehn kann, einen sammeten Mutzen (d. h. Rock, Wams) zahlen kann, will mit Don und Señor traktiret werden." Auch hier also die Unzufriedenheit, das Sauersehen als Kriterium der Vornehmheit. Solcher altpopulären Züge, Meinungen, Vorurtheile, Sprachwendungen unzählige bei Goethe.

Naslöcher," und es kommt soweit, daß der Graf den bürgerlichen Eindringling bitten muß, sich zu entfernen. Werther thut das gern und fährt auf einen Hügel, die Sonne untergehen zu sehen und dabei im Homer zu lesen — wiederum die Unendlichkeit des Gemüthes im Gegensatz zu den Schranken der Konvention. Nachher hört er, daß die Geschichte von Mund zu Munde geht und schadenfroh weiter erzählt wird, und daß man ihm dem Uebermüthigen, der, weil er geistreich ist, sich über Alles glaubt hinwegsetzen zu können, die empfangene Züchtigung gönnt, und dies Gerede kränkt ihn ernstlich und ist ein Grund mehr, seinen Abschied zu fordern. Hier haben wir auch bei Goethe den Freiheitskampf des achtzehnten Jahrhunderts, die Erbitterung gegen die überlieferten Stufen und Stände, jene Gesinnung, die in soviel Dramen, in denen alle Höhergestellten als ebensoviel Bösewichter erschienen, zum Ausdruck kam, am grellsten und glühendsten, unvergänglich bis auf den heutigen Tag, in „Kabale und Liebe". Doch Goethe blieb dabei nicht; bald sollte sich ihm in Weimar das Leben der Vornehmen auch von der positiven Seite zeigen, als eine gleichfalls inhaltsvolle Form des Menschlichen; und Werther selbst sagt dazwischen auch: „Zwar weiß ich so gut als einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wieviel Vortheile er mir selber schafft, nur soll er mir nicht gerade im Wege stehen" u. s. w.

Goethe kam als Natursohn nach Weimar, voll jugendlicher Lebenskraft, geplagt von einer rastlosen Phantasie, und darum von unnennbaren Stimmungen, nachlässig in der Haltung, zutraulich in der Rede, voll Hingabe und offenen Herzens, bald hingeschmolzen, mädchenhaft weich, bald brausend und wild — und nun sollte er lernen, im Verkehr edler Menschen der höhern Macht der Sitte sich beugen und mit behutsamer Mäßigung sein Inneres halb darstellen, halb verhüllen. In einem langen Unterricht weihte ihn Charlotte von Stein, die Besänftigerin,

die Beichtigerin, die Seelenführerin, wie er sie nennt, zu dem neuen Berufe ein; seine tiefe sittliche Anlage kam dem Werke der Umwandlung helfend entgegen. Die Aristokratie befeindete den Emporkömmling mit allen Kräften, heimlich und öffentlich, so der Minister Freiherr von Fritsch, der ehemalige Erzieher des Herzogs Graf von Görz, auch Dalberg, ja selbst die Herzogin Luise — und hatten sie nicht Recht? War er doch bloß ein Bürgerssohn aus Frankfurt, ohne Vermögen, denn der sparsame Vater gab nicht gern etwas her, jung und in Staatsgeschäften völlig unerfahren, dazu, was schlimmer als Alles war, ein Dichter, ein sogenanntes Genie? Gab er sich nicht wirklich Blößen genug durch Unvorsichtigkeit, durch Ausschweifung in Worten und Werken? Die übertriebensten Nachrichten gingen darüber in Deutschland um und wurden von dem Adel, der alle Vorzimmer der kleinen Höfe erfüllte und bewachte, weiter verbreitet.*) Doch es war das Zeitalter des Absolutismus, und so hielt ihn die Gunst des Herzogs, der selbst den Knabenjahren eben erst entwachsen war und darum des Herkommens nicht achtete. „Es ist wahr," schrieb Merck im Jahre 1777, „die Vertraulichkeit zwischen dem Herrn und Diener geht weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel." Ein halbes Jahr nach seiner Ankunft schon wurde der neue Günstling Geheimer Legationsrath mit 1200 Thalern Gehalt (damals mehr als jetzt) und Sitz und Stimme im geheimen Konseil, dann im Jahre 1779

*) Eine Stelle am Anfang des 8. Buches von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" scheint eine Erinnerung daran zu enthalten. Werner, der seinen Freund Wilhelm nach langer Zeit wiedersieht, schüttelt den Kopf und sagt: „Man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hälfest ihm sein Geld durchbringen und seiest schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sei." Was Wilhelm darauf erwidert, paßt auf des Dichters eignes Leben und seine Beurtheiler.

Geheimderath (über diesen Titel schrieb er seiner Freundin die bezeichnenden Worte: „Es kommt mir wunderbar vor, daß ich so wie im Traum die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen kann, betrete"), endlich 1782 durch Diplom des Kaisers Josephs II. förmlich in den Adelstand erhoben. Letzteres enthielt schon eine Nachgiebigkeit gegen die herrschende Meinung, denn damit war das Aergerniß gehoben, einen Bürger bei Hofe und in nahen Beziehungen zu dem Fürsten und der fürstlichen Familie zu sehen. Unterdeß aber war er selbst ein Andrer geworden: von der Rundreise, die er 1782 unter feierlichen Ehren als Abgesandter des Herzogs an die thüringischen Höfe machte, schrieb er: „Ich versuche Alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben, lasse mich gehen und bin mir immer bewußt," und im Jahre 1784 sagte Frau von Lichtenstein in Gotha von ihm aus, er könne jetzt in guter Gesellschaft nicht bloß empfangen werden, sondern nehme diese auch durch Liebenswürdigkeit für sich ein (Brief vom 20. Juni). Und es war nicht bloß eine äußere Uebung oder ein übergeworfenes Gewand; die Anmuth und Milde des Benehmens war nur der Widerschein der innern Reinheit und Güte, die er in langen Seelenkämpfen erstrebt und erreicht hatte — worüber das Tagebuch und der Briefwechsel die rührendsten Zeugnisse enthalten. Glücklicher, stärker als sein Tasso, hatte er die Herrschaft über sich gewonnen; er war Edelmann geworden — durch Adel der Gesinnung, Hofmann — durch Höflichkeit des Herzens (aus Ottiliens Tagebuche: „Es giebt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt; aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens," und kurz vorher: „Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte"; an Frau von Stein, 12. März 1781: „ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt"), zurückhaltend

oft schweigsam, denn in der Welt traten ihm in wechselnder Mischung Bosheit und Gewöhnlichkeit entgegen, und er hatte viel Schätze zu hüten. Anfangs mochten die Freunde, sie, die am Ufer geblieben waren, mit Besorgniß auf ihn blicken, wie er sich auf einem neuen Element eingeschifft hatte und mit Sturm und Wellen kämpfte; die Mutter lud ihn zur Rückkehr in's elterliche Haus ein, aber das ging nicht mehr an: „das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätte ihn rasend gemacht" (Brief an die Frau Rath, 11. August 1781), und er mußte das „Nothdürftige und Angenehme" des väterlichen Hauses und die darin herrschende „unbedingte Ruhe" verschmähen (ebenda). Eben aus jenen kleinen bürgerlichen Verhältnissen hatte er sich ja emporgearbeitet, sich von Schlacken gereinigt und dabei unsäglich ausgestanden (an Jacobi, 17. November 1782). „Wilhelm Meister" ist das Werk, in dem diese Erhebung schrittweise dargelegt wird; es ist die Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung" und zeigt uns, um es kurz und bündig zu sagen, wie der Bürgersmann zum Edelmanne wird. Tiefer und schärfer läßt sich der Unterschied beider Stände nicht aussprechen, als es Wilhelm in seinem Briefe an Werner gethan hat (Buch 5, Kap. 3). Was hier in sinnvollen, aber allgemeinen Formeln niedergelegt ist, entfaltet der ganze Roman, wie später die „Wahlverwandtschaften", in einer Reihe lebendiger Scenen und individueller Figuren. Was kann feiner dem Leben abgelauscht sein, als die Ankunft der Schauspielertruppe auf dem Schlosse des Grafen, die Verwirrung dort, die nicht gehaltenen Versprechungen, Wilhelm's und Philinen's Rolle bei den Lustbarkeiten und geheimen Liebeshändeln, das gereimte Pasquill, die einbrechende Rohheit bei den Prügeln, die der Pedant erhält, das Protegiren und Beschenken, die Ankunft des Prinzen, das Geld, das Wilhelm annimmt (auch Werther trug 25 Dukaten mit nach Hause), die mehr französische als deutsche

Bildung, die improvisirte Bühne und auf ihr die Huldigung durch Emblematik und Allegorie, das Spiel mit idealen Mächten als Mittel gegen die Langeweile, die Leichtigkeit und der Leichtsinn bei ernsten Geschäften, die allmächtige Herrschaft eines schönen und liebenswürdigen, aber trüglichen Anstandes („Wilhelm sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten"), Lothario, der, wie es sich für den Baron schickt, wegen eines Frauenzimmers ein Duell hat und darin verwundet wird, der die Tochter eines seiner Pächter liebt und sie dann anderswohin verheirathet, während er die Schauspielerin Aurelie, deren Gunst er auch genossen hat, dem bittern Gram überläßt, Jarno, in dem Wilhelm einen beobachtenden, herzlosen Weltmann findet („der Edelmann sei kalt, aber verständig, verstellt, aber klug") und der ihm dennoch, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab (er trägt in manchen Zügen das Antlitz Herder's, wie seine spätere Gattin Lydie das der Karoline Flachsland, der Elektra), vor allem ihn mit Shakespeare bekannt macht (der Dichter hätte, wenn dies angegangen wäre, statt Shakespeare's auch seine eignen Werke nennen können, die auch die damalige Nichtigkeit wie ein Feuer verzehrten), u. s. w. Gegen Ende des Romans steigen wir allmählich in eine höhere, edlere Bildungs- und Gesinnungssphäre auf; durch furchtbare Schicksale, durch Krankheit und Tod vertieft sich die Betrachtung, läutert sich die Ansicht des Lebens, die trübe, verworrene Leidenschaft löst sich in weise Humanität auf. Wilhelm, der Anfangs auf so viel falschen Wegen irrte, hat sich zurechtgefunden; er hat im Umgang mit edeln Frauen und äußerlich reichen und vornehmen, innerlich gehaltvollen Männern die Harmonie von Geist und Körper erreicht, die die Idee des Adels bildet, er hat sich z. B. fleißig im Fechten und Tanzen geübt; und um des Gegensatzes willen kommt noch zuletzt Werner, der erwerb-

same prosaische Bürgersmann, hinzu, mit der spitzen Nase, dem Kahlkopf und der hellen, schreienden Stimme und findet seinen Freund „größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden" — „seht nur einmal," rief er, „wie er steht, wie das alles paßt und zusammenhängt!" — und was er sonst noch Aehnliches hinzusetzt. Eben dahin gehört die schöne Vertheidigung des weiblichen Putzes, in einer Zeit, deren Prophet Jean-Jacques, deren Fahne rohe oder sentimentale Natürlichkeit war: „Wie thöricht lehnen sich doch so viele Dichter und sogenannte gefühlvolle Menschen gegen Putz und Pracht auf und verlangen nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen" u. s. w., und zum Schlusse: „Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheint diese Göttin (die Gräfin) in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu sein!"

Auch in den „Wahlverwandtschaften" sind wir ganz auf dem adligen Schlosse und nehmen Theil an den Liebhabereien, Gesinnungen, Beschäftigungen des Adels: da werden Bau- und Parkanlagen gemacht, lebende Bilder aufgeführt, Klavier und Flöte gespielt, Lustfahrten unternommen, Pferde nach Tische besehen (wie im „Wilhelm Meister" 3, 8 auch Hunde, die wohl aus England gekommen waren, und — Schauspieler); da geht der Herr Baron, weil zu Hause die Dinge sich verwickelt haben, wieder in's Regiment, vermuthlich in kaiserliche Dienste, und verdient sich militärische Orden. Auch die Liebe untergeordneter Personen zu adligen Fräulein ist nicht vergessen, aber sie muß ein Geheimniß bleiben und erregt nur Lächeln, wenn sie sich verräth. Die Ehe in ihrer Zerrüttung wirkt um so ergreifender, als die Naturgewalt der Leidenschaft mitten in einem Reiche der Selbstbeherrschung und geselliger Formen nicht roh ausbrechen darf und nur wie unter einer Hülle lodert und das Herz verzehrt. Arbeitsame Bürgersleute haben gleichsam nicht Zeit, in

der Ehe unglücklich zu sein; in dem schönen Müßiggang vornehmer, von der Nothdurft nicht gedrückter Menschen schweifen die Gedanken leicht aus dem gezogenen Kreise, der Umgang der Geschlechter, das Spiel der Liebe wird zur Unterhaltung, zum Geschäft des Lebens, und führt oft zu tiefem Fall und tragischem Verderben. So heißt es schon in den „Bekenntnissen einer schönen Seele": „Er sagte mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mirs, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte. Warum, fragte ich. Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Kopulation ansehe, versetzte er. Ich lachte über ihn und habe hernach oft genug an seine Worte zu denken gehabt." Auch die junge schöne Gräfin im „Wilhelm Meister" lebt in unglücklicher Ehe mit ihrem wunderlichen Manne; ihre Liebe zu Wilhelm und die seinige zu ihr vergleicht der Dichter zwei feindlichen Vorposten, die von den beiden Ufern eines Stromes, der sie trennt, friedliche Grüße wechseln, ohne des Krieges zu gedenken. Später suchte sie, wie so oft Frauen höhern Standes, ihr Leid durch Wohlthätigkeit zn mildern; als Wilhelm dies hörte, machte es ihn äußerst traurig: er „fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an der Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen" (Buch 7, Kap. 6). Daß dem Dichter, obgleich er seinen Wilhelm den höhern Ständen, als einem weiteren und edleren Dasein zuführte, doch die Schwächen derselben wohl zum Bewußtsein kamen, geht schon aus den oben angeführten Zügen hervor, und so spielt auch hier, wie bei Schilderung des Bürgerthums, ein unmerkliches Lächeln um den Mund des Erzählers; er scheint ganz in der Sache zu stehen, und doch schwebt sein Blick darüber. Schon die Parallele, in die hier das Theater und die höfischen Sitten gestellt sind, enthält eine leise satirische Andeutung. Da der Weltmann sich nicht geben kann, wie er wirklich ist und fühlt, lebt er nicht auch im Reiche des Scheines,

als eine Art Schauspieler? Und muß umgekehrt der Schauspieler nicht auch sein Aeußeres bilden, die Befangenheit ablegen, in Gang und Geberde, im Blick der Augen und im Klang der Stimme jene vollendete Persönlichkeit zu gewinnen suchen, die Wilhelm als Vorzug derjenigen, die auf den Höhen des Lebens geboren sind, bewundert? Doch bei diesem parodischen Abbild des Adels, bei den Zigeunern, wie sie Jarno nennt, konnte Wilhelm nicht bleiben; er erhält die Warnung: flieh, Jüngling, flieh! und später kann er nicht Uebles genug von seinen frühern Kunstgenossen sagen, und merkt nicht, daß er, indem er sich gegen ihr niedriges Treiben ereifert, die Welt selbst, wie sie ist, geschildert hat — wie ihm gleichfalls Jarno unter Lachen vorhält. Und auch gelernt hat er vieles unter den Schauspielern; hat ihn z. B. nicht Philine durch ihr Necken und Locken von dem Ungeschick befreit, mit dem er zuerst als verliebter Dichter unter die Menschen trat?

Dem Adel dient als Fußgestell das Leben und die Arbeit der Bauersleute; an das Schloß und den Park schließt sich das Dorf, der Wald, das Feld; den Junker, wenn er auf die Jagd reitet, grüßt ehrfurchtsvoll der Ackerer am Pfluge, der Schäfer an der Spitze seiner Thiere, und er scherzt vom Pferde herab mit den Mädchen, die die Garben binden oder das Heu mit dem Rechen zusammenraffen. Auch bis zu diesem untersten Stande hat der Dichter bisweilen gegriffen und zeichnet auch dann Bilder von unvergleichlicher Wahrheit. Was kann lebendiger, sprechender sein, als der Bauerntanz unter der Linde in dem Liede: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz"? Das Schreien und Jauchzen, das Stoßen und Stampfen, das Gekreisch des Fiedelbogens, der wüthende Tanz, die fliegenden Röcke, die Erhitzung und die derbe Röthe auf den Gesichtern, die sich sträubende Dirne und der Bursche, der sie dennoch bei Seite schmeichelt — dies alles schwingt sich mit schlagendem Takt, in kurzen Worten und kräftigen Reimen, ebenso scharf

als flüchtig an uns vorüber. Dem Dichter selbst muß dies Lied*) besonders im Sinne gelegen und gefallen haben, denn im zweiten Buch von „Wilhelm Meister" (Kap. 11) erinnert er daran und läßt es von Philinen singen, obgleich die Scene, zu der es gehörte (die Scene vor dem Thor im „Faust"), noch nicht ganz fertig war und darum mit sammt dem Liede in dem Faust-Fragment von 1790 noch fehlte. Auch im „Götz von Berlichingen" thut sich mehr als ein Stück Dorfsitte und Bauernart vor uns auf, so im zweiten Akt bei der Hochzeit, an der Götz und Selbitz theilnehmen, die eigensinnige Prozeßsucht, die vorherrschende Naturalwirthschaft u. s. w., dann im dritten Akt die Erzählung vom Landgrafen von Hanau, wie er mit seinen Gästen im Freien speiste und das Landvolk herbeilief, sie zu sehen: „Die vollen, runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte," dann in den letzten Scenen die andre Seite des friedlichen Lebens an der Erde, der gequälte, ausgesogene, endlich gegen seinen Herrn in wilder Grausamkeit aufstehende Fröhner. Sehr charakteristisch ist es auch, wie sich im „Faust" der alte Bauer zum Herrn Doktor wendet und die Herablassung rühmt, mit der ein so Hochgelehrter sich unter das Volk mengt, denn dieser Respekt ist Bauernmanier:

*) Um sich die ganze Meisterschaft desselben fühlbar zu machen, halte man die ländlichen Freuden der vielen horazischen und anakreontischen Dichter dagegen, z. B. in Hagedorns „Der Mai":

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

Herr Doktor, das ist schön von Euch,
Daß Ihr uns heute nicht verschmäht
Und unter dieses Volksgedräng'
Als ein so Hochgelehrter geht.

Auch die Unarten und Leidenschaften, die sich in der Landgemeinde regen, sehen wir unter den Flüchtlingen in „Hermann und Dorothea" ausbrechen, eben so, wie dann der Richter oder Schulze, der Dorfweise, der zugleich der wohlhabendste zu sein pflegt und unter den Dorfgenossen viel Verwandte hat, auftritt und Ruh' und Frieden gebietet. Der Dichter selbst erging sich ohne Scheu bei Schützenfesten, in Wirthshäusern, auf seinen Wanderungen unter dem niedern Volke; wie oft hat er mit den Bauermädchen die halbe, ja die ganze Nacht getanzt — er berichtet darüber selbst in seinen Briefen —, und auf der Harzreise ist er glücklich, den Masken des Hofes entflohen zu sein und Menschen zu treffen, „die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben" (7. Dezember 1777). Drei Tage vorher hatte er geschrieben: „Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren —!" Zwei Jahre darauf spricht er im Tagebuch zu sich selbst (14. Juli 1779): „Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen Sinn kriege" — und aus der Schweiz schreibt er im November desselben Jahres: „Eins glaub ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freund-

licher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab ich sie gefunden." Und am 11. Oktober 1781 will er zu Fuß von Gotha über die Gleichen nach Kochberg wandern (er, der Geheimrath, der die letzten Tage im herzoglichen Schlosse auf dem Friedenstein als gern gesehener Gast geweilt und mit dem Pariser Weltmann, dem Baron von Grimm, dem Correspondenten gekrönter Häupter, verkehrt hatte!) und meldet dies dem Herzog mit den Worten: „Vom hohen Friedenstein durch das flache Land, aus dem zusammengefaßten Leben der obern Menschen zum einzelnen und einfacheren der niederen Landesbewohner." Es ist, als hätte er sich, als er diese Worte schrieb, nach der Gefangenschaft am Gothaer Hof zurück zu sich selbst, zu der einsamen Natur gesehnt und in ländlichen Herbergen, unter einfältigen, beschränkten, unschuldigen Menschen Erholung von den Fesseln der Gesellschaft gesucht. Bitterer und mehr politischer Art ist die Aeußerung, die er ein halbes Jahr später gegen Knebel fallen ließ (17. April 1782): „So steig ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter und wir haben's soweit gebracht, daß oben immer in einem Tag mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann." Einige Tage vorher hatte er seiner Geliebten von Meiningen aus geschrieben: „Ich habe mich diese Tage her recht bemüht, meine Gedanken auf die Erdschollen zu konzentriren, und bin nur überzeugter, daß ein Mensch, der seine Lebzeit am Spieltisch zugebracht hat, nicht ein Bauer werden kann. Man muß ganz nah an der Erde geboren und erzogen sein, um ihr etwas abzugewinnen." Wie wahr ist diese Bemerkung! Statt Spieltisch ließen sich noch viele andere Wörter setzen!

Die Stände fassen sich zu einer Nation zusammen, und so stehen sich die Völker einander gegenüber, jedes mit bestimmtem Charakter, in eigner Art und Weise. Auch auf diese nationalen Besonderheiten fällt in Goethe's Werken hin und wieder ein kurzes, helles Licht. Wir meinen damit nicht den allgemeinen Hintergrund, der je nach dem Lande, in das uns die Dichtung versetzt, ein andrer ist, wie z. B. italienische Luft im „Tasso" weht, niederländische im „Egmont" u. s. w., sondern die mehr direkten Urtheile und Bezeichnungen, wie sie in Glimpf und Unglimpf die Nachbarvölker gegen einander anwenden. Im „Götz" sind der alte und der junge Bauer oder der Brautvater und der Bräutigam beide in ihrem Prozeß von dem aus Bologna gekommenen Juristen ausgeplündert worden, und der erste ruft: „Der Teufel hol den Assessor Sapupi, es ist ein verfluchter schwarzer Italiener." Ebenso im „Wilhelm Meister" 2, 4: „Der schwarzbärtige heftige Italiener". Götz träumt von einer bessern Zeit im deutschen Reiche und sagt: „Wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben!" Jetzt würden die Wölfe wohl anders benannt werden, die Füchse aber sind geblieben, und auch Brander in Auerbach's Keller sagt:

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden —

und Aurelie über die französische Sprache (5, 16): „Wie ich sie von ganzem Herzen hasse! Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache! Sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank, kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges „treulos" ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid

ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können" u. s. w. Den französischen Hang zur Buhlschaft drückt Mephistopheles aus:

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos,
Doch bitt' ich, laßt's Euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn Ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht,
Wie's lehrt manche welsche Geschicht.

Dasselbe Wort „welsch" als Ausdruck der Verachtung in der „Dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe": „So sei es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm, und deines, weitverbreitete Welt Gottes, angegafft und läppchenweise in den Gehirnchen der Welschen aller Völker auf-tapeziert zu werden." Auch im „Egmont" in der ersten Scene: „Brannten und sengten die welschen Hunde nicht durch ganz Flandern?" „Mußte doch die welsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen!" So auch im „Ewigen Juden":

Und wie sein Bruder welscht und sprach,
Durft er auch welschen eins darnach.

Als Wortemacher und geschickt in wohlgesetzter Schmeichelei erscheint der Franzose in den „Vögeln": Treufreund hat vor den versammelten Vögeln eine Rede gehalten, und der erste sagt: er spricht gut, der zweite: ganz allerliebst, der dritte: ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte, und Hoffegut setzt hinzu: es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt. Und der Dichter selbst schreibt, nachdem er die Korrespondenz des Barons von Grimm aus Paris gelesen, an Knebel

(17. Oktober 1812): „Die nordischen Heroen, Katharina, Friedrich, Gustav, der Erbprinz von Braunschweig und andre erscheinen als erbärmliche Tributärs des französischen Sprach- und Schwatzübergewichts."

Auch die andern Nachbarn, die Fläminge, erhalten ihr Theil: ein flämisch Gesicht machen, heißt soviel, als ein mürrisches, verdrossenes. Der Ausdruck kehrt bei Goethe mehr als einmal wieder, wir begnügen uns, die eine Stelle aus „Wilhelm Meister" 4, 19 anzuführen: „Sie machten unserm Freunde nicht bloß durch ihre Gegenwart, sondern auch oft durch flämische Gesichter und bittere Reden einen verdrießlichen Augenblick." Als aufgeputzter, jähzorniger Mann erscheint der Polacke im „Götz": „Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ungefähr mit dem Aermel verwischte? Es war bei Tische und er stach nach Euch mit dem Messer. Den schlug ich wacker aus dazumal." Die polnischen Edelleute überfallen in Schwärmen gegenseitig ihre Schlösser und ziehen erst weiter, wenn Alles aufgezehrt und ausgeleert ist, ja mancher arme Graf lebt nur als solcher Krippenreiter („Wahlverwandtschaften", Theil 2, Kap. 5): Charlottens Wintervorräthe waren zu Ende und einer in der Gesellschaft rief: „So lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum!"

Auch die Deutschen selbst werden nach ihren Eigenschaften von Goethe oft übel behandelt, und Schiller that desgleichen — es war der ungeheure Abstand, der beide Dichter von der platten, urtheilslosen Menge trennte, und die Verkennung, die sie erfuhren, was sie oft zu bitterem Hohn gegen „Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit" hinriß. Doch gehen wir an dieser Stelle nicht darauf ein und gedenken nur der Art, wie Aurelie im „Wilhelm Meister" das deutsche Wesen zeichnet (4, 20): „Ich muß es eben bezahlen, daß ich

eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird," (4, 16): „Die deutsche Nation kam mir im Ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich aus: Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat." Aehnlich war ohne Zweifel Goethe's Stimmung in manchen Augenblicken, wie es auch das Urtheil der Fremden zu sein pflegt, doch fühlte er wohl, daß damit nur die eine Seite getroffen war, und versäumte nicht, Aurelie sogleich den Zusatz in den Mund zu legen: „Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war." Die darauf folgende Limitation des Urtheils läuft übrigens nur auf den Satz hinaus, daß die Deutschen tapfer und brav sind, wenn sie recht geführt werden.

Was nun noch einen Bestandtheil der europäischen Bevölkerung betrifft, der jetzt dem Beobachter auf allen Wegen als herrschend begegnet, wir meinen die Judenschaft, so war dieser zu Goethe's Zeit noch in allen Landen als ein Fremdes, gänzlich Heterogenes in Schranken und zur Seite gehalten, und so tritt nirgends in Goethe's Dramen und Romanen ein Jude als Gestalt für sich auf — außer wenn man die possenhafte Figur des Mardochai im „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" als solchen gelten lassen will. Aber am 28. Oktober 1782 schreibt er der Frau von Stein: „Einen guten Morgen zu sagen, hat mich der Jude Ephraim abgehalten. Von ihm zu erzählen, wird mir ein Spaß sein. Bald hab ich das Bedeutende der Judenheit zusammen. Und habe große Lust, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen." Leider kam dieser Plan nicht zur Ausführung; die Charakteristik wäre ohne Zweifel eine lebendige, nicht, wie bei Lessing, von einem bloßen abstrakten Grundsatz, dem des gleichen Menschenrechtes und der religiösen Duldung, eingegebene gewesen — zumal da schon der Knabe

Goethe in seiner Vaterstadt auch sonst Gelegenheit gefunden hatte, die jüdische Art und Unart frühzeitig kennen zu lernen. Vielleicht entstand bald, nachdem jene Briefstelle geschrieben worden, das spätere Zwischenspiel im Jahrmarktsfest, wo Haman in Alexandrinern, halb ernsthaft, halb närrisch, den König Ahasverus mit dem „Bedeutenden der Judenheit" zu schrecken sucht, z. B.:

Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr;
Er weiß mit leichter Müh und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen —

oder:

Sie wissen jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;
Der kömmt nie los, der sich nur einmal eingelassen —

oder:

Es ist ein Jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt,
Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen,
So lang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen.

Goethe's Verehrung für Spinoza hatte mit dem Judenthum und dessen Verhältniß zur Gesellschaft nichts zu schaffen; der Dichter bezog sich auf ihn, wie er auch Worte des Psalmisten, der Propheten u. s. w. anzuführen liebte. Ueber Moses Mendelssohn aber, den Vorboten der kommenden Zeit, äußert er sich ziemlich geringschätzig; als dessen „Morgenstunden" oder Vorlesungen über das Dasein Gottes 1785 erschienen waren, schrieb Goethe am 1. Dezember an Jacobi: „Was hast du zu den Morgenstunden gesagt? und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird dir es ergehen, wenn er deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird 2c." In Wilhelm Meister's Wanderjahren, Buch 3 Kapitel 11, wird

nach einer Schilderung des Einflusses der christlichen Religion hinzugefügt: „In diesem Sinne dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Kultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?“ Auch sonst streift in den Dichtungen und Betrachtungen der Judaismus wie ein Schatten hin und wieder durch die heitern Abbilder der Wirklichkeit, z. B. Faust:

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud und König kann es auch.

Ist der Vater ein Geizhals gewesen, dann vergeudet der Sohn das Geld („Politica“):

Juden und Huren, die werden's fressen.

Schah Abbas thront in Ispahan, und Gesandte kommen aus allen Weltgegenden; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet („Westöstlicher Divan“, Pietro della Valle). Aehnliche kurze Andeutungen auch in den Lehrjahren: der Aktuarius (1, 13) ritt auf einem Pferde, das er gestern vom Juden getauscht; (2, 11): die Uebrigen stritten, ob der Harfenspieler ein Pfaffe oder ein Jude sei; zur Kriegszeit, bei häufigen Durchmärschen, hatte Wilhelm (4, 11) einen Boten ausgesendet, aber dieser mußte schleunig umkehren, um nicht für einen jüdischen Spion angesehen zu werden; Werner bittet seinen Freund, er möge sein Haar anders tragen, „sonst“, sagt er (8, 1), „hält man dich denn doch einmal unterwegs als einen Juden an und fordert Zoll und Geleite von dir.“ Auch im „Reineke Fuchs“ (10. Gesang):

Und auf Kräuter und Steine versteht sich der Jude besonders —

und im 5. Gesange sagt Lampe:

Hüsterlo nennen die Leute
Jenen Busch, wo Simonet lange, der Krumme sich aufhielt,
Falsche Münze zu schlagen mit seinen verwegnen Gesellen.

An Fritz von Stein, 23. October 1793: (es schickt sich nicht an wohlbesetzter Tafel die Marseillaise zu singen); „es kommt mir das eben so vor, wie die Devise eines Reichen: pain bis et liberté, oder eines Erzjuden: Wenig, aber mit Recht." Im „Westöstlichen Divan", Buch der Betrachtungen, folgt auf den Spruch:

Da dacht ich: ehrlich sein
Ist doch das Beste;
War es nur kümmerlich,
So steht es feste —

gleich der andre:

Zu genießen weiß im Prachern
Abrahams geweihtes Blut,
Seh ich sie im Bazar schachern
Kaufen wohlfeil, kaufen gut.

Setzt man sich diese und andre zerstreuten Züge zusammen, so erhält man ungefähr ein Bild dessen, was die Juden in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts waren oder wofür sie galten oder wie der Dichter sie sich dachte.

Wir werfen zum Schlusse noch einen Blick auf die Anredeformeln, wie sie bei Goethe im geselligen Verkehr der Individuen und der Stände unter einander herrschen, Formen, die uns noch immer eigenthümlich ansprechen, wenn wir sie auch nicht mehr brauchen. Schon bei den mittelhochdeutschen Dichtern gilt neben dem natürlichen und vertraulichen Du ein aus dem Romanischen eingedrungenes höfliches Ihr und Euch. Der Geringere nennt den Höheren Ihr (nach dem Spruche: nobiles vositantur) und erhält von ihm Du; in der Kaiserchronik duzt der Papst den Kaiser, der Kaiser giebt dem Papst Ihr. Frauen und Geistliche werden mit Ihr angeredet; zwischen Freunden gilt Du, zwischen Fremden Ihr. Auch Eheleute reden sich mit Ihr an: der Vater empfängt von den Kindern Ihr, die Mutter vom Sohne gleichfalls Ihr, von der Tochter wegen

größerer Vertraulichkeit Du. Geräth der Sprechende in Leidenschaft oder Zorn, so verwandelt er das nähere Du in das fremdere Ihr oder umgekehrt das höfliche Ihr in das gemeinere Du. Dies blieb so bis etwa zu der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Da entsprang aus der dem französischen Monsieur und Madame nachgeahmten Anrede Herr und Frau der Gebrauch der dritten Person Singularis, und dies Er und Sie bezeichnete nun eine noch tiefere Ehrfurcht und Unterordnung des Redenden, als das Ihr. In der zweiten Hälfte des unglücklichen siebzehnten Jahrhunderts und mit dem Beginn des achtzehnten, als überall kriechende Noth herrschte und die persönliche Selbstachtung erloschen war, wurde das Er und Sie noch weiter überboten: der Unterthänige, der Furchtsame und Schmeichler, der die Kluft zwischen dem Redenden und dem Angeredeten, den Abstand, der die Stände schied, nicht groß genug machen konnte, verwandelten es in das Sie und Ihnen des Plurals, und dieser unsinnige Gebrauch hatte um die Zeit von Goethe's Jugend schon weiten Raum gewonnen. So gab es nun vier Stufen der Höflichkeit, die eine immer feiner, demüthiger als die andre: das Ihr stand dem Du nicht sehr fern, das Er dauerte neben dem Plural, doch immer mehr sinkend, während des Jahrhunderts fort. Der junge Student Goethe in Leipzig hatte im Jahre 1765 seinem Freunde Riese mit Ihr und Euer geschrieben, jener antwortet mit Sie und Ihnen, und Goethe zürnt darüber („Sie, Sie — das lautet meinen Ohren so unerträglich"). In Straßburg schreibt er 1770 einem andern Freunde Limprecht mit Er und Ihm, fällt aber gleich darauf und in demselben Briefe in das Sie des Plurals. In den Briefen an die Mutter vor der Schweizerreise 1779, in denen er ihr seinen und des Herzogs Besuch in Frankfurt ankündigt, redet er sie in der dritten Person des Singulars an: „Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen"; „antworte Sie mir sogleich"; „wenn Sie mir erst Ihre Ideen

geschrieben hat"; „so eine Antwort wünscht' ich von Ihr, liebe Mutter"; „was Ihr noch einkommt, schreibe Sie mir" u. s. w.; wo beide Eltern gemeint sind, braucht der Schreibende Ihr und Euch. Aber drei Jahre später, in dem für sein inneres Leben bedeutungsvollen Schreiben an die Mutter vom 11. August 1781 herrscht schon durchgängig das Sie und Ihre und Ihnen, ganz wie heutzutage. Wenden wir uns zu den Dichtungen jener Jahre, so findet sich im „Faust" noch gar kein Sie*), es wechselt darin Er, Ihr und Du, zuweilen ohne viel Wahl, wie ein lebhaftes Gespräch es mit sich bringt, meistens aber in der Unterscheidung, die das Verhältniß der Stände forderte. Faust bei der ersten Begegnung auf der Straße redet Gretchen mit der feinsten Höflichkeit in der dritten Person des Singulars an:

Mein schönes Fräulein, darf ich wageu,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

In der darauf folgenden Gartenscene sagt Gretchen immer Ihr, Faust giebt ihr in der Sprache der Liebe das feurige, innige Du, bis auch sie am Schlusse in den Ruf ausbricht:

Bester Mann, von Herzen lieb ich dich!

Zwischen Faust und Wagner herrscht, wie es bei Professor und Student oder Famulus sich ziemt, das althergebrachte Ihr, das nur am Ende des Spazierganges bei lebhafterer Aktion in das ungezwungene Du übergeht. In der Scene, wo Mephistopheles im Doktorkleide den Schüler empfängt, wird, von beiden Seiten,

*) Mit Ausnahme einer Stelle:

Herr Doktor wurden da katechisirt,
Hoff', es soll Ihnen wohlbekommen,

Diese Verse finden sich in dem Anhang zu einer der wundervollsten Scenen des Dramas, dem Religionsgespräch zwischen Faust und Gretchen. Auch aus andern Anzeichen läßt sich schließen, daß dieser Anhang einer späteren Zeit angehört, worüber ich mich hier nicht auslassen kann. Er steht schon im Fragment von 1790, das nicht überall ursprünglich ist.

wie billig, das Ihr angewandt; in der, wo Mephisto sich zuerst der Frau Marthe Schwerdtlein vorstellt, sagt er ehrerbietig im Singular:

> Ich kenne Sie (eam) jetzt, mir ist das genug;
> Sie hat da gar vornehmen Besuch —

und zu Gretchen:

> Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf,
> Wie freut mich's, daß ich bleiben darf —

und Frau Marthe fragt:

> Was bringt Er denn? Verlange sehr —

worauf Mephistopheles:

> Ich wollt, ich hätt eine frohere Mähr!
> Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen:
> Ihr (ejus) Mann ist todt und läßt Sie (eam) grüßen.

Im Verfolg der Scene geht dann bei näherer Bekanntschaft das vornehmere Er und Sie in das bequemere Ihr des Plurals über. In Auerbach's Keller dagegen dient das Er gegen den Schluß zum Ausdruck des Zornes, es ist schon herabsetzend:

> Laß Er uns das zum zweiten Male bleiben!
> Was, Herr, Er will sich unterstehen
> Und hier sein Hokuspokus treiben?

Wie in dieser Scene, steht auch sonst das Er nicht leicht anders als mit Hülfe eines Substantivs der Anrede, wie Herr, Schwager, Gevatter, Freund, guter Freund, Meister, mein Kind u. s. w. Der Kaufmann spricht höhnend zu Hermann:

> Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?

Im „Wilhelm Meister", in einer ganz andern Welt, wird in der dritten Person des Plurals gesprochen, Wilhelm z. B. sagt zu Philinen, da wo er ihre Pantoffeln vor seinem Bette findet und sie selbst hinter den Vorhängen vermuthet: „Stehen Sie auf, Philine", u. s. w. Dennoch geschieht es auch hier, bei

der Fülle und Mischung der verschiedensten Standes- und Lebenssphären, daß die gesellige Stellung der Person in der Form der Anrede ihren Wiederschein findet. So gleich in den ersten Kapiteln: die alte Barbara redet zu Wilhelm mit dem Sie des Plurals, er zu ihr mit dem des Singulars, Barbara zu Marianne mit Ihr und Euch, diese zu jener mit Du. Der Graf spricht zu dem Schauspieldirektor Melina, gleichsam von der Standeshöhe herab: „Ruf Er seine Leute zusammen und stell Er sie mir vor, damit ich sehe, was an ihnen ist." Und bald darauf: „Ich will einen Freund zu Euch schicken und wenn Ihr billige Bedingungen macht und Euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt" u. s. w. Und die Gräfin sagt zu Philine: „Sieht Sie, Kleine, sieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir" u. s. w. und ebenso die Baronin: „Endige Sie doch das angefangene Liedchen". Hermann redet zu seinen Eltern mit Ihr, die ihn dagegen duzen, und so sagt auch Wilhelm zur Mutter: „Schelten Sie das Puppenspiel nicht," und sie zu ihm: „Mach es nur mäßig" — ein Zug der Unterwürfigkeit der Kinder, wie er sich aus alter Zeit vererbt hatte. Dem Apotheker und Pfarrer giebt Hermann das Ihr, sie sind ja Fremde, ältere Personen; umgekehrt duzt der Pfarrer bisweilen Hermann, denn er ist sein Zögling und jüngerer Freund. So sagt auch Egmont zu seinem Sekretär Du, dieser zu jenem Ihr. Zwischen Hermann und Dorothea schwankt die Anrede: er duzt sie in der idealen Sprache der Poesie, sie das bescheidene, niedrigere Mädchen sagt Ihr, und nur in der schönen Scene, wo beide am Brunnen sitzen, und in jener andern, wo sie auf dem Heimweg eben zum Birnbaum gelangen, bedient sie sich des homerischen und antiken Du und Dir. Der Vater nennt seine Frau Mutter (er spricht gleichsam im Namen der Kinder):

wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst —

und sie ihn dagegen Vater:

Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn!

Auch zu dem würdigen Richter tritt der Pfarrer mit der Anrede Vater, die in manchen Mundarten alter Zeit dem erfahrenen Greise, besonders dem Richter, von selbst zukam; nennt doch auch Telemach den göttlichen Sauhirten wiederholt ἄττα, d. h. Vater. Das Bürgermädchen bekommt noch nicht den Titel Fräulein:

Bin weder Fräulein, weder schön —

und Frau Marthe sagt:

Denk, Kind, um Alles in der Welt,
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Später sagt Mephisto bloß Jungfrau:

Und hier die Jungfrau ist auch da?

wie auch Werther zu dem Dienstmädchen am Brunnen: „Soll ich ihr helfen, Jungfer?" Der Ehemann wird mit Schatz, Wirth, Herr bezeichnet. So sagt Frau Marthe:

Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben —

und Mephistopheles räth ihr an:

Wär ich nun jetzt an Eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Visirt' dann unterweil nach einem neuen Schatze.

Elisabeth im „Götz" sagt: „Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt", und so redet auch Gertrud in Schiller's „Tell" ihren Mann an: „Mein lieber Herr und Ehewirth", und Stauffacher sagt: „Bleibt doch, bis meine Wirthin kommt". In der mehr modernen Sphäre des „Wilhelm Meister" aber spricht der Graf zur Gräfin: „Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau".

Ueberblickt man diesen mannigfachen Redegebrauch und

vergleicht ihn mit dem jetzigen, so ist nicht zu leugnen, daß sich darin vieles zum Bessern gewandt hat. Wie wir unsern Briefen keine französische Aufschrift mehr geben, was doch im vorigen Jahrhundert ganz allgemeine Sitte war, so betiteln wir die Frau und das Fräulein nicht mehr mit Madam und Mamsell — wie z. B. in der „Stella" geschieht und wie auch Mephisto sagt:

Madam, es thut mir herzlich leid.

Das Ihr und Er ist ganz verschwunden, das Sie des Plurals ist alleinherrschend geworden und geht bis tief in die untersten Schichten hinab. Es ist dies ein Zeichen der umsichgreifenden demokratischen Gleichheitt, an sich aber eine häßliche, die Sprache und ihren Bau entstellende Wendung. Die Italiener sind unter spanischem Einfluß zu einer gleichen Unnatur verführt worden: sie sagen mit dem Femininum der dritten Person des Singulars ella, lei, la, le — in beiden Sprachen gleichsam eine Narbe aus vergangenen unglücklichen Zeiten und auch hierin, wie in größeren Dingen, ein Parallelismus der Geschicke beider Völker.

V.

Naturphantasie.

Mit Goethe war im Zeitalter des formalen Verstandes und der mechanischen Weltansicht ein Auserwählter der Phantasie aufgetreten, dieser Gabe, die vor allem den Dichter macht. Goethe's Phantasie umfaßte zwar zunächst das Menschenleben, dieses sowohl in der Sphäre seiner objektiven Allgemeinheit als in den Tiefen des subjektiven Gemüthes, aber mit gleicher Kraft wandte sie sich den Gestalten und Erscheinungen der Natur zu, in deren großem Reiche auch der Mensch begriffen ist. Der Himmel und die Erde, die Elemente in ihrer Größe, der Tag und das Jahr im Laufe ihrer Zeiten und Verwandlungen, alles, was uns in der Natur umgiebt und unser Dasein freundlich und feindlich bestimmt — der Dichter weiß es in seinem Wesen zu ergreifen, vor unsern Augen zauberisch zu beleben, dem Stummen, dem Unbewußten Sprache und Gefühl zu leihen. Er war ja nicht, wie die bisherigen Poeten in der Gefangenschaft des Hauses, im Staube des Museums und der Bücher groß geworden und von der Schule genährt; er streifte ruhelos, bald ahnungs-, bald reuevoll, in Wald und Feld, auf weiten Wegen umher, verkehrte mit den Geistern des Gebirges, des Wassers, der Nacht, genoß die Pracht und Gewalt der Sonne und den kühlenden Hauch des Mondes und verwandelte überall die Anschauung in Andacht. Sein Genius hatte ihm die herrliche Natur zum Königreich gegeben, Kraft, sie zu

fühlen, zu genießen. Nicht bloß kalt staunenden Besuch erlaubte sie ihm, sie vergönnte ihm, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schauen, und im Wechseltausch mit ihr öffneten sich seiner eignen Brust geheime, tiefe Wunder. Ihre Einsamkeit heilte, läuterte, stärkte ihn: verstehst du, fragt Faust, d. h. der Dichter selbst,

> Verstehst du, was für neue Lebenskraft
> Mir dieser Wandel in der Oede schafft?

Noch in Weimar lebte der Novize des Hofes, der leichtsinnige Führer der Gesellschaft, abseits der Stadt, unfern der rieselnden oder rauschenden Ilm, unter Bäumen, die er selbst gepflanzt und gepflegt, in einem Bauerhause, das er selbst ein wenig wohnlich gemacht und auf dessen Altan er, in den Mantel gehüllt, durch ein vorspringendes Dach vor dem Regen nothdürftig geschützt, unter Donner und Blitz die Frühlingsnacht schlummernd verbrachte oder ein andermal, wenn er dazwischen erwachte und die Augen aufschlug, immer neue Herrlichkeit des Himmels um sich und über sich hatte. In seinen Dichtungen legt er oft das Naturbild nur an, oft malt er es in reicherer Fülle schildernd aus, oft genügt ihm ein kurzes Wort, eine einzelne Bezeichnung, um wie durch ein Streiflicht die jedesmalige Gestalt mit augenblicklichen, unwiderstehlichen Umrissen vor uns aufzurichten.

Indem wir im Folgenden einige Belege dazu sammeln, gehen wir diesmal nicht der Entwickelung des Dichters nach, sondern halten uns an die eigne Ordnung und die großen Züge der Natur selbst, wie sie sich den Sinnen des in sie gestellten Menschen zu erkennen giebt.

Ueber uns wölbt sich der Himmel, und durch seine Weite zu schweben, in den unendlichen Raum sich zu verlieren, den Vögeln, den Wolken nachzuziehen — dieser Wunsch erfüllt jeden, der aus den Schranken des endlichen, einzelnen Daseins

in eine Welt der Freiheit dort oben aufzublicken glaubt. So ruft Faust:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt —

und ebenso Werther (Theil 1, 18. August): „Wie oft hab' ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt" u. s. w. Dieselbe unbestimmte Sehnsucht trägt Ganymed hinauf, aus dem Reiche der Schwere in das leichte Reich des Aethers, dorthin, wo der ewige Vater wohnt:

Hinauf, hinauf strebt's!
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe!
Mir, mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!

„Welche Begierde fühl ich", schreibt derselbe Werther in den Briefen aus der Schweiz, „mich in den unendlichen Raum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben — Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler, blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt und große Kreise zieht" u. s. w.

Am Himmel wandeln Sonne und Mond, folgen einem innern, unabänderlichen Gesetz, begleiten unser Leben und richten den Lauf seiner Stunden. Was ist die Bestimmung des Menschen? so wurde der Philosoph Anaxagoras gefragt, und er

erwiderte: Den Himmel anzuschauen und der ewigen Ordnung sich bewußt zu werden. So betet Iphigenie zu Apollo und Artemis:

> Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
> Das schöne Licht bei Tag und Nacht herauf
> Den Menschen bringet, rettet uns Geschwister!

Ach aber, beide Gestirne sind ihrem eignen strengen Gebot unterthan, und unser Leid, unsre Verzweiflung kümmert sie nicht:

> Die Welt, wie sie so leicht
> Uns hülflos, einsam läßt und ihren Weg
> Wie Sonn und Mond und andre Götter geht! (Tasso.)

Besonders aber herrscht droben die Sonne — mens mundi et temperator, über uns und über Allem. Schon die alten Dichter, vor allen Homer, wenn sie „leben" sagen wollen, brauchen die Wendung: der Sonne Licht schauen. So ist auch in mittelhochdeutschen Gedichten, z. B. im „Parcival" (Lachmann 247, 26), den sunnen haz soviel als den gotes haz und bei Goethe die Sonne soviel als Glück und Leben überhaupt. Der Gräfin Bernstorff meldet er im letzten seiner Briefe an sie, er sei von einer tödtlichen Krankheit genesen, und der Allwaltende gönne ihm noch „das schöne Licht seiner Sonne zu schauen"; denn, wie es in der Achilleis heißt:

> Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
> Abgesprochen, genesen und froh der beleuchtenden Sonne,

oder wie Iphigenie sagt:

> Die Unsterblichen lieben der Menschen
> Weit verbreitete gute Geschlechter
> Und sie fristen das flüchtige Leben
> Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
> Ihres eigenen ewigen Himmels
> Mitgenießendes fröhliches Anschau'n
> Eine Weile gönnen und lassen.

In der Achilleis muß der Krieger den Tod immer vor Augen haben:

Der von Helios Blick zu scheiden immer bereit ist.

So fragt auch Wilhelm Meister hoffnunglos und entmuthigt (8, 7): „Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen?" und Orest spricht zu Iphigenien:

> und laß dir rathen, habe
> Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne,
> Komm folge mir in's dunkle Reich hinab —

und Antiope zu Elpenor:

> So lang ich weiß, du wandelst auf der Erde,
> Dein Auge schaut der Sonne theures Licht,
> — — bist du
> Mir gleich entfernt, so fehlt mir nichts zum Glück.

Iphigenie:

> nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
> Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß —

d. h. wo er sich zuerst seines Lebens bewußt wurde. Nausikaa, da sie am Meeresgestade ihre Gewänder getrocknet sieht, preist „die hohe Sonne, die allen hilft". Den Schiffer ruft die Sonne zur Fahrt in's Meer hinaus (Seefahrt):

> Und die Segel blühen in dem Hauche
> Und die Sonne lockt mit Feuerliebe—

und dieselbe Liebe hat Prometheus erfahren:

> Was der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
> Des Meeres laue Welle
> Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt.

Die Sonne, wenn sie aufgeht und untergeht oder am Himmel glüht, bringt die Tageszeiten, den Morgen und den Abend und den Mittag. Der Morgen erfüllt mit Hoffnung,

Kraft, Lebensmuth; die Mutter in „Hermann und Dorothea“:

Da war beklemmt mein Herz, allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je und flößte mir Muth in die Seele.

An Frau von Stein (24. März 1776): „Hinter Naumburg ging mir die Sonne entgegen auf! Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung — die Morgenluft so erquickend, der Duft zwischen den Felsen so schauerlich, die Sonne so golden blickend als je! nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen! Nein, es ist der Born, der nie versiegt, das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht! Beste Frau, auch in dir nicht, die du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen.“ Aehnlich an den Herzog Tags darauf: „Ich habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedankenzwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen ging mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf.“ Der Morgen im Frühling vom Berge, wenn der Nebel noch im Thale liegt und die Nachtigall noch nicht verstummt ist, leuchtet und blüht im „Ganymed“:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind —

„Mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen“ (Stella), „Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln“ (Elpenor) —

Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm (Harzreise im Winter).

Früh am Novembertage rollen am Steine der Geliebten die Thautropfen nieder, „die schönen Thränen des Himmels“ (an Frau von Stein, 17. November 1782*). Wie die aufgehende

*) Noch in „Wahrheit und Dichtung“ (Buch 7) derselbe poetische Ausdruck: „Die unschuldigen Pflanzenthränen“; sie benetzen dort den in

Sonne uns mit der Kraft und Freude des Lebens erfüllt, so ist die untergehende ein Bild jähen Abschiedes, frühen Todes:

Trunken vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug,
Mich geblendeten Taumelnden,
In der Hölle nächtliches Thor. (An Schwager Kronos.)

Auch wenn die Dunkelheit eingebrochen, brennt das Licht der Sonne noch in der Seele, und bald kündigt sich der neue Tag im Osten wieder an.

Wie der süße Dämmerschein
Der weggeschiednen Sonne
Dort heraufschwimmt
Vom finstern Kaukasus
Und meine Seel umgiebt mit Wonneruh,
Abwesend auch mir immer gegenwärtig. (Prometheus.)

Anders ist die Stimmung in dem Liede „Bergschloß": der Dichter steht mit der Geliebten oben in den Trümmern der alten Burg, denkt sich als Knappen des Schloßherrn, sie als Kellnerin:

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen Alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.
Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit.

Die eigentlich klassische Stelle aber für die Abendempfindung bleibt für immer Faust's Nachruf an die scheidende Sonne:

Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern u. s. w.

---

die Rinde des Baumes geschnittenen Namen der Geliebten. So ist auch der Fels am Sipylusgebirge, in den die Niobe verwandelt worden, feucht von den Thränen der Unglücklichen, die ewig ihre Kinder beweint.

Er möchte schwebend die Sonne begleiten und so eines immerwährenden Abends genießen, sähe ewig die Höhen entzündet, die Thäler beruhigt, die Silberbäche in den goldnen Strom sich ergießend; flöge über das rauhe Gebirge weg, das Meer mit erwärmten Buchten thäte sich vor seinen Blicken auf; so eilt er der Sonne nach, vor sich den Tag und hinter sich die Nacht. Doch da wir an die Erde, den Boden, auf dem wir stehen, gebunden sind, so senkt sich die Nacht, die Finsterniß auf uns herab und wir können uns ihrer nicht erwehren.

Die Nacht ist dem Naturmenschen, wie dem Kinde, die Mutter der Schrecken, in ihrem Dunkel streifen die bösen Geister umher, und sie leiht ihnen ihren Schutz zu schadenfrohem Thun. Da werden die Nebelstreifen an den grauen Weiden zu Gestalten und der in dürren Blättern raschelnde Wind zu verderblicher Rede. Dem Kinde in des heimeilenden Vaters Arme flüstert der Elfenkönig verlockende Worte zu und erstickt es, da es nicht folgen will. Wenn „der Abend die Erde wiegt" und „an den Bergen schon die Nacht hängt" (Willkommen und Abschied), dann reitet der Dichter über Land, hinaus zu der Geliebten: die Winde sausen schauerlich, die Nacht schafft tausend Ungeheuer, wie ein aufgethürmter Riese steht im Nebelkleide der Eichbaum da, und aus dem Gesträuche blickt die Finsterniß mit hundert schwarzen Augen. „Wenn ich Abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah und von der herabgewichenen Sonne ein zitternder Schein heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang" u. s. w. (Wilhelm Meister 1, 7.) In den Zigeunerscenen des „Götz" (erster Bearbeitung) fehlt nichts, was die Winternacht fürchterlich macht: die Werwölfe, der wilde Jäger, die krächzenden Gespenster, das Geheul der Hunde und der Wölfe, die Irrlichter im Sumpfgebüsch, der Schneesturm in der Schlucht, der dem kletternden Buben um

die Beine schießt u. s. w. Unthaten jeder Art verbergen sich im Schooße der Nacht (Iphigenie 1, 3):

Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung sehn.

Die Nacht ist endlos, denn der Blick durchdringt sie nicht: „Den der Fluch wie eine breite Nacht verfolgt und deckt" (Iphigenie 2, 1) —, „Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken" (Hermann und Dorothea). Wenn Erwin unter Elmirens Fenster sang und seine Zither rührte, dann „wölbte die Nacht sich hoch und höher über seinen Klagen"; in der Nacht, mitten im Hochgebirge, erscheint dem Dichter der Schatten Euphrosynens und redet zu ihm: nachdem die Lichterscheinung zergangen, ist das Dunkel nur noch tiefer, das Herz nur noch trostloser:

Tiefer liegt die Nacht um mich her, die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad. —
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Aber die Nacht ist vielgestaltig, sie ist nicht immer schauervoll und düster, sondern auch heimlich und den Liebenden günstig. Philine widmet ihr ein Lied und Scapine singt:

Nacht o holde, halbes Leben,
Jedes Tages schöne Freundin!*)
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

*) Ein Vers in „Hermann und Dorothea", der dem Dichter oft übelgenommen worden, wiederholt nur denselben Gedanken. Der Tag gehört dem Kampfe, der Arbeit, dem Verdruß und jeder Art Anstrengung; das gemeinsame Lager bei Nacht bringt Austausch des Erlebten, das Gefühl unauflöslichen Bundes, Mittheilung und Sammlung und süße Ruhe (Röm. Eleg. 5):

Stella spricht mit sich: „Fülle der Nacht, umgieb mich, fasse mich, leite mich!" Wilhelm schreibt an seine Marianne: „Unter der lieben Hülle der Nacht, die ihn sonst in ihren Armen bedeckte"; der Liebende, auf dem Lager liegend und die Geliebte erwartend, segnet die nächtlichen Finsternisse, „die so ruhig Alles überdeckten" (Morgenklagen). Und auch helle, durchsichtige, krystallene, ambrosische Nächte giebt es, in denen der Mond leuchtet und die Sterne schimmern.

Wie die Sonne, der der Dichter in der ersten Weimarer Zeit einen fast begeisterten Kultus widmete,*) ist auch der Mond, das andre große Himmelslicht, in seinen Gedichten und Bekenntnissen Gegenstand schwärmerischer Verehrung. Schon in einem Jugendliede „Die schöne Nacht" heißt es:

Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finstern Wald:
Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

An Frau von Stein schreibt er 1777:

Tauche mich in die Sonne früh,
Bad ab im Monde des Tages Müh —

Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen,
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.

Zu dem trauernden Achilleus in der Ilias spricht seine Mutter Thetis (also gleichfalls die Mutter): Wie lange willst du der Nahrung dich enthalten, wie lange des Lagers? Ist es doch schön, des Weibes in Liebe zu genießen!

*) Ja noch im höchsten Alter sagte er zu Eckermann (Band 3): „Die Sonne ist eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns." Und in der Trilogie der Leidenschaft heißt sie „die hocherlauchte".

und an die Gräfin Auguste Stolberg vom Juli desselben Jahres:

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz —

so sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt." An Frau von Stein, 15. Oktober 1780: „Der Mond ist unendlich schön, ich bin durch die neuen Wege gelaufen, da sieht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen" u. s. w. Bei der Harzreise im Winter hatte er den heißen Wunsch nach dem Vollmond, und er dankt den Göttern, die sein Gebet erhörten; Friederike und Lili besuchte er beide zur Zeit des Vollmondes, wie er nicht unterläßt anzumerken; aus Rom schreibt er 2. Februar 1787: „und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als andrer Orten, hier wo ihrem Blick ungeheure und doch gegebildete Massen entgegenstehen"; sein Abschied von der geweihten Stätte, wo er so lange geweilt hatte, ward besonders feierlich durch den Mond, der am Himmel stand und der ja auch dem verbannten, in die Wildniß ausgestoßenen Dichter Ovid in der letzten Nacht in Rom geleuchtet hatte: „ein Zauberer, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun auf's eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt." Diese Eigenschaft des Mondlichtes, die im Raum zerstreuten Dinge zu großen Massen zu sammeln, die auch Schiller empfunden hatte:

Der Mond erhebt sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen —

bewährte sich auch an jenem Abend, als Hermann und Dorothea unter dem Birnbaum rasteten:

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter,
Nacht war's, völlig bedeckt der letzte Schimmer der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

In andern Momenten erscheint das Licht des Mondes als ein der bewegten Seele verwandtes, gleichgestimmtes Element, wie die sichtbar gewordene, träumerische Empfindung selbst. Es wird bald als das traurige, verschleierte angeschaut, wie ein verweintes Menschenangesicht:

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor —
(Willkommen und Abschied.)
Dann über Büchern und Papier,
Trübselger Freund, erschienst du mir — (Faust.)

bald als silberner Nebelglanz, der auf Wiesen, am Saume des Waldes dämmert und vor dem Blicke des Einsamen in Geister der Vergangenheit sich verwandelt:

Ach könnt ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben.
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden — (Faust.)

Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust — (Ebda.)

bald als reiner, ruhiger Herrscherblick:

Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet, — (Iphigenie.)

der die Dinge in ihren harten, verworrenen Umrissen so klar sondert, so milde vereinigt, wie das kühlere Urtheil des besonnenen Freundes unsre Schicksale und Leidenschaften entwirrt und erkennt:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick —

und so kommt von ihm eine sanfte Beruhigung über die stürmende Seele, über das in Sehnsucht vergehende Herz:

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn — (Jägers Abendlied.)

daher ihm auch der Anruf „heilig" zusteht: „Wo du, heilger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst" (Stella.) —

Dich ehr ich, heilges Licht,
Reiner, hoher Gefühle Freund!
(Triumph der Empfindsamkeit.)
„In heiliger Mondnacht" (Geweihter Platz.)

Zwei lyrische Gedichte sind ganz eigens an den Mond gerichtet; in dem ersten, „An Luna", verschmilzt die Mondhelle mit zärtlicher, ja wollüstiger Liebesphantasie: der schwimmende Nebel, der Silberschauer um das Antlitz des Mondes, Luna's leiser Lauf, der die Nachtvögel und die Geister der Abgeschiedenen aus ihren Höhlen weckt, der weite Blick, mit dem der Mond über alle Fernen sieht und durch das Fenstergitter bis zu den unverhüllten Gliedern des geliebten Mädchens in die Kammer dringt — diese ganze Malerei ist mit leichter Kunst in lyrischen Sang und Klang verwandelt. Fehlt es gleichwohl diesem frühen

Jugendliede noch an tieferer Resonanz, so ist das zweite, „An den Mond“ (vom Jahre 1778, nachher wesentlich umgestaltet und erhöht), ganz eine weiche, dunkle Musik der Seele: die Mondnacht hat des Dichters Gemüth bis in seine Tiefen gelöst, so daß Vergangenheit und Umgebung, Wonn' und Weh des Lebens, verlornes Glück und stille Entsagung, alle Eindrücke früherer Tage, alle Bilder der gegenwärtigen Stunde in eine wehmüthige Stimmung zusammenfließen, die dann in schmelzendem Zauber der Melodie und des Rhythmus ausströmt.

Goethe's Phantasie war eine zu echte und wirkliche, als daß sie sich in der anschauungslosen Unendlichkeit des astronomischen Himmels oder wie Klopstock unter den altjüdischen Cherubim und Seraphim hätte ergehen können — nur einmal, im Prolog zum „Faust“, läßt er die drei Erzengel singen, den ersten von der Sonne, den andern von dem Umschwung der Erde, den dritten von Sturm, Ungewitter und sanften Lüften — aber zu den freundlichen Sternen über unsern Häuptern blickt er gern auf, redet sie an und verfolgt den Weg, den sie langsam wandeln. An den Herzog (24. Dezember 1775): „Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel.“ Er nahm ihn sich zum Wappen, denn er war um jene Zeit immer frühe auf und erwartete im Freien die allbelebende Sonne. Noch dreizehn oder fünzehn Jahre später bestätigt dies das schöne venetianische Epigramm (97):

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

An Frau von Stein (19. Januar 1778): „Orion stand so schön am Himmel, als wir von Tiefurt fröhlich heraufritten,“

und (8. Juli 1781): „Jeden Abend grüß ich das röthliche Gestirn des Mars, das über die Fichtenberge vor meinem Fenster aufgeht.“ In dem herzlichen, betrachtenden Gedicht „Ilmenau 1783“ freut er sich des frischen Balsams der Nadelwaldung und hat in deren Finsterniß „beim Liebesblick der Sterne“ den Pfad verloren, und sagt dann von sich selbst:

Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre.

„Wilhelm Meister“ 1, 17: „Unter den holden Sternen hingestreckt, war ihm sein Dasein wie ein goldner Traum.“ Die Sterne dienen dem Dichter, um seine ideale Liebe wie mit einer Strahlenkrone zu umgeben, dann um der nächsten Wirklichkeit der Liebe durch die Vorstellung der kalten Himmelsweiten sich noch wärmer zu versichern, endlich auch zum Bilde eines Jenseitigen und ewig Fernen und Versagten. „Meine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, ja wie ein Gestirn des Pols, das nie untergehend über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.“ (An Frau von Stein, 22. März 1781.) Mitten in der gemeinen Bewegung des Lebens sieht er überall wie durch einen Flor die Gestalt der Geliebten; sie leuchtet ihm

freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern. (An Lida.)

Aber wie in der zehnten Römischen Elegie die Erinnerung an den finstern Todesschlaf der Helden im Grabe das Glück der „lieberwärmeten Stätte“ erhöht, so in den „Nachtgedanken“ der Gegensatz der Sterne, die nach strengem Gesetz durch die unermeßliche Leere geführt werden:

Euch bedaur ich, unglückselge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen,
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet,
Seit ich weilend in dem Arm der Liebsten
Euer und der Mitternacht vergessen!

Derselben Geliebten hatte er einige Jahre vorher, als sie seiner Glut immer wieder ausgewichen war, entsagend schreiben müssen (Schöll I, S. 23, Fielitz Nr. 89): „Ich sehe dich eben künftig, wie man Sterne sieht! Denke das durch!" Ich kann es nie erwerben, klagt der Liebende in „Trost in Thränen":

— es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern —

worauf die Freunde erwidern:

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht —

ganz wie Alexis sich selbst anklagt, nicht früher von Doras Schönheit betroffen worden zu sein, sondern sie angesehen zu haben, wie man Mond und Sterne sieht, ohne an ihren Besitz zu denken. Aber in dem Liede „Sehnsucht" geht das Mädchen sinnend am Bache hin, die Wiesen entlang, der Abend dämmert, die Nacht bricht ein; plötzlich blitzt ein schöner Stern auf und verwandelt sich in den wirklichen Geliebten zu ihren Füßen:

Auf einmal erschein ich,
Ein blinkender Stern,
Was glänzet da droben
So nah und so fern?
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt —
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

Noch spät, als die betrachtende Zeit schon gekommen war, findet sich in der Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren" (vom Jahre 1807) die prächtige Schilderung des auf der blanken gefrorenen Fläche sich spiegelnden Mond- und Sternenhimmels und der dadurch erregten Winterlust der Menschen — weit phantasievoller, obgleich in Prosa, als Klopstock's rhetorisch figurirte, aber dem Gehalte nach prosaische und dürftige Schrittschuhode „Der Eislauf". Einige Bruchstücke mögen hier stehen: „Die schöne Kunst, welche die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden." — „Das hat die Eislust vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet." — — „Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung." — „Die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Wiederschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen." Ein ähnlicher Ausdruck noch im „Sankt Rochusfest zu Bingen": Der Dichter und seine Freunde, nachdem die heitere Abendtafel im Gasthofe zur Krone in Rüdesheim aufgehoben worden, traten hinaus „unter den brennend gestirnten Himmel" und verweilten lange daselbst — und die Gläser und der Rüdesheimer selbst werden wohl auch mit hinausgetragen worden sein.

Näher und vertrauter als der Himmel, in dem die Götter

wohnen, sind uns Erde und Wasser, die beiden Elemente, auf und an denen wir leben. Der Erdboden ist zunächst der nach allen Seiten grenzenlos sich ausdehnende, auf dem Alles ruht, aus dem Alles hervorgeht. Der Gaben alle, ruft Prometheus,

die ergötzlich sind
Unter dem weiten Himmel
Auf der unendlichen Erde —,

uns trägt (Iphigenie)

der gottbesäten Erde schöner Boden —,

der Mensch

Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut —
(Hermann und Dorothea*),

die breit und weit am Gemeinen sich freuet (Achilleïs)**) —, besitzt die Gabe der Phantasie vor allen andern Geschlechtern

der kinderreichen
Lebendigen Erde,

die zugleich „die wohlgegründete, dauernde" ist (Grenzen der Menschheit) — Prädikate, von denen manche an griechische anklingen: *φυσίζοος αἶα, βιόδωρος αἶα, ἄσπετον οὖδας, πελώρη γαῖα, γαῖα ἀπείριτος, χθὼν εὐρεία, εὐρυοδείη, πουλυβότειρα* u. s. w. Die Erde ist angebaut und dem Menschen freundlich, sie kann auch öde sein: Egmont sehnt sich aus dem Kerker hinaus „ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern" — aber auf der „Harzreise im Winter" kann das Bild der Wildniß, der Verlassenheit sich nicht mächtiger, unmittelbarer uns eindrücken, als durch die Zeilen:

*) Man bemerke die drei Spondeen am Schlusse des Hexameters, die das Ungeheure, die tragende Kraft des Erdbodens malen.

**) Falsch, statt: weit und breit. Vielleicht Druckfehler?

Aber abseits wer ist's?
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Die Erde trägt Wälder und Berge, ihre Oberfläche liegt stumm und erstarrt vor uns da, aber im Zuge ihrer Umrisse, in der Lagerung ihrer Schichten offenbart sie uns dennoch die ungeheure Geschichte, durch die sie geworden. „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen, schreibt der Dichter am 7. September 1780 seiner Freundin, und in die Tiefen der Erde eingekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken." Auf derselben Reise küßt er die Wand der Hermannsteiner Höhle, in die er früher den Namen der Geliebten eingegraben — sodaß „der Porphyr," setzt er hinzu, „seinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um mir, auf seine Art wenigstens, zu antworten." „Es ist ein erhabenes, wundervolles Schauspiel," heißt es in dem Briefe vom 12. April 1782, „wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen draus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird. Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige." Er habe Freundschaft mit der Erde geschlossen, sagt er von sich aus und wünscht, die Geliebte möge dies Gefühl mit ihm theilen (12. September 1780): „Sie müssen noch eine Erdfreundin werden, es ist gar zu schön — Sie haben sich ja schon mir zu Gefallen über Mehreres gefreut." In jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter streift er durch das Thüringer Waldgebirge, im dichten Dunkel der Fichten hängt er seinen Träumen nach, durchwühlt „der Erde Mark mit Ahnungsdrang" und schlürft seine Nahrung „aus dumpfem Moos und

triefendem Gestein." An Frau v. Stein, aus Ilmenau (22. Juli 1776): „Hoch auf einem weitrings sehenden Berge. Im Regen sitz ich hinter einem Schirm von Tannenreisen. Die Thäler dampfen alle an den Fichtenwänden herauf." An Herder von demselben Orte zu derselben Zeit: „Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen, und weide mich aus in Gottes Welt." Wiederum aus Ilmenau (September 1780): „Auf den höchsten Berg des Reviers — hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städtchens, den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen", und im Oktober 1784: „Wenn wir schön Wetter behalten sollten, da will ich meine Freunde, die Berge, noch recht durchsinnen und durchsuchen, damit ich im Glauben gestärkt werde."

Gewaltiger als Brocken und Gickelhahn sind die Eispaläste des Berner Oberlandes und die Gletscher des Chamonix-Thales, und auch über diese enthält die Schweizerreise von 1779 flüchtige Aufzeichnungen voll dichterischer Erhabenheit. Wir begnügen uns aus dem Bericht vom 27. Oktober zwei die Kette der Berner Alpen betreffende Stellen wiederzugeben: „Ihre ganze reine Reihe stieg ostwärts auf, ohne Unterschied der Namen, der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete„ — und: „sie sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsere Augen, für sich allein, in ewiger Reinheit aufbewahrt."

In den Gebirgslandschaften sind die Nebel häufig, sie wallen auf und ab, gestaltlos, die Ferne wie die Nähe verhüllend, darum aber der Dichterphantasie nicht unerwünscht; sie erbaut sich hinter diesem Vorhang eine andere wunderbare Welt. Der Nebel gleicht der „Dumpfheit", d. h. der ahnungsvollen Dämmerung, in welcher das Gemüth seine tiefsten Ein-

gebungen erfährt; zerreißt der Nebelschleier, dann werden die realen Dinge sichtbar, deren Bestimmtheit dem Glücke wie der Angst des Traumes ein Ende macht. An Frau von Stein (3. Mai 1781): „Empfange mich mit deiner Liebe und hilf mir auch über den dürren Boden der Klarheit, da du mich durch das Land der Nebel begleitet hast.“ In Schaffhausen, in der Nähe des Rheinfalls, dessen Dampf sich mit dem Nebel vermischte, gedenkt der Dichter Ossians und fügt die bedeutsamen Worte hinzu: „Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen“ — welche letzteren dann durch die festgestalteten Naturdinge nicht gehindert werden, ihrem eignen Zuge zu folgen, sich selbst anzugehören. In „Amor als Landschaftsmaler“ sitzt der Dichter auf einer Felsenspitze, und der Nebel ist wie ein graugrundirtes Tuch vor ihm ausgespannt; der schöne Knabe Amor tritt ihm zur Seite und malt die herrlichste Landschaft und in diese das reizendste Mädchen hinein, und da der Nebel mit den Gestalten, die er trug, sich ihm wogend entgegenbewegte, hätte er wohl auf seinem Felsen steinern sitzen bleiben können? — eine ähnliche Phantasie, wie in der Zueignung, aber mit den Farben einer ganz andern Stimmung: das Gedicht entstand in Italien, und es ist, als wäre selbst der Nebel dort ein anderer als in Thüringen. Als er im September 1777 einsame Tage auf der Wartburg verlebte, kommt unter den warmen Naturschilderungen, die er in seinen Briefen niederlegte und die wie eine Erinnerung an Werther klingen, auch die Stelle vor: „Es lagen unten alle Thäler im gleichen Nebel, und er war völlig See, wo die vielen Gebirge als Ufer hervorsahen“ — und um dies Schauspiel zu sehen, hatte ihn sein Diener Philipp, der seinen Herrn kannte, frühmorgens aus dem Schlafe geweckt und ans Fenster geführt! Auf der soeben erwähnten Schweizerreise, die er mit dem Herzog unternahm, sahen beide von dem höchsten Gipfel des Jura, der Dole, in dem ungeheuren Umkreise, den der Blick von dorther beherrscht,

das Licht mit dem Nebel kämpfen: die Städte und Berge rundum versanken bald, bald blitzten sie umpor — es war, wie der Dichter sagt, „eine taumelnde Erkenntniß" — und als nun die Sonne sich zum Untergang neigte, und der Nebel über den Genfersee seinen Abendhauch breitete, da schienen die entfernteren Eisgebirge „in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen" und „wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so verblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüberglänzte" (Bericht aus Genf vom 27. Oktober). Die Nebel steigen auf und werden Wolken, die Wolken senken sich zur Erde und liegen dann „dem Geiste schwer auf" (13. November 1780), Ilmenau:

Die Wolke sinkt, der Nebel drückt in's Thal —

aber die „Töchter des Himmels, die weitschweifenden Wolken" (Schöll 1, S. 330, Fielitz Nr. 598) können auch wie ein Thronhimmel droben schweben und die Wanderung zum Fest machen (aus Emmendingen, 28. September 1779).

Aber der Nebel und seine Schwester, die Wolke, sind ja nur Gestalten des Wassers, und so kommen wir zu diesem Element, das in seinen tausend Wandlungen und Uebergängen dem Gemüth und der Anschauung des Dichters, wie das Licht des Mondes, immer nahe und innig befreundet war. Es gleicht ja des Menschen Seele, ist beweglich und zum Himmel aufstrebend und zur Erde niedergezogen, wie diese, und, wie das Mondlicht, ein Sinnbild des Geistes, gleichsam sinnlich und sichtbar gewordener Geist. Es offenbart sich bald als „allreinigende Welle" (Elpenor), bald als unaufhörlicher Sturz aus bewölkter Kluft:

Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser

(Euphrosyne — wo das einzelne Adjektiv „ewig" ein ganzes Gedicht und eine lange Schilderung aufwiegt), bald als Quell aus der Höhe in Absätzen niederspringend (Iphigenie):

es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab —

oder in den „Geheimnissen“:

— daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trocknem Felsen sprang,
Stark wie ein Bach sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang;
Noch quillt sie fort, so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegendrang —

bald als zischender Strahl die glatte Felswand hinab oder als spiegelklarer See (Gesang der Geister über den Wassern):

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne —

oder als laue Meereswelle dem Badenden sich zärtlich anschmiegend (Prometheus), oder als Fläche der unendlichen See, über der der Sturm leise wandelnd naht, bis er in furchtbarer Wuth die Wellen aufregt und mit dem angsterfüllten Schiffe wie mit einem Balle spielt (Seefahrt) u. s. w. Der Dichter, in klingender Wehmuth durch die Mondnacht wandelnd, ruft das Flüßchen an, seiner Stimmung zu begegnen:

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Aber auf dem Zürchersee am Morgen saugt der von träumerischer Erinnerung, von widersprechenden Gefühlen bewegte junge Dichter aus der herrlichen Welt ringsum neues Leben, neuen Muth:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;

Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Eine andere phantasievolle Schilderung des Sees und der Fahrt auf demselben enthalten die Wanderjahre, also eine Altersdichtung, Buch 3 Kapitel 13: „Es ist ein erfreuliches schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anliegenden Gebirgen vom Abendroth erleuchtet sich warm und allmählich tiefer und tiefer schattirt, die Sterne sichtbar werden, die Abend-Betglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser wiederscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände fliegt vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück, endlich in die Nähe der Heimath gekommen, wird in ein Horn gestoßen, und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herabbewegen, ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet Jemanden, um das Gepäck tragen zu helfen." Die herrliche Ode „Mahomets Gesang" begleitet den Lebenslauf eines orientalischen Stromes, der im hohen Gebirge geboren, dann immer anschwellend, durch Paradiese und Wüsten zum Ocean fortrollt — ein Bruchstück physikalischer Geographie in gewaltigen dichterischen Gesichten, ein Wunderwerk der Phantasie, zugleich Symbol der wachsenden Bedeutung eines großen Menschen oder der Phasen einer weltgeschichtlichen Begebenheit. In der Romanze „Der Fischer" dagegen (Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll) sollte „das Gefühl des Wassers" überhaupt ausgedrückt werden, „das Anmuthige, was uns im Sommer lockt zu baden" — wie der Dichter selbst gegen

Eckermann äußerte. Das Rinnen und Murmeln, das Herankommen und Zurücksinken des feuchtverklärten Elementes umschmeichelt die Seele: sie ahnt in den verborgenen Tiefen, über denen der Himmel, das eigne Angesicht wiederscheinend schwimmt, eine unbekannte Herrlichkeit, Kühlung jeder brennenden Wunde; der dunkle Zug darnach wird zur Person, zur Nixe, die nun mit süßer, bestrickender Rede den Fischer hinabzieht. An Frau von Stein (19. Januar 1778): „Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns," und in „Wahrheit und Dichtung" (19. Buch) von der Schweizerreise: „Beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers war der Versuchung (des Badens) nicht zu widerstehen."

Wie die Achsendrehung der Erde in den Werken des Dichters als Morgen und Abend, als Tag und Nacht erscheint, so konnte auch ihr jährlicher Umlauf um die Sonne oder der Wechsel der Jahreszeiten in den Schöpfungen seiner Phantasie nicht fehlen. Er war, wie wir Alle, mit seinem ganzen Dasein an das Schicksal des Planeten gebunden und gehörte ihm so innig an wie alle übrigen Organismen, z. B. die Zugvögel, die im Frühling kommen und im Herbste fortziehen, oder die Bäume, die ihr Laub jetzt hervortreiben, jetzt abwerfen. Zunächst der Frühling — er ist ja die Jahreszeit der Dichter und lebt, wie die Liebe, in der Poesie aller Völker, besonders der nordischen. Kann die Wiederkehr der Sonne, das erste Nahen und Erwachen des neuen Lebens, der Vorfrühling, noch ohne Blumen, noch im Kampfe mit dem Winter, doch schon mit hoffnungsvollem Grün im Grunde der Thäler, die Zeit um das Osterfest — kann sie in ergreifenderen Tönen verkündigt werden als am Anfang der Spaziergängerscene im Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche —?

Vergleicht man mit dieser Frühlingsscene Schillers Klage der Ceres:

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt —

so wird man recht inne, wie sehr sich eine aus allgemeinen, hergebrachten Zügen zusammengesetzte Rhetorik von lebensvoller, konkreter Wirklichkeit unterscheidet.*) In voller Pracht aber umgiebt uns der Frühling in der Ode „Ganymed", auf die wir uns schon im Obigen bezogen haben: er wird als der „Geliebte" angerufen und lacht und klingt in dem Gedicht mit all seiner Sehnsuchtswonne, seinem unergründlichen Himmelsblau, dem allseitigen Glanz seiner Blumen, Gräser und Lichter (ver rubens, candidum ver, λευκὸν ἔαρ, πολιὸν ἔαρ bei den antiken Dichtern). Wie schön sind auch die Worte in dem Brief an Lavater vom April 1781: „Die nächsten Wochen des Frühlings sind mir sehr gesegnet, jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende, leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel." Ach aber, der Frühling vergeht sobald, er ist so flüchtig (19. April 1779):

Bleib, ruf ich oft, Frühling, man küsset dich kaum,
Engel, so fliehst du, wie ein schwankender Traum!

Er neigt sich dem Sommer zu, das erste Gewitter zieht auf (Wilhelm Meister, Anfang des 7. Buches): „Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne

*) Eine wahrere Schilderung des ersten Frühlings im hohen Norden enthält das Fragment „Demetrius" zu Anfang des zweiten Aktes.

trat wieder in ihrem Glanze hervor und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Wehmuth an. Ach, sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen?" u. s. w. Ein Jugendgedicht, das „Mailied" (Wie herrlich leuchtet mir die Natur) übergehen wir, weil es nur aus den seit Hagedorn geläufigen Ausrufen besteht und auch von Gleim, Uz, oder J. G. Jacobi hätte gedichtet sein können, ebenso das nicht bedeutende Lied „Frühzeitiger Frühling" (vom Anfang des neuen Jahrhunderts), und wenden uns zu dem von einer sommerlichen, lichtvollen Phantasie eingegebenen Weltbilde, das sich „Hermann und Dorothea" nennt. Wie Faust am Osterfest sich mit der ganzen Natur wieder auferstanden fühlt und „der Frühlingsfeier freies Glück" genießt, wie Werther mit einer Art Maitrunkenheit beginnt, dann gegen den Schluß, unmittelbar vor der schrecklichen That, durch die finstere, feuchte Winternacht irrt: „es stiebte zwischen Regen und Schnee" und naß und verstört und ohne Hut nach Hause kehrt, wie es Herbst geworden war, als in den Wahlverwandtschaften die beiden Liebenden, für die auf Erden kein Bleibens mehr war, zur ewigen Ruhe eingingen und auf Ottiliens Haupt ein Kranz von Astern gesetzt wurde, „die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten", so waltet in dem griechisch gedachten Epos der Hochsommer, die Zeit, wo für eine Weile auch im Norden, wie unter dem Himmel Joniens, das Leben der Menschen an die freie Natur tritt, die Hüllen fallen, die Farben sich hervorwagen und unter Bäumen, auf Wegen, in Gärten, vor den Thüren der Häuser Gestalten und Gruppen sich bilden. Wir durchleben in „Hermann und Dorothea" einen Sommertag vom Mittag bis zum Abend. Glühend brennt die Sonne, der Wind weht sanft von Osten, kein Wölkchen schwebt am Himmel, das Heu ist schon

20*

herein, auch das Korn ist reif, die Ernte steht für morgen, Montag, bevor. Die Fliegen umsummen die Gläser und wer kann, zieht sich ins Innere des Hauses, in das kühlere Gemach, zurück. Draußen quillt der Staub unter den Hufen der Pferde, und Hermann ersieht sich, um mit ihnen zu halten, den schattigen Platz unter den Linden. Alles begehrt nach Wasser, nach einem frischen Trunk, und so kommt Dorothea mit ihren Krügen zum Brunnen und findet ihren jungen Freund daselbst. Gegen Abend steigt der klare Vollmond auf, mit ihm ein schweres Gewitter; schon die Sonne hat beim Untergehen mit gethürmten Wolken gekämpft und bald hier, bald dort hervorbrechend, ein glühendes Streiflicht über die Gegend geworfen: später, als es völlig Nacht geworden, blickt der Mond mit schwankenden Lichtern durch das Laub des Weinbergs, durch den die Liebenden schreiten, bis ihn die schwarzen Wetterwolken gänzlich umhüllen. Und während im Hause das reinste Glück sich vollendet, hat sich die Nacht immer tiefer gesenkt, der Sturm saust, der Donner grollt und Regengüsse schlagen gewaltsam herab. Hoffen wir, daß, wenn die Hausgenossen am nächsten Morgen sich aufs Feld begeben, das Unwetter nichts verdorben hat und das Geschäft fröhlich vollbracht werde. Dann werden am heißen Mittag die Schnitter sich des Mahles unter dem Birnbaum erfreuen und das junge Paar wird ihnen in dem eigenen Weine fröhlich Bescheid thun müssen.

Auf die Ernte der Halmfrucht folgt die der andern Früchte, aus dem Garten und von den Bäumen, bis zur Weinlese, es folgt der reichliche Herbst (Euphrosyne). Auch für diese Zeit besitzen wir in dem Gedicht „Herbstgefühl“ einen wundervollen, auf immer klassischen Ausdruck. Das strotzende Fruchtleben, die schwellende Reife, der sich drängende Reichthum, die letzte Wärme der scheidenden Mutter Sonne, der zauberische Hauch des Mondes, das süße Wehen des milden Himmels — diese Gesammtempfindung hat in den wenigen Zeilen des kurzen

Gedichts, wie die Seele sich den Leib baut, ein unmittelbares Dasein gewonnen.*)

Ist die Weinlese vorüber, dann stellt sich mit blendendem Schnee und blinkendem Eise der Winter ein, die Bäume haben sich entlaubt, auf die Tenne fallen die Schläge der Drescher, und es häuft sich das Korn, der eingesammelte Segen. Aus Ottilien's Tagebuche (II, 3): „Das Jahr klingt ab; der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der

*) Man staunt beim Genusse des kleinen Liedes über den sinnlichen Reichthum der gealterten, welken, abstrakt verblasenen deutschen Sprache in dem trocken verständigen achtzehnten Jahrhundert und über die Macht des Genius, der diese Schätze zu finden und zu verwenden wußte! Drängen, quellen, schwellen, grünen, reifen, glänzen, brüten, scheiden, säuseln, fruchten, kühlen, thauen — diese schönen, wirklichen, nicht zusammengesetzten Verba innerhalb des kurzen, wie ein Seufzer der Brust sich entwindenden Gedichtchens! Dazu die Substantiva: Sonne, Mond, Laub, Himmel, Mutter Hauch, Blick, Zauber, Thräne, Fülle, Rebe, Auge, Liebe — und die Adjektiva: hold, voll, fett, freundlich, schnell, ewig! Ebenso im „Ganymed" — nur daß in diesem von dem Frühling überstrahlten Gedicht das Gold und die Juwelen der Sprache gleichsam unter einem andern Sterne aus der Tiefe gehoben sind: glühen, rufen, brennen, schmachten, fassen, streben, sehnen, Nebel, Morgen, Gras und Blumen, Busen und Herz 2c. — Im Grimm'schen Wörterbuch, wo eine Menge Zusammensetzungen mit Herbst aufgeführt sind, fehlt das Goethische „Herbstgefühl". Goethe, sollten wir meinen, müßte in einem deutschen Wörterbuche die erste und hauptsächlichste Quelle sein, und für ihn würden wir die Citate aus Heine, Scheffel u. s. w. gern entbehren. Wenn die deutsche Nation bis auf den letzten Mann unterginge und eben so alles in deutscher Sprache Gedruckte und nur Luther's und Goethe's Werke hätten sich erhalten — aus ihnen könnte die Sprache in aller Fülle wieder hergestellt werden, und auch aus dem Gegensatz der Weltansicht des einen und des andern (bei gleicher Wurzel in der Tiefe) ließe sich die Entwickelung der dazwischenliegenden drei bis vier Jahrhunderte errathen und in großen Zügen verzeichnen.

abgesichelten Aehre soviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt." Und (II, 9): „Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt." Ein ähnlicher Gedanke schon 1781, an Frau von Stein (15. November): „Das abgefallene Laub gewährt mir nichts Gutes, — als daß ich deine Wohnung sehen kann," und ganz spät, in den „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten," aus dem Jahre 1827, vom Sommer:

Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich sonst zu schönstem Raub
Den Liebesblick gerichtet.

Aber es giebt Länder, wo die Bäume im Herbst ihr Laub nicht abwerfen; es sind die hesperischen Gegenden der immergrünen Flora, in denen der Winter nicht kahl ist. Auch diesen Süden jenseits des Alpengebirges hat der Dichter in der Jugend geahnt, dann dichterisch errathen, dann in der Gegenwart mit allen Sinnen in sich aufgenommen. Dort leuchtet ein andrer Himmel:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.

Der Luftton färbt die Uferfelsen blau, und so sieht sie der Schiffer aus der Ferne:

Sieht die Berge schon blau, die scheidenden — (Alexis und Dora),
Des väterlichen Hafens blaue Berge (Iphigenie),

der Tag ist dort farbiger, die Nacht durchsichtiger:

Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne,
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.

Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Eine südliche Ruinenscene in Abendstimmung malt uns der „Wanderer", die Gärten in Italien die erste Strophe von Mignon's berühmtem Liede und das schöne Fragment der Nausikaa, die Villa des Reichen im Frühling mit den Bildern der epischen Dichter die erste Scene des Tasso:

schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige;
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an;
Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löst der Schnee
Der fernen Berge sich in leisen Duft.

Zwar wurde in Rom nur der „gebildete" Stein, nicht der natürliche, angesehen: „die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt" (an Knebel, aus Mailand, 24. Mai 1788); dennoch aber ist die „Italienische Reise" reich an Blicken auch auf die Landschaft und deren wechselnde Gestalt; wir begnügen uns eine Stelle herzusetzen, die in allgemeinen Zügen zusammengefaßt, wie sie ihm erschienen (Rom, 24. November 1787): „Es ist ein Glanz und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat: bei euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig." Und doch mochte er, der fleißige Zeichner, der mit seiner Mappe soviel Aussichtspunkte gesucht, der Geolog und Mineralog, der mit seinem Hammer soviel Klüfte durchklettert, der Jahre lang in Wäldern und Bergen, auf Wanderungen und in seinem Garten, in den öden Flächen des nordwestlichen Deutschlands wie in der Schweiz und am Rhein und Main, mit Himmel und Erde gelebt hatte, — er mochte wohl

wissen, was er sagte, und sich ohne Ueberhebung ein vergleichendes Urtheil erlauben. Von Jugend auf war ihm ja, um seine eignen Worte zu brauchen, „die Natur in ihrer Herrlichkeit erschienen", und „er gehörte ihr an, wie sie ihm," und seine Abhängigkeit vom Wetter, vom Boden, von der Jahreszeit, sein Anschluß an das Leben der allgemeinen Natur war nur, wie Adolf Schöll so schön und richtig sagt, „die physische Seite seiner Genialität."

VI.

Gleichnisse.

Als Börne im Jahre 1830 (noch vor der Julirevolution) den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe gelesen hatte, spottete er in seinem Tagebuche, diese Briefe seien „Wasser in Liquörgläschen". In der That, sie sind keineswegs unterhaltend, und bedeuten nur für den etwas, der schon vorher beide Männer aus ihren Werken liebgewonnen hat und darum auch dem Geringen, das etwa von ihnen ausging, sein Gefühl entgegenbringt. Börne aber hatte für Schönheit und Kunst, für Harmonie menschlicher Bildung nur geringen Sinn; ihn beherrschte die Leidenschaft radikaler Politik oder die von scharfem Verstande genährte Wuth der Zerstörung alles Ueberkommenen. Wenn er in ästhetischer, nicht gradeaus politischer Kritik sich vernehmen läßt, wozu ihn lange Zeit hindurch die Umstände zwangen, so ergreift er auch diese Gelegenheit, seinem Ingrimm über den Gang der öffentlichen Dinge einen, wenn auch gedämpften Ausdruck zu schaffen. Zu diesem Spiel oder dieser leichten Verschleierung war ihm im Kampfe mit der Censur und der allgemeinen Meinung vor Allem sein Witz behülflich — der ihm allerdings in ganz außerordentlichem Grade zu Gebote stand. Es war dies eine Gabe des Stammes und Blutes, die in ihm, so zu sagen, zur Person geworden war. Seine Schriften sind eine ununterbrochene Folge von Witzworten, und er kann fast nicht anders denken und sich ausdrücken. Darum auch

ein europäisches Gehirn sich bald der Aufnahme versagt: mit andern Worten, der Leser muß sich Ruhepausen setzen, um dann wiederzukehren und von Satz zu Satz und von Seite zu Seite dem Mummenschanz der Begriffe von Neuem sich hinzugeben — allerdings mit immer steigender Bewunderung. Von solchen Aussprüchen Börne's könnte man tausende und aber tausende sammeln, alle durch witzige Einkleidung bemerkenswerth und sinnreich. Ich führe hier von der großen Menge nur drei an, die mir beim Schreiben grade gegenwärtig sind und die diese fremde Geistesart an gegebenen Beispielen veranschaulichen mögen. 1. Er lernt E. M. Arndt und Joseph Görres kennen und faßt sein Urtheil über diese Männer so zusammen: „Gediegene Menschen, aber schwer zu hämmern. — Nichts Griechisches in ihnen: Heiligenschein, Goldgrund, eckige Figuren. — Sie haben nur eine Centnerwage." 2. Er hat ein Buch gelesen, das der Verfasser nach Sitte deutscher Gelehrten mit Anmerkungen überladen hat. Diese Geschmack- und Formlosigkeit wird so geschildert: „Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert." 3. Seine Schwester hat einen Jungen, der die alten Sprachen mit Lust studirt, während der Vater es lieber sähe, wenn er sich durch Französisch und Englisch für das Leben und den Erwerb bildete. Börne soll Rath geben und sagt: „In den Alten ist der wahre Grundbesitz, zu Geld und Münze kann man immer kommen, wenn man Land hat."*) So vortrefflich diese Vergleiche sind und so sehr sie den Nagel auf den Kopf treffen, so führt doch der allzeit aufspringende und sich vordrängende

*) Aus diesem Goldklumpen Börne's könnten in dem Streite zwischen klassischen und Realschulen die Anhänger der ersteren hunderte von Argumenten für ihre Sache ausprägen.

Witz auch zum Abgeschmackten, zu bloßem Spaß. Z. B. bei einer Fußreise findet sich, daß dem Wanderer das Schuhwerk geplatzt ist. Dies wird so ausgedrückt: „Damit war die Geduld meiner Stiefel zu Ende und sie wurden fürchterlich aufgebracht, so daß meine Strümpfe ans Fenster liefen und erschrocken fragten: was der Lärm bedeute?" Dies Läppische ist bei Heine weit häufiger, als bei Börne, aber auch Heine ist nicht arm an glänzenden Einfällen der oben bezeichneten kurzen, treffenden Art.

Witzig also waren beide Koryphäen, und der Witz ist es nach ihrer innersten Meinung, der den Werth eines Menschen, einer Schrift bestimmt. In den sechs Bänden des Briefwechsels unserer beiden klassischen Dichter aber fand Börne nur ein einziges witziges Bild: es war die Stelle, wo über Fichtes philosophisches Verfahren gesagt ist: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den es bei der Reflexion wieder fängt" (Schiller, 28. Okt. 1794). Im Uebrigen war Börne erschrocken über die Dürre des Geistes dieser beiden für groß geltenden Männer. Wenn sie in ihren Werken so witzlos sind, so konnte man denken, sie haben es verschmäht, öffentlich und vor aller Welt Luftsprünge zu machen: nun aber, in diesen vertrauten Mittheilungen, auch gar keine geistreiche Wendung nichts Spitzes, Beißendes, Auffallendes, Ueberraschendes. Und nun folgt bei Börne eine längere Auseinandersetzung über den Witz als höchste Anlage hervorragender Menschen — in einer Bildersprache, die angenehm beschäftigt, aber nichts hinterläßt, als etwas Asche und unreine Luft.

Lassen wir Schiller bei Seite, so besaß Goethe diese Art Witz freilich nicht, aber dafür ist er in Schrift und Rede so reich an Gleichnissen wie Feld und Wiese im Frühling an Blumen — da sprießt es in reicher Fülle von allen Seiten. Unter den Gaben, die er von den Eltern ererbt hatte, nennt er selbst „das Bedürfniß, sich figürlich und gleichnißweise aus-

zudrücken" (Wahrheit und Dichtung, Ende des Buches 10), ja die Mundart der Gegenden an Main und Rhein überhaupt neigte zu solcher Redeform: „Der Oberdeutsche und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus und bei einer innern, menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten" (ebenda, Buch 6). Gleichnisse, sagt ein Verspaar in den Invectiven,

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Aehnliche Bekenntnisse in den Briefen an Frau von Stein: „In Gleichnissen lauf ich mit Sancho's Sprichwörtern um die Wette" (14. September 1780), „Ich dank Ihnen tausendmal für die Nähe Ihrer Liebe —, dafür hab ich Ihnen auch ein Paar schöne Gleichnisse erfunden" (7. März 1781), „Da ich der ewige Gleichnißmacher bin" (8. März 1781) u. s. w. Und wirklich, in Allem, was von Goethe ausgegangen ist, dürfen wir nicht lange suchen und wir stoßen auf Gleichnisse, darunter einzelne Prachtexemplare: sie finden sich in Vers und Prosa, aus frühen und späten Jahren, in Briefen und Dichtungen. Die Farbenlehre z. B. beginnt gleich in der Vorrede mit einer umständlichen, liebevoll verweilenden Schilderung der Newton'schen Lehre als eines winkeligen alten Schlosses: wir würden die Stelle, wenn sie nicht so lang wäre, gern hersetzen — denn wer liest noch die Farbenlehre, so geistvoll, so musterhaft für gelehrte Werke in Form und Stil sie ist? Gewiß Niemand, auch fehlt sie in den gangbaren Ausgaben; sie würde ja deren Umfang nur vergrößern und den geforderten Kaufpreis erhöhen. (In der „christlichen Glaubenslehre" von David Friedrich Strauß ist dieses Gleichniß auf den Unterschied der kirchlichen, durch die Jahrhunderte geschaffenen Dogmatik und der ohne sichern

Grund und nur leicht für den Augenblick gebauten Schleiermacher'schen Christologie angewandt — wir lassen dahingestellt, ob Strauß bewußt oder unbewußt sein glänzendes Bild der Farbenlehre entlehnt hat.) Herrlich ist ein anderes Gleichniß in dem schönen Briefe an Jacobi vom 17. November 1782: „Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken drin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!" (Aehnlich in dem Briefe Wilhelm Meister's an Werner, 5, 3: Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken ist?) Da, wo er in seiner Selbstbiographie auf das Kammergericht in Wetzlar zu reden kommt (im Buch 12), drückt er das Interesse der Stände an dieser ganz verrotteten Reichsanstalt mit den bildlichen Worten aus: „Es konnte ihnen eigentlich nur um Stillung des Blutes zu thun sein; ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht so nahe." Versetzen wir uns von hier mit einem Sprunge zu den Römischen Elegien, so endigen zwei von diesen, die sechste und die neunte, mit lieblich-zarten Gleichnissen, die nie ein Jude bei all seinem Witze erfunden hätte:

6. Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Glut stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

9. Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

Dies sind einzelne Beispiele, hie und da aufgerafft. Wir verweilen etwas länger bei dem Lebensabschnitt, wo der Dichter sich den ewigen Gleichnißmacher nennt, und durchlaufen, um ihn als solchen kennen zu lernen, die Briefe an Frau von Stein und die etwa gleichzeitigen Anfänge des Wilhelm Meister. An dem, was schon in andern Kapiteln zu anderen Zwecken angeführt worden, gehen wir vorüber, obgleich es vielleicht das Beste ist, eben so an den bloß oder halb metaphorischen Wendungen, z. B. „Wenn mein Wesen an Deines falsch anschlägt" (4. August 1781) — denn sonst wäre kein Ende. Das Gesammelte aber theilt sich nach den drei Gesichtspunkten, 1. seiner Liebe, 2. seines innern Schicksals und Werdens, 3. der politischen Hoffnungen, Erfahrungen und Zweifel.

Liebe. An Frau von Stein, 24. Mai 1776: „Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftiget Alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist."

Etwa einen Monat später: „Die Gegenwart ist's allein, die wirkt, tröstet und erbaut — wenn sie auch wohl manchmal plagt — und das Plagen ist der Sonnenregen der Liebe."

7. October 1776: „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna die gen Himmel fährt: vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht: sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupt schwebt."

8. November 1777: „Ob ich Sie auch wirklich liebe, oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Nähe eines so reinen Glases freut, darin sich so gut bespiegeln läßt" (8. Januar 1781:

„Schwer enthalt ich mich, noch einmal in meinen liebsten Spiegel zu sehen").

12. Mai 1779: „Von Ihnen kann ich doch nicht wegbleiben. Vergebens, daß ich denke, das Wasser soll einen Fall irgendwohin nehmen, werd ich immer wie ein Klotz auf dem See auf einem Fleck herumgespüllt."

18. August 1779: „Seit Sie weg sind, bin ich überall herumgezogen — es ist wie mit einer Erbschaft, die nach dem Abgang des einigen Besitzers an Viele zerfällt."

14. Juni 1780: (Sie war auf's Land gezogen, er hat ihren Mann kaum, ihren jüngsten Sohn gar nicht gesehen): „wenn der Stamm fällt, fallen die Aeste."

21. September 1780: „Gute Nacht, lauteres Gold, ich möchte im dreifachen Feuer geläutert werden, um Ihrer Liebe werth zu sein. Doch nehmen Sie die Statue aus korinthischem Erz, wie der Engel Ithuriel, um der Form willen an." (Anspielung auf einen Roman von Voltaire, s. Fielitz zu der Stelle.)

29. Oktober 1780: „Ich denke der Baum unserer Freundschaft ist lange genug gepflanzt und fest genug gewurzelt, daß er von den Unbilden der Jahreszeit und der Witterung nichts mehr zu besorgen hat."

7. November 1780: „Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir ganz anders. Es muß mit uns wie mit dem Rheinwein alle Jahr besser werden."

16. December 1780: „Sagen Sie mir, daß Sie wohl sind und daß Sie mir das Kapital noch lange stunden wollen, das ich in meinem weitläufigen und gefährlichen Handel so nothwendig brauche."

8. März 1781: „Ich habe mein Herz einem Raubschlosse verglichen, das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist draus vertrieben, nun halten sie es auch der Wache werth; nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitzthümer. — Sie haben es weder durch Gewalt noch List:

mit dem freiwillig sich Uebergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutrauen belohnen."

Desselben Tages: „Ich erzählte mir auch gestern, Sie seien mir, was eine Kaiserliche Kommission den Reichsfürsten ist. Sie lehren mein überall verschuldetes Herz haushälterischer werden und in einer reinen Einnahme und Ausgabe sein Glück finden. Nur unterscheiden Sie sich von allen Debit-Kommissarien, daß Sie mir eine reichlichere Competenz geben, als ich vorher im Vermögen gehabt. Setzen Sie ihr gutes Werk fort und lassen Sie jedes Band der Liebe, Freundschaft, Nothwendigkeit, Leidenschaft und Gewohnheit mich täglich fester an Sie binden."

13. März 1781: „Heute früh fang ich zum ersten Male an, einige Unruhe zu spüren und ein Verlangen, wieder bald bei Ihnen zu sein. Der Fluß läuft sanft und sachte; je näher er an's Wehr kommt, je geschwinder zieht's."

8. Juli 1781: „Wir sind wohl verheirathet, das heißt durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht."

9. Oktober 1781: (die Gestalt der Geliebten leuchtet ihm)

wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

8. December 1781: „Deine Gestalt und Deine Liebe glänzt immer um mich, und wie in eine glückliche Heimat trag ich alles in Gedanken zu Dir."

12. December 1781: „Vor allen Dingen, wie man vor einem Opfer alles Unheilige wegzuwenden sucht, vor allen Dingen liebe, geliebte Lotte" u. s. w.

12. April 1782: „Wer kann der Liebe vorschreiben? dem einfachsten und dem grilligsten Dinge in der grillenhaften Zusammensetzung, die man Mensch nennt? dem Kinde, das bald mit elendem Spielzeuge zu führen ist, bald mit allen Schätzen

nicht angelockt werden kann? dem Gestirn, dessen Weg man bald wie die Bahn der Sonne auf den Punkt auszurechnen im Stande ist und das oft schlimmer als Komet und Irrlicht den Beobachter trügt?"

25. August 1782: „Wie eine süße Melodie uns in die Höhe hebt, unseren Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, so ist mir Dein Wesen und Deine Liebe."

28. Juni 1784: „All' meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe mich zu harnischen, wo Du mir Schild und Schirm bist."

Innere Entwickelung. (Er zeichnet in der ersten Zeit viel und verdirbt viel Zeit damit) 14. September 1777: „Mir ist's, als wenn das Zeichnen mir ein Saugläppchen wäre, dem Kind in Mund gegeben, daß es schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe." (8. März 1781: „Im Zeichnen war ich heut wieder recht unzufrieden mit mir, es wird eben nichts draus und kann nichts werden. Ich bin immer so nah und so weit, wie Einer, der vor einer verschlossenen Thür steht.")

9. December 1777: (Die Harzreise und der Umgang mit einfachen Menschen wirkt auf ihn) „wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlichen=wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht".

Desselben Tages: „Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein."

2. Juni 1778: „Gestern Abend dacht ich, daß mich die Götter wohl für ein schön Gemäld halten mögen, weil sie so einen überkostbaren Rahm drum machen wollten."

30. November 1879: „Die Wahrheit ist doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren

Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander."

5. Mai 1780: „Die paar Wechsel in Menschen und Sachen bekommen wir wohl. Ich komme mir vor wie der Steinfresser, der, um satt zu werden, nach der reichlichsten Mahlzeit noch Kiesel verschlucken muß." (4. September 1783: „Ich habe mich recht mit Steinen angefüttert; sie sollen mir, denke ich, wie die Kiesel dem Auerhahn zur Verdauung meiner übrigen schweren Winterspeise helfen.")

30. Juni 1780: „Tausend und tausend Gedanken steigen in mir auf und ab. Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast."

14. September 1780: „In meinem Kopf ist's wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird."

Desselben Tages: „Ich preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ich's mich versehe, zieht ein böser Genius die Zapfen und Alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon."

Zu derselben Zeit: „Heute in dem Wesen und Treiben verglich ich mich einem Vogel, der sich aus einem guten Endzweck in's Wasser gestürzt hat, und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln. Die Fische, die sich um ihn bemühen, begreifen nicht, warum es ihm in ihrem Elemente nicht sogleich wohl wird."

20. September 1780: „Das schöne Wetter ist mit Wolken und Nebeln auf einmal überzogen worden, die Berge brauen, und es ist kein Heil mehr. Meine Natur schließt sich wie eine Blume, wenn die Sonne sich wegwendet."

7. November 1780: „Ich recapitulire in der Stille mein Leben seit diesen fünf Jahren und finde wunderbare Geschichten. Der Mensch ist doch wie ein Nachtgänger, er steigt die gefährlichsten Kanten im Schlafe."

10. März 1781: „Die Ruhe, die Entfernung von aller gewohnten Plage thut gar sehr wohl; ich fühle, daß ich noch immer bei mir selbst zu Hause bin, und daß ich von dem Grundstock meines Vermögens nichts zugesetzt habe."

9. October 1781: „Was für Häute muß man abstreifen! Wie wohl ist mir's, daß sie nach und nach weiter werden! Doch fühle ich, daß ich noch in manchen stecke."

10. Dezember 1781: „Ich bitte Gott, daß er mich täglich haushälterischer werden lasse, um freigebig sein zu können, es sei mit Geld oder Gut, Leben oder Tod."

31. März 1782: „Wie die Muscheln schwimmen, wenn sie ihren Körper aus der Schale entfalten, so lerne ich leben, indem ich das in mir Verschlossne sachte auseinanderlege."

13. Mai 1782: „Die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt; man verhält sich zu ihnen wie der Musikus zum Instrument."

Staatsgeschäfte, hoffnungsreich begonnen, mit Mißstimmung fortgeführt.

8. October 1777 (Tagebuch): „Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen."

4. März 1779: „Wie anders sieht auf dem Platze aus, was geschieht, als wenn es durch die Filtrirtrichter der Expeditionen eine Weile läuft."

Tags darauf: „Mir ist's auf dieser ganzen Wanderung, wie Einem, der aus einer Stadt kommt, wo er aus einem Springbrunnen auf dem Markte lang getrunken, in den alle Quellen der Gegend geleitet werden, und er kommt spazierend einmal an eine von diesen Quellen an ihrem Ursprung — er kann dem ewig rieselnden Wesen nicht genug zusehen und ergötzt sich an den Kräutern und Kieseln."

21. August 1779: „Diese Woche hat die Last, die ich trage, wieder stärker gedrückt. An Orten, wo die Weiber Viktualien und Andres in Körben auf dem Kopfe tragen, haben sie Kringen, wie sie's nennen, von Tuch mit Pferdehaar ausgestopft, daß der harte Korb nicht auf den Scheitel drückt: manchmal wird mir's, als wenn mir eins das Kissen wegnähme und manchmal wieder unterschöbe."

5. Mai 1780: „Da Sie von der Welt so weit entfernt sind, werden wir Ihnen Kinder scheinen, die das Wasser aus dem Fluß in's Meer tragen: es liefe wohl geschwinder von selbst."

21. September 1780: „In bürgerlichen Dingen, wo Alles in einer gemessenen Ordnung geht, läßt sich weder das Gute sonderlich beschleunigen, noch ein oder das andere Uebel herausheben; sie müssen zusammen wie schwarze und weiße Schafe einer Heerde untereinander zum Stalle herein und hinaus."

An demselben Tage Abends: „Das Volk jauchzt über seines Landesherrn Gegenwart, und alle alte Uebel werden, wie die Schmerzen eines Gichtischen nach einer Debauche, in unzähligen Suppliken lebendig."

25. October 1780: „Hier (in Weimar) leben die Menschen miteinander wie Erbsen in einem Sacke; sie reiben und drücken sich, es kommt aber nichts weiter dabei heraus, am wenigsten eine Verbindung."

10. December 1781: „Gott weiß, ob er (der Herzog) lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effekt thut."

(Er wollte eben den Speck spicken, wie Goethe bei anderer Gelegenheit sagte.)

7. April 1782: „Wehe dem, der sich von großer Herren Gunst in's Freie locken läßt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben."

11. April 1782: „Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Baches in ein Thal anvertraut wäre; es ist ihnen nur darum zu thun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, Alles fein stille zugehe; sie ziehen Dämme quer vor und stemmen das Wasser zurück zu einem feinen Teiche; wird der Knabe majorenn erklärt, so giebt's einen Durchbruch, und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort. Man sollte Wunder denken, was es für ein Strom wäre, bis zuletzt der Vorrath ausfließt und ein Jeder zum Bache wird, groß oder klein, hell oder trüb, wie ihn die Natur hat werden lassen, und er seines gemeinen Weges fortfließt."

9. Juni 1784: „Unsere Geschäfte gehen einen leidlichen Gang, nur leider, aus nichts wird nichts. — Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann."

Zu den politischen auch ein Paar religiös-moralische, gleichfalls bildlich eingekleidete Urtheile.

Lavater's Pontius Pilatus erscheint ihm, wie Alles, was dieser Prophet bis dahin verfaßt hatte, als tief gedacht und geistvoll, dabei aber durch krassen Aberglauben entstellt, und er drückt dies so aus, 6. April 1782: „Lavater kommt mir vor, wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte, die Erde sei keine accurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt, bewiese das auf's bündigste und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe — was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann

endigte: schließlich muß ich noch der Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir auf's genaueste dargethan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie in Abgrund versinken würde."

Ueber Voltaire und seine Witzproducte 7. Juni 1784: „Man kann ihn einem Luftballon vergleichen, der sich durch eine eigene Luftart über Alles wegschwingt und da Flächen unter sich sieht, wo wir Berge sehn."

Indem wir zu Wilhelm Meister übergehen, finden wir in den Theilen dieses Romans, die aus derselben Zeit stammen, den ewigen Gleichnißmacher mit „dem Reichthum seines lebendigen Bildervorraths" (2, 10) wieder. „An Wilhelm fahr ich langsam fort," schreibt er selbst mit einem Bilde (22. September 1785), „und röste das Holz: endlich soll es, hoff ich, in Flammen schlagen." Einige Beispiele aus dem ersten und zweiten Buch:

1, 8: Wilhelm hat schon in früher Jugend ein Gedicht gemacht, in dem die Poesie und das Gewerbe als zwei Frauen einander gegenübergestellt waren. Die erstere war so gekleidet, daß „die reichlichen Falten des Stoffes, wie ein tausendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Göttlichen wiederholten". „Enterbt und nackt übergab sich Wilhelm der Muse, die ihm ihren goldenen Schleier zuwarf und seine Blöße bedeckte." (Erinnert an die gleiche Vision in der Zueignung.)

1, 12: Die Alte suchte die Poesie ihrer Freundin in's Gebiet des gemeinen Lebens herunterzulocken und „bediente sich dabei der guten Art, welche Vogelstellern zu gelingen pflegt, indem sie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen suchen, welche sie bald und häufig in ihrem Garne zu sehen wünschen".

1, 13: Der Stadtschreiber und der Actuarius tauschten an der Grenze Komplimente aus, „mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Geberden, wie es etwa Geist und Zauberer,

der eine inner-, der andere außerhalb des Kreises, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen".

1, 14: Das Theater aufzusuchen schien, Wilhelm „eben so natürlich und nothwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht".

1, 15: Der Liebende ist „wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergötzt"; Wilhelm trug den ganzen Reichthum seines Gefühls auf Mariannen hinüber und sah sich dabei „als einen Bettler an, der von ihren Almosen lebte"; Alles, was sie umgab, was sie berührte, war in seinen Augen verschönert und verherrlicht, „wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschienen wird"; die Liebe ist „eine so starke Würze, daß selbst schale und ekle Brühen davon schmackhaft werden"; Wilhelm dachte sich das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe würdiger Handlungen, deren Krone die Erscheinung auf dem Theater sei, etwa „wie ein Silber, das vom Läuterfeuer lange herumgetrieben worden, endlich farbig schön vor den Augen des Arbeiters erscheint"; in Mariannens Behausung lagen die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falschen Putzes zerstreut durcheinander, „wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches"; Wilhelm entfernte sich von seinem Freunde Werner verdrießlich und erschüttert, „wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaften festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens dran geruckt hat".

1, 16: Wilhelm schreibt in der Nacht einen Brief an Marianne, meldet ihr seinen Entschluß, sie zu heirathen und seine Eltern heimlich zu verlassen, und kommt sich dabei vor „wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Fesseln abfeilt".

1, 17: „Zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetuhren; was in der einen sich regt, muß auch die andere mitbewegen, denn es ist nur eins, was in beiden wirkt, eine Kraft, die sie durchgeht."

Das erste Buch schließt mit zwei vergleichenden Phantasiegemälden, dem von dem Blitz, der eine Gegend plötzlich erhellt und die Augen blendet, so daß sie gleich darauf nichts sehen, dem andern von dem Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt: das zweite beginnt mit der glänzenden Schilderung des innern Umsturzes einer so eben noch glücklichen Seele: „wie wenn (ὡς ὅτε bei Homer) von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durcheinander zischen und sausen" — so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durcheinander. Gleich darauf folgt ein anderes Bild, hergenommen von dem Körper eines Gestorbenen, der nach dem langen Proceß der Zerstörung sich endlich „in gleichgültigen Staub zerlegt" und in uns „das erbärmliche leere Gefühl des Todes" erweckt, „nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken" — dann noch ein drittes: „Wilhelm sah mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elends hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulcans hinunterblickt." Dann im zweiten Kapitel: „Ach wer mir voraussagt hätte, daß die Arme meines Geistes so bald zerschmettert werden sollten, mit denen ich in's Unendliche griff!" — „O mein Bruder, ich leugne nicht, sie war mir bei meinen heimlichen Anschlägen der Kloben, an den eine Strickleiter befestigt ist; gefährlich hoffend schwebt der Abenteurer in der Luft, das Eisen bricht und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche."

Wir schließen diese kleine Sammlung mit Wilhelm's Bezeichnung des Dichters als eines Vogels, die an die Worte des Sängers:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet —

erinnert. „Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich an eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern."

Auch die einige Jahre später als die Anfänge des großen Romans geschriebenen Briefe aus Italien sind noch immer reich an bildlichen Vergleichungen. Seine innere Umwandlung in Rom erscheint ihm wie ein Neubau, 20. December 1786: „Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues." — Er hat Herder's neue Schrift „Gott" erhalten und knüpft daran eine oder mehrere „Allegorien", Castel Gandolfo 8. October 1787: „Man nimmt das Büchlein wie andere für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist; wer nichts hineinzulegen hat, findet sie leer." Folgt ein zweites ausgeführtes Gleichniß (Hebel und Walzen u. s. w.) mit Bezug auf Lavater, Jacobi und Claudius und deren religiöse Vorstellungen. — Ueber sich selbst schreibt er 25. December 1787: „Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt."

Genug der Beispiele, deren Zahl sich noch in's Hundert-

fache vermehren ließe. Wir fügen nur noch zwei hinzu, die uns aus besonderen Gründen dazu reizen.

Im ersten Akt des Götz von Berlichingen sagt Götz zu Weislingen, der gegen die unruhigen, fehdelustigen Ritter gesprochen hat: „Ruh und Frieden! ich glaub's wohl! den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren." Ein Glück, daß die Franzosen von deutscher Literatur so wenig wissen, sie könnten sonst diesen Spruch auf des Fürsten Bismarck Bemühungen, den Frieden zu erhalten, anwenden wollen.

Eine andere Gleichnißrede ist darum merkwürdig, weil sie schon aus dem Munde des achtzehnjährigen Jünglings kam und mit den übrigen Briefen an Behrisch erst jetzt der Welt bekannt geworden ist, Leipzig 2. November 1767: „Liebe ist Jammer, aber jeder Jammer wird Wollust, wenn wir seine klemmende, stechende Empfindung, die unser Herz ängstigt, durch Klagen lindern und zu einem sanften Kitzel verwandeln. Ach da geht keine Wollust über den Jammer der Liebe, wenn ein Freund unser Elend hört, unsere Thränen sieht, und das, was wir davon zu viel haben, gottgleich wegnimmt und durch Mitleid unsere Wunde heilt; es ist auch Wollust das Jücken einer erst zugeheilten Wunde. Aber kein Kranker kann durch eines unempfindlichen Arztes grausames: „es hat nicht viel zu sagen" mehr geängstigt werden, als ein Seelenkranker durch einen gefühllosen Freund. Ein zurücktretendes Uebel ist das gefährlichste, und es muß zurücktreten, für Schrecken zurücktreten, wenn der Kranke eine warme, sanfte Hand zu fassen hofft und eine kalte, kalte zu fassen kriegt. O das sind Allegorien! Die Einbildungskraft gefällt sich, in dem weiten geheimnißvollen Felde der Bilder herumzuschweifen und da Ausdrücke zu suchen, wenn Wahrheit den nächsten Weg nicht gehen darf oder nicht gerne gehen möchte." — „Wer einem kalten Herzen warmes Elend vertraut, ist ein Thor, wie ein Liebhaber, der am Bache in's Schilf klagt, das ihn, statt ihn zu bedauern, auszischt." (Also

auch hier die Bezeichnung Allegorien, wie zwanzig Jahr später in dem Briefe von Castel Gandolfo, s. oben.)

Schon von Andern ist bemerkt worden (z. B. von Riemer, Mittheilungen, 2, 51), daß Goethe's Gleichnisse gewöhnlich dem, was ihn gerade umgab oder beschäftigte, entnommen sind. Wenn den Dichter eine Stimmung ganz umfängt, wenn er in eine Empfindung, sei es nun eine beengende und quälende oder eine süße, wollüstige, ganz getaucht ist und vergeblich versucht, sich seines Innern zu entäußern, dann kommt ihm die Phantasie zu Hülfe: mitten in der gegenständlichen Realität, in der gemeinen Ordnung der Dinge, in der Gewöhnlichkeit des Tages erheben sich Anklänge, tauchen Abbilder auf, die gefangenen Geister erwachen und geben Zeugniß für die Regungen der Seele oder das Reich dunkler, aus dem Gemüthe aufgestiegener Vorstellungen.

So offenbart sich der innige Zusammenhang oder vielmehr die ewige Identität des Gedanken und des äußern unmittelbaren Daseins. Die Welt wird zu einer unermeßlichen Reihe von Sinnbildern; die Natur ist erstarrter Geist, der Geist bewußt und frei gewordene Natur; so entstand die Mythologie, so die Sprache in ihrer Entwickelung aus dem Einzelnen, Sinnlichen zum Allgemeinen. Diese Fähigkeit, überall außer sich Gleichartiges und Verwandtes zu schauen, sie ist es, was in der Ode: „Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?" unter dem Namen der Phantasie gefeiert wird. Goethe als genialer Dichter besaß diese Phantasie im höchsten Grade, und kein geringes Anzeichen davon ist seine Gabe der Gleichnisse, die sich mühelos einstellten und dem Gefühl und dem suchenden Blick schnell die begehrte Lösung brachten. Will man sie als Witz bezeichnen — der ja allerdings ein profaner Grenznachbar der dichtenden, das Eine in dem Andern erfassenden oder ahnenden Phantasie ist —, so ist er doch von dem, was Börne mit diesem Worte meinte, ganz verschieden: der Scharf-

sinn der Zersetzung und Verbindung, der von den ältesten Theilen des Alten Testaments bis zum Talmud, von diesem bis in unsere jüngste Zeit reicht, und die weiche, formende Symbolik des Dichters und Künstlers sind nicht an einander meßbar, bezeichnen vielmehr in ihrem Unterschiede die ganze Tiefe des Gegensatzes beider Racen, der semitischen und der arischen.

Zum Schlusse möchten wir noch auf den Zusammenhang aufmerksam machen, der diese bildliche, sprichwörtliche Ausdrucksweise mit dem nationalen Alterthum verknüpft. Unter Alterthum verstehen wir hier die Zeit von Luther's Auftreten, die Zeit des Kaisers Maximilian, Sickingen's und des Götz von Berlichingen, des Erasmus und Reuchlin's. Da war die Welt fröhlich und phantastisch, und aus diesem Erdreich ging mit tausend Wurzeln Goethe's Sprache hervor. Und weil in Süddeutschland jene Vorzeit immer noch nicht ganz untergegangen war, so ist auch Goethe's Gleichnißrede eine muntere, temperamentvolle, süddeutsche, dichterische, trotz Allem verständige, dennoch kein wie ein chirurgisches Messer schneidender oder wie Schwefelsäure die Hüllen des Lebens wegfressender Witz. Goethe's Gleichnisse sind wie neu geschaffene Sprichwörter; ob diese je eine weitere Herrschaft gewinnen werden, hängt von dem auf- oder niedersteigenden Bildungsgange der Nation ab, und wer wollte hierin eine Vorherverkündigung wagen?

VII.

Einiges über Goethe's Vers*).

Als Opitz im siebzehnten Jahrhundert die neue deutsche Prosodik entdeckt und Klopstock im achtzehnten sie angewandt hatte, da glaubte man Trochäen und Jamben und Daktylen zu besitzen, wie die Griechen und Römer, und sapphische und alkäische Strophen aufbauen zu können, wie Horaz. Doch wie sehr täuschte man sich darin! In der antiken Metrik gilt einzig die Quantität der Silben, d. h. ihr äußeres Zeitmaß, bestimmt durch Länge und Kürze des Vokals und das Zusammentreffen der Konsonanten, die sogenannte Position. Der Vokal ist kurz, wenn die Sprachorgane unmittelbar, nachdem er hörbar geworden, zur Bildung des folgenden Konsonanten übergehen; lang, wenn sie in der Stellung verharren, die dem Vokal Entstehung gab. Das Zeitverhältniß beider wurde von den Alten als einfache Verdoppelung angesehen, und so war z. B. der Daktylus ein grades Maß, mit andern Worten, die beiden Kürzen waren gleich der Länge, und statt des Daktylus oder Anapäst konnte ein Spondeus stehen; der Jambus und Trochäus waren ungrade, und statt des letzteren einen Spondeus setzen, hätte die rhythmische Bewegung aufgehoben. Dazu kam dann noch die Positionslänge: zwei oder mehr Konsonanten, unmittelbar zusammenstoßend, erforderten so viel Zeit, daß die Silbe, deren Schluß sie bildeten, auch wenn sie kurzen Vokal hatte, für lang gerechnet wurde. Auf

*) Zuerst erschienen im Goethe-Jahrbuch 1885.

den Wortton, auf die Bedeutsamkeit kam dabei nichts an; Metrum und Betonung kreuzten sich fortwährend; ein Hexameter konnte beginnen: *αὐτὰρ ἔπειτα* oder lauten wie folgender: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προςςφη πολύμητις Ὀδυσσεύς* — ebenso konnte ein Substantiv oder Verbum mit dem höchsten Gewicht in der Rede aus zwei kurzen, flüchtigen Silben, ein Ableitungs- und Flexionselement aus einer Reihe langer bestehen, und beiden wurde im Verse nach dieser ihrer sinnlichen Gestalt je das gleiche Recht. So stand es bei den Alten; die modernen Sprachen entwickelten sich nach dem entgegengesetzten Prinzip. Sie ließen die Quantität immer mehr fallen, machten die Vokale gleich und verstärkten in demselben Maße die eine Silbe vor der Anderen durch den Accent, d. h. durch lebhafteren Druck des Athems und Erhöhung des Tones. So thaten nicht bloß die barbarischen Natursprachen des Nordens, sondern auch die sich umgestaltenden und verjüngenden Idiome des Südens. Beide bewegten sich einem Ziele entgegen, das ihrem Alterthum fern lag, einem inneren historischen Triebe und Gesetze gehorchend. Die Neugriechen z. B. kennen keine Kürze oder Länge des Vokals, nur accentuirte und nicht accentuirte Silben, und an die Stelle der homerischen Hexameter und tragischen Trimeter sind bei ihnen sogenannte politische oder bürgerliche Verse getreten. Auch die meisten slavischen Völker haben alle Verschiedenheit der Vokaldauer — die sie in ihrer Urzeit sicherlich besaßen — aufgegeben, und bei Polen wie bei Russen und Kleinrussen waltet in gebundener und ungebundener Rede nur der Accent. Im Deutschen kommt dann noch ein besonderes Moment hinzu: der Accent fällt auf den Kern des Wortes, die Stammsilbe, die den allgemeinen Begriff benennt, dessen nähere Bestimmung nnd Beziehung wird durch tonlose Silben bewirkt. So ist z. B. in dem Worte begünstigen der Begriff Gunst durch den Ton als das zu Grunde liegende Subjekt bezeichnet;

Attribut wird dieses durch das angehängte unbetonte ig — günstig, dieses wieder durch die Verbalendung und Zusammensetzung mit be, beide tonlos, zum prädikativen und zugleich transitiven Verbum. So hält der Accent nicht bloß das Wort als Ganzes, als Individuum zusammen, sondern er hebt auch den Begriff aus den mannigfachen Verhältnissen, in die er eingegangen ist, in seiner ursprünglichen, noch bestimmungslosen Allgemeinheit als Herrschendes hervor. Daß dabei auch kein Gesetz der Positionslänge gelten kann, ergiebt sich von selbst. Zwar wird der Dichter mit feinerem Gefühl auch der Position einen leisen Einfluß gönnen; sie wird, wie der Wechsel der Vokale, den Vers wohllautend oder übelklingend machen (worüber bei den verschiedenen Völkern je nach dem Bau der Sprachen oder der Gewöhnung der Artikulation das Urtheil sehr verschieden ausfällt): auf den Rhythmus selbst aber kann sie nicht bestimmend sein.

Blickt man von dieser neuern Art noch einmal auf das Alterthum zurück, so offenbart sich auch in diesem Punkt der ganze Gegensatz beider Zeitalter. Die Messung nach der Zeit ist sinnlich, die nach dem Ton gemüthlich; aus der ersteren spricht Klarheit der Anschauung und der Gedanken, aus der andern ein Inneres, Gestaltloses, die Empfindung; ein Volk, das sein Ideal in Säulenarchitektur, in Marmor- und Erzbildern äußerlich hinstellte und dessen Poesie an Tanz und Gesang, an Lira und Flöte geknüpft war, mußte auch in der Sprache die rhythmische Bewegung nach der Zahl und Wiederkehr gleicher Zeitabschnitte regeln. Als aber das Christenthum den Menschen und seine Ansicht der Welt völlig umgewandelt und alles bisher Erstrebte und Gedachte in sein Gegentheil verkehrt hatte, da kündigt sich auch in griechischen und lateinischen Versen der neue Geist an: die Quantität versagt, der Accent zerstört die grammatischen Formen und bemeistert sich des Rhythmus — bis im Mittelalter in den byzantinischen Kirchen-

gesängen und den lateinischen Sequenzen, Hymnen, u. s. w. bloß nach dem Wortton gemessen wird und zugleich der nordische Reim und die aus der Urzeit wieder auferweckte Alliteration den dichterischen Schmuck abgiebt und die Zeilen und Strophen gliedert.

---

1. Hexameter.

Was nun die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines deutschen Hexameters betrifft — wir wenden uns zunächst zu dieser Versart —, so war zu Klopstock's Zeit der Stand der Sache in Wirklichkeit folgender. Man bildete eine Reihe von sechs Hebungen, die durch eine oder zwei tonlose Silben oder Senkungen von einander getrennt waren. Der Vers begann immer mit einer Hebung — denn die Senkung, die Kleist in seinem Frühling seinem sechsfüßigen Verse vorgesetzt hatte, fand, als dem Muster der Alten zuwider, keine Nachfolge; — der letzte Fuß bestand immer nur aus einer Hebung mit nachschlagender Senkung, der vorletzte aus einer betonten und zwei unbetonten Silben — Beides dem antiken Hexameter abgesehen. Wo auf eine Hebung nur eine Senkung folgte, nannte man dies einen Spondeus und suchte halb- oder tieftonige Silben, z. B. die eine Hälfte zusammengesetzter Nomina oder Verba oder bei Ableitungen diejenigen, die ursprünglich Nomina gewesen waren, aber allmählich den Schein der Derivation angenommen hatten, wie heit, thum, schaft, in geringerm Maße auch lich, bar u. s. w., an die zweite Stelle zu bringen; da dies aber nicht immer gelang und die nachfolgende Silbe allzufühlbar kurz, d. h. tonlos war, so konnte man sich nicht verbergen, daß man statt des antiken Spondeus einen Trochäus gebildet hatte, und so stritt Klopstock ausdrücklich für die Zulassung dieses Fußes im deutschen Hexameter und behauptete zuversichtlich, der Vers des Homer und Vergil

habe dadurch an Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit gewonnen. Man verwechselte fortwährend den rhythmischen Ictus, der bei den Alten den Gang des Verses regulirte und das sogenannte gute Taktheil gegen das schlechte hervorhob, mit dem Wortaccent, der, mit dem Sinn untrennbar verbunden, im Deutschen alleinige Geltung hatte; daß man dem Wesen des deutschen Verses widersprach, indem man echte Spondeen bilden wollte — denn da wäre ja die Senkung keine Senkung gewesen — ahnte man nicht; eben so wenig, daß auf den Unterschied, ob eine oder zwei Senkungen der Hebung folgten, in deutschrhythmischer Beziehung so sehr viel nicht ankam; ja unerhört wäre die Behauptung gewesen, man könne im deutschen Hexameter auch drei tonlose Silben zwischen zwei Hebungen schieben (also nach antiker Benennung einen Päon Primus bilden), etwa wie im Goethe'schen Hexameter:

Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen —

welcher Vers aber in der That kein unrechter deutscher Hexameter ist — nur müssen die Senkungen, wie hier der Fall ist, das gehörige Maß von Flüchtigkeit und der Hebungston die nöthige Kraft haben, sie in der Sphäre seiner Anziehung zu halten*). Auch das Vorbild des Volkslieds, die Knittelverse in mehreren Gedichten Goethe's, die Schiller-

*) Als man Goethe später auf diesen Vers in Hermann und Dorothea, der doch nur einem Schreib- oder Druckfehler seine Gestalt verdankte, aufmerksam machte, war er keineswegs beschämt, sondern ließ, wie er sich ausdrückte, die siebenfüßige Bestie weiter laufen. Er hatte nämlich die Formalistik der Herrn Metriker schon kennen und verachten gelernt, machte keine Hexameter mehr und äußerte über den einst hochverehrten Voß: „für lauter Prosodie ist ihm die Poesie ganz entschwunden" (im Jahre 1808, an Zelter, 1, 327). Auch mit Bezug auf A. W. Schlegel hatte er schon das Jahr vorher von der „modernen Rhythmik ohne Poesie" gesprochen und sie eine „Krankheit" genannt und vorausgesagt, in zehn Jahren werde „der

schen Balladen u. s. w. irrten Niemand in der hergebrachten, durch die Antike gebannten Ansicht. Wenn es hieß:

Wer wágt es, Rittersmann óder Knápp —

(Wo sich auch betonen läßt: Rittersmánn ŏdĕr)

oder:

Und áls er kám zu stérben,
Zä́hlt er seine Sä́tdt' im Réich —

(mit drei Senkungen zwischen zählt und Städt',)

oder:

Ich liebe dich, mich reizt deine schö́ne Gestált —

(gleichfalls mit drei Senkungen zwischen liebe und reizt)

oder:

Sankt Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte soeben im Gehen geträumt —

(im ersten Verse vier Jamben, im zweiten eine daktylische katalektische Tetrapodie mit Anakrusis, in Wirklichkeit aber vier Hebungen mit beliebigen Senkungen dazwischen oder davor) —

oder in demselben Gedicht:

Héb doch einmál das Húfeĭsĕn aúf —

oder endlich:

Den Jǘngling bringt keines wieder —

(in welchem Verse, wie man ihn auch lese, zwei Hebungen zusammenstoßen), —

so fragte sich Niemand, ob es sich mit dem Hexameter, als einem Verse mit sechs Hebungen, nicht ebenso verhalte, und ob man sich vielleicht nicht selber einige besondere Regeln, die in einer ganz andern Welt als organische Form entsprungen

---

Dünkel, womit die Rhythmiker von der strengen Observanz sich jetzt vernehmen lassen, höchst lächerlich sein" (an Knebel, 14. März 1807).

waren, willkürlich auferlegt hatte? Unterdeß aber war Voß aufgetreten und suchte den Hexameter Klopstock's der technischen Strenge des griechisch-lateinischen noch mehr zu nähern. Er vermied, soviel er konnte, den Trochäus, schuf sich künstliche Spondeen und Daktylen, setzte fest, welche Silben lang, welche kurz seien, welche als mittelzeilig bald kurz, bald lang sein könnten und gelangte so zu Hexametern, wie folgende:

Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer zu Grünau —

oder:

Jetzo begann holdselig ihr Lied die melodische Jungfrau
Und des Gesanges Wohllaut, eindringendem Worte vereinigt,
Wallete hell, dann leise gedämpft, in die Stille des Abends.
Von hinschmelzendem Halle gesänftiget, lauschten sie ringsum,
Fühlten erstaunt der Natur Hoheit und schwangen sich aufwärts
Ueber Mond und Gestirne zu Gott und den Seligen Gottes.

Da aber die deutsche Sprache sich gegen solche vollkommene Hexameter sträubte, so mußten Listen und Zwangsmittel angewandt werden, sie willig zu machen. Voß brauchte z. B. Deminutiva, um eine Silbe mehr oder vielleicht gar einen Spondeus zu gewinnen: Söhnlein, wo die Sache den Sohn verlangte; er setzte den Komparativ für den Positiv, wo es sich nicht um eine Vergleichung handelte: der grünere Hain statt der grüne, behielt das durch den Sprachgebrauch schon ausgestoßene e der Verbalflexion bei, wie wallete besänftiget, Beides wegen des Daktylus, und brach die Worte, um Spondeen zu gewinnen, wie drauf antwortetest, du ehrwürdiger — durch welches letztere Verfahren das Grundgesetz von der Geltung des Accentes umgestoßen ward, da Niemand sagt antwórten, ehrwǘrdig. Wirkliche Spondeen sind in der deutschen, wie in jeder accentuirenden Rhythmik, unmöglich, ja selbst der Schein solcher, wie beim Daktylus, Jambus u. s. w. läßt sich nicht erregen. Der Grund liegt

sehr nahe. Bei den Alten, wo die Länge etwas für sich Bestehendes, durch die Zeit Gemessenes und von dem metrischen Iktus Gesondertes war, konnte auch diejenige Silbe lang sein, die in das sogenannte schlechte Takttheil fiel; im Deutschen, wo die Länge durch Erhebung des Tones ersetzt wird, können zwei Silben, von denen in der Bewegung des Verses nur eine den vollen Ton hat, keinen im Gleichgewicht beider Hälften schwebenden Versfuß bilden*). Voß half sich auf doppelte Weise, um dennoch Spondeen zu erzwingen, indem er beide Mal nach seiner Art gewaltthätig und mechanisch verfuhr. Er faßte nämlich entweder zwei wirklich betonte Silben zusammen und sagte:

Der Herrscher im Donnergewölk Zeús —

und:

Faßte, dieweil Kárl drängte, den Arm des bescheidenen Jünglings —

wo aber die zweite Silbe Zeus, Karl in widersinniger Weise gesprochen werden muß oder beide Silben gleich stark betont werden, folglich aufhören, sich zu der Einheit eines Fußes zu verbinden, und statt des Hexameters eigentlich ein Heptameter entsteht, d. h. ein Vers mit sieben Hebungen. Oder er bildete sogenannte geschleifte Spondeen, indem er die stark betonte Silbe in die Thesis, die schwach betonte in die Arsis brachte und z. B. sagte:

es erfólgt Schwachhéit abstérbendes Alters —

oder:

wer getróst fortgéhet, der kómmt an —

womit abermals der deutschen Wortbetonung Hohn gesprochen

*) Selbst Voß erkannte dies in einer vorübergehenden Bemerkung an, deren Consequenzen ihm aber entgingen: „Steigende Spondeen", sagt er S. 127 seiner Zeitmessung der deutschen Sprache, Königsberg 1802, „ahmen den Jambus, sinkende den Trochäus nach."

ist. Niemand sagt fortgéhet, es müßte denn sein, daß der Gegensatz zum Fortreiten, Fortlaufen, Fortfliegen den Ton auf das Gehen verlegte, und kommt an könnte in einem jambischen Gedicht ohne Anstoß als Jambus gebraucht werden, wie Schwachheit als Trochäus oder als die beiden Anfangssilben eines Daktylus. Auch an Wort- und Versmalerei, d. h. Versinnlichung des jedesmaligen Gegenstandes der Rede durch den Gang des Verses und den Körper der Silben und Worte ließ es Voß nicht fehlen. Die Stellen des Vergil und Ovid, wo das Galoppiren des Pferdes durch lauter Daktylen, das Fallen der Hämmer durch lauter Spondeen, das Gequäke der Frösche durch ähnliche Sprachlaute ausgedrückt wird, galten ja in jener Zeit für die höchste poetische Schönheit, und so gab Voß in seinen Uebersetzungen, wo eine solche Malerei vorzuliegen schien, diese mit Treue, oft sogar übertreibend wieder. Daher sein:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte u. s. w.

und

ihn von der Au aufwälzend

(ἄνω ὤϑεσκε ποτὶ λόφον, wo er das Digamma als Anlaut von ὤϑεσκε nicht kannte oder nicht in Betracht zog). Er selbst dichtete:

Als rings her pechschwarz aufstieg graundrohende
Sturmnacht.

Homer's naiver Gesang weiß von solchen Künsteleien nichts und verfolgt, unbekümmert um den Sinn und Gegenstand, seinen eigenen gleichmäßigen metrischen Gang. Und dies gerade ist die Idee des Verses. Die gebundene Rede besteht eben darin, daß ohne Rücksicht auf den mannigfachen Wechsel der Bilder und Empfindungen immer ein und dieselbe rhythmische Form unabänderlich wiederkehrt. Wäre jene Malerei das Richtige, so müßte ein festes Metrum überhaupt verworfen

werden. Das Metrum grade giebt dem umfassenden epischen Gemälde die ausgleichende Haltung und steht wohl zu dem Ganzen der Dichtung, nicht aber zu jedem Punkte der Bewegung in erkennbarem Verhältniß.

Vossens prosodische Gesetzgebung war ein Sieg der Schule, des Handwerks über den freien Genius der deutschen Sprache. Sein Hexameter ließ sich skandiren und rollte in griechisch-lateinischen Redensarten, Bildern, Wendungen und Wortstellungen so prächtig daher! Je strenger die Forderungen, um so größer der Triumph des Künstlers, der sie erfüllte. Da fast alle damaligen Dichter philologisch gebildet waren und schon als Knaben in der Schule die Eclogen des Vergil und die Metamorphosen des Ovid und später die Satiren und Episteln des Horaz taktmäßig, d. h. mit moderner Betonung hergesagt hatten, so fand Voß bald Anhänger und Nachfolger und allgemeine Zustimmung. Sich des Trochäus ganz zu enthalten, den Voß in der Noth noch hatte hin und wieder zulassen müssen, wurde ein Ideal, ein Ziel des Strebens, ja Friedr. Aug. Wolf machte den Versuch, ein Stück des Homer von hundert Versen so zu übersetzen, daß Fuß für Fuß, Spondeus mit Spondeus, Daktylus mit Daktylus im Griechischen und im Deutschen übereinstimmten — welches man, wenn es nicht etwa satirisch gemeint war, wohl den Gipfel der Thorheit nennen konnte*). Auch Wilhelm von Humboldt drang auf die Regel, und A. W. Schlegel, der ein um so größerer Wortkünstler sein konnte, je kälter sein Herz war, lieferte kurze Musterstücke, die allerdings durch Feinheit und Geschmack Vossens grobe Schreinerarbeit übertrafen. Sie alle überflügelnd

*) Goethe schrieb damals an Zelter (19. März 1818): „Von den hundert Hexametern mag ich ebenso wenig wissen, als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel."

trat im neunzehnten Jahrhundert der Graf A. von Platen auf, der mit blendender Technik nicht bloß den heroischen und elegischen Vers, sondern auch die künstlichsten lyrischen Maße der Griechen in deutscher Sprache nachbildete. Nur Schade, daß in diesen herrlichen Versen, bei denen man oft die alten äolischen und dorischen Citharöden nach so viel Jahrhunderten wieder zu vernehmen glaubt, doch der Accent, also ein Ausbruch der Empfindung, die Länge bestimmt und damit die Plastik des Meißels trübt und ins Unbestimmte zieht!

Wenn die Distichen des Orakels im Triumph der Empfindsamkeit nicht schon der ersten Gestalt dieses Dramas vom Jahre 1777 angehören, so scheint Goethe die Form des Hexameters zum ersten Male in dem kleinen Gedicht „Physiognomische Reisen" (unter Epigrammatisch) versucht zu haben. Es kann nicht früher als in das Jahr 1778 fallen, da das gleichnamige Buch von Musäus in den Jahren 1778—79 in Altenburg erschien; aber auch nicht viel später, da Lavater's physiognomische Lehre darin mit warmen Worten in Schutz genommen wird, auch das Interesse an Musäus und dessen Angriff bald erlöschen mußte. Dann finden sich in den „Vögeln", vom Sommer 1780, vier Hexameter eingeschaltet, mit denen Treufreund die versammelten Vögel über den Anfang der Anfänge belehrt, und die er einem lächerlichen Dichter Peripleltomenes (der Verwickelte, Umwundene) entnommen haben will. Im Herbst desselben Jahres übersetzte der Dichter einige Zeilen aus den sogenannten goldenen Sprüchen des Pythagoras und schickte sie der Freundin (an Fr. v. Stein, 8. Sept. 1780). Darauf, im Frühling 1782, als ihm einige Epigramme der griechischen Anthologie in der Uebersetzung bekannt geworden waren, fand er sich zu ähnlichen kleinen Gebilden angeregt, in elegischem Maß und meist im Gewande griechischer Mythologie, seiner verstohlenen Liebe und den Felsen und Ruheplätzen gewidmet (unter „Antiker Form

sich nähernd"). Die Behandlung des Verses war die Klopstockische und sie ging ihm leicht von der Hand; die eigentlich elegisch-hexametrische Zeit war noch nicht gekommen und so sind die Blumen dieses Vorfrühlings wohl hin und wieder artig, doch etwas schüchtern und dürftig. Als dann Herder im Jahr 1784 eine Nachdichtung erlesener Stücke derselben Anthologie unternommen hatte (sie erschienen gedruckt in den „Zerstreuten Blättern" 1785 und 1786) und sie Goethe mittheilte, erwiderte dieser zwar mit Dank und lebhafter Anerkennung, aber seine Dichtung fand sich durch die Gabe nicht unmittelbar befruchtet; nur diese und jene unfreiwillige Gelegenheit verwandelte sich in einen leichten elegischen Schmetterling, so die Distichen auf den Tod des in der Oder ertrunkenen Herzogs Leopold von Braunschweig, des Bruders der Herzogin Mutter, oder die warmen Verse in das Stammbuch seines Zöglings, Fritz von Stein, oder die schalkhaften in das gleiche der Gräfin Tina Brühl u. s. w. Und wieder vergingen einige Jahre, der Dichter war in Italien gewesen, er hatte viel gewonnen, viel genossen, aber als ein Befriedigter kehrte er nicht wieder, so manches Leid trübte den Blick — bis die Mißstimmung plötzlich, noch im Jahre 1788, in Glück und Heiterkeit sich auflöste und nun in den Römischen Elegien und Epigrammen (den venetianischen, den schlesischen, dem auf die Sakontala*) das Distichon wieder auftauchte und in den beiden Episteln auch der bloße Hexameter, wie in den gleichnamigen Gedichten des Horaz. Dann kam ihm der Reineke Fuchs in die Hand (in der Gottschedischen prosaischen Uebersetzung) —, auf den er sich schon vor Jahren „kindisch gefreut" hatte —, und er brachte ihn in ein großes Homerisches Epos, um sich, wie er später äußerte, im Hexameter zu üben. Es folgten in

*) Die im ersten Rausch der Freude gedichteten zwei Distichen auf die Sakontala überschätzen übrigens dies indische Drama bei Weitem.

den nächsten Jahren einige Idyllen, Alexis und Dora, Euphrosyne, Amyntas, der neue Pausias, die Xenien und die friedlichen Epigramme, mitten darunter auch ein hexametrisches Epos in neun Gesängen, Hermann und Dorothea, und als letzter Nachklang dieser antiken Periode und ihrer Formen — die etwa zehn Jahre gedauert hatte, ebenso lange wie von 1776 bis 1786 die frühere Weimarische Zeit — der erste Gesang einer Achilleïs. Noch im Jahre 1806 gedachte er, wie uns die Annalen zu diesem Jahre berichten, sein episches Gedicht Wilhelm Tell in Hexametern zu schreiben, aber die angstvolle und stürmische politische Lage vereitelte den Plan und mit „dieser herrlichen Versart" war es für immer dahin*). Durch Goethe's Beispiel ermuthigt, begann auch Schiller seit der Herausgabe der Horen, also seit 1795, in gedankenvollen Gedichten sich des Maßes der alten Elegiker zu bedienen, und wie man gestehen muß, gleich Anfangs mit Glück und Meisterschaft. Aber beide Dichter waren keine eigentlichen Techniker; eben als Dichter vor Allem um die Wahrheit des Ausdrucks bemüht, behandelten sie die metrische Form sorglos, diese gleichsam von Innen, aus dem Inhalt selbst hervorbildend. Damit aber gaben sie denen, die sich nach der neuen deutsch-lateinischen Doktrin in Lang und Kurz geübt hatten, fortwährenden Anstoß. Voß selbst, der mit jedem Jahre strenger wurde, d. h. sich immer weiter von dem alten Sänger, den er wiedergeben wollte, entfernte — fühlte sich hoch erhaben über die stümperhaften Versuche der beiden Herrscher über den deutschen Parnaß und wagte es, sie in einem Distichon also zu verspotten:

In Jena und Weimar macht man Hexameter wie der,
Aber die Pentameter sind noch viel vortrefflicher.

*) Wäre das Gedicht zu Stande gekommen — welch ein beliebtes Thema für deutsche Aufsätze in den Schulen: „Vergleichung des dramatischen Tell von Schiller mit dem epischen von Goethe"!

Auch A. W. Schlegel überwand in diesem Punkte seine Abneigung gegen Voß und erklärte schon im Jahre 1801, Voß sei unstreitig als „der zweite Erfinder" der antiken Silbenmaße, besonders des Hexameters, im Deutschen anzusehen und sein Verdienst dabei „unermeßlich groß". Noch in seinen späteren Lebensjahren, als ihm der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe bekannt geworden war, wo er mitunter übel wegkommt, schoß er als Großmeister poetischer Formalistik Pfeile gegen die Duumvirn wegen ihrer angeblich unvollkommenen Hexameter ab:

Eure Hexameter sind der natürlichste Naturalismus,
Nimmer begriff eur Ohr jenes hellenische Maß —

(wo eur Ohr erst recht das Ohr beleidigt) und:

Hexameter zu machen,
die weder hinken noch krachen,
das sind nicht Jedermanns Sachen —

(richtiger deutsch: das ist nicht Jedermanns Sache, was aber ärgerlicher Weise der Reim nicht zuließ). Der stolze Schiller ließ sich durch die Pedanten nicht irren*) und that wohl daran:

---

*) Unter den Xenien, die er gegen die Schlegel richtete (sie thaten, als ob sie nichts merkten, empfanden aber den Stachel tief), deuten wir eins auf August Wilhelm's metrische Grübeleien (wie Schiller sie ansah, in den Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache und in der Recension von Vossens Homer):

Recension:

Sehet wie artig der Frosch nicht hüpft! doch find' ich die hintern Füße
um Vieles zu lang, sowie die vordern zu kurz.

Auf denselben und im besonderen auf sein Gedicht Pygmalion (im Schiller'schen Musen-Almanach für 1797) geht wohl auch die Xenie „ein deutsches Meisterstück":

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

Goethe, weich und bildsam auch hierin, suchte von seinen Gegnern zu lernen und ging sein neues episches Gedicht mit Humboldt durch, um aus demselben, kurz gesagt, möglichst viel Trochäen und, wo es sich um einen Daktylus handelte, möglichst viel zusammengesetzte Substantive wegzuschaffen. Nach unserem Urtheil wurde aber das schöne, gleichmäßig fließende Gedicht dadurch nur geschädigt. Wenn es z. B. heißt:

Die Gesinnung ist löblich und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst. Denn so ist alles geschehen —

so mußte statt Mütterchen vielmehr Mutter stehen, denn so und nicht mit dem Diminutiv redet der Mann die Frau an, wie sie zu ihm in dem Gedicht zu wiederholten Malen Vater sagt. So war wohl auch Voß daran Schuld, wenn schon früher ein Vers in Alexis und Dora lautete:

Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her —

wo die Mutter zwar zwei sogenannte Trochäen ergeben hätte, aber viel angemessener gewesen wäre, schon mit Rücksicht auf das folgende feierlich. Ganz so verhält es sich mit der oder die Krankende statt Kranke in den zwei Versen:

Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret —

und:

Doch der Krankende fühlt auch schmerzlich die leise Berührung —

offenbar, um beide Male den Ditrochäus zu vermeiden.

In dem Verse:

Tretet herein in den hinteren Raum, in das kühlere Sälchen —

ist Sälchen für Saal ein ganz Voßischer Nothbehelf, der der Rede etwas Spielendes giebt, und auch der gleich folgende, etwas kostbare Genitiv:

Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,

der hinzugefügte Spondeus sorgsam — da die Sorgsamkeit hier keinen wesentlichen Zug bildet —, endlich die ganze zu niederländische Schilderung der geschliffenen Flasche, der grünlichen Gläser, des glänzend gebohnten Tisches u. s. w. — alles dies erinnert nicht angenehm an den Dichter der Luise. So auch das imperativisch gebrauchte passive Participium:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken!

oder im Proömium:

Noch einmal getrunken!

— denn dies war eine Lieblingswendung des groben Vossischen Stiles, die sich für den Kutscher (Vorgesehen!) oder den Frohnvogt (Nicht lange gefeiert!) oder den Schulmeister unter seinen Jungen (das Maul gehalten!) schicken mag, aber mitten in der Grazie der Goethe'schen Rede wie ein fremder Zusatz auffällt. Einige Male begegnen in Hermann und Dorothea auch die geschleiften Spondeen, das neueste und höchste Kunststück der Schule: aúf halbwáhren Worten ertappt, sélbst hingíng nach Paris, díe hochhérzig ein Mädchen vollbrachte, dáß unwíllig sie flieht, mit scheú unsícherem Blicke u. s. w. — und wir wissen nicht, ob und wie viele davon schon ursprünglich im Texte standen oder von falschen Rathgebern hineinkorrigirt waren. Goethe selbst nahm im August des Jahres 1799 zum Behufe eines neuen Abdrucks seine kleinen Gedichte aus den letzten zehn Jahren, die Epigramme, Elegien und Idyllen, wieder vor und besserte daran im Sinne der neuen Prosodik. Er meldete dies Schiller und fügte hinzu, er zeige dadurch „Respekt für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann". Schiller billigte das Verfahren und hatte sogleich nach seiner Art eine kunstphilosophische Formel dazu in Bereitschaft, obwohl er selbst den Hexameter und Pentameter damals für immer aufgegeben hatte. Manches nun wurde durch diese Ueberarbeitung in der

That geschmeidiger, durchsichtiger; an anderen Stellen aber hat die Sorge für das Metrum die Anmuth der sprachlichen Form in's Steife und Gesuchte verkehrt, z. B. wenn es in dem Epigramme „dem Ackermann" statt des früheren: „Pflüge fröhlich und säe" jetzt heißt: „Fröhlich gepflügt und gesät" — mit dem schon erwähnten imperativischen Participium, oder in „Versuchung" der erste Vers:

Eine schädliche Frucht reicht' unsere Mutter dem Gatten —

jetzt in einen manierirten Fragesatz verwandelt ist:

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten —

vermuthlich um den flüchtigen Trochäus „Eine" wegzuschaffen u. s. w. Alle diese Bemühungen konnten die Rigoristen, von denen Manche, die auf sächsischen Schulen erwachsen waren, mit Leichtigkeit sogar lateinische Verse anfertigten, doch nicht versöhnen. Platen fand den Vers in Hermann und Dorothea ungenügend:

Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst —

und als Goethe später, wie schon erwähnt, unvorsichtiger Weise das Bekenntniß ablegte, er habe sich mit dem Reineke Fuchs nur befaßt, um sich im Hexameter zu üben, da war die Sache ausgemacht: die Hexameter unserer beiden Klassiker waren und blieben schülerhaft: im besten Fall verzieh man sie ihnen im Hinblick auf manches andere Verdienst. Goethe's Reineke Fuchs fand überhaupt in der literarischen Kritik nicht die gebührende Würdigung — und dennoch hat nur dies Gedicht die Fabeln von Reineke und den übrigen thierischen Charakterfiguren populär gemacht und im Andenken der Nation erhalten und so ein schönes Vermächtniß der Vorfahren vor dem Untergang bewahrt.

Um aber gleich herauszusagen, wie wir denken, so scheinen uns die Hexameter in den zwölf Gesängen des Reineke Fuchs

und in den gleich folgenden beiden Episteln die besten, die überhaupt in deutscher Sprache in einem größern Zusammenhang gemacht worden sind*). In den späteren Werken antiker Form hat der Dichter schon die Unbefangenheit nicht ganz, aber doch ein wenig verloren. Im Reineke Fuchs aber bewegt sich die deutsche Rede mit dem freiesten Behagen in der reizendsten Zierlichkeit fort, nirgends vom Metrum gestört oder beengt, bald nach dem ihr eigenen Numerus dem Verse entgegen und ihn kreuzend, bald in mannigfachen Verschlingungen sich ihm wieder zuneigend und abermals von ihm abwendend, um endlich am Schlusse der Periode harmonisch mit ihm zusammenzufallen. Wir sind ganz im Gegenstande, in der Erzählung, wissen kaum, daß wir Verse hören, und doch begleitet uns das halbdunkle Gefühl, innerhalb der goldenen Schranken des Maßes gehalten zu werden und zwischen wechselnden aber festen Ufern, auf sanften Wellen im leichten Kahn den Fluß hinabzugleiten. Wie der Stoff die Homer'sche Heldenwelt

*) Zu unserer Ueberraschung finden wir ein ähnliches Urtheil schon durch Knebel ausgesprochen, der überhaupt unbefangener und klarer sah, als fast alle Uebrigen in Goethe's Umgebung. Er schreibt den 22. Dec. 1795 an Goethe: „Da Du im vollkommenen Besitz bist, auch hierüber (über den Bau des Hexameters) Regel auf dem Parnaß zu geben und ich z. B. Deinen Reineke Fuchs für das beste und der Sprache eigenthümlichste Werk deutscher Prosodie halte, so wollte ich nicht, daß Du Andern, die bei Weitem nicht Gefühl und Geschmack genug zu dieser Sache haben, aus zu vieler Nachsicht und Gutheit zu viel einräumtest. Der lebendige Geist, mit Sinn und Geschmack verbunden, fehlt ja fast überall noch in unseren Gedichten und was soll es werden, wenn sich unsre einzigen Muster unter die Regel einseitiger oder gefühlloser Pedanten schmiegen!" Auch Friedrich Schlegel, der hierin liberaler war, als sein mehr zünftiger Bruder, meinte später in den Kritischen Fragmenten: „Man tadelt die metrische Sorglosigkeit der Goethe-schen Gedichte. Sollten aber die Gesetze des deutschen Hexameters wohl so consequent und allgemeingültig sein, wie der Charakter der Goethe'schen Poesie?"

in leichter Parodie zu streifen scheint, so blickt uns auch der Hexameter selbst, der ehrwürdige Vers, durch den selbst die Pythia den Rathschluß der Götter verkündigte, so schalkhaft, ja mutwillig an — die schwere Rüstung liegt der Fabel nur leicht auf, denn sie ist ja keine wirkliche, sondern eine heitere Maske, und wenn diese sich hin und wieder verschiebt, so erhöht das nur den Zauber des Vortrags und das Ergötzen des Hörers. Vor dem Doppel-Trochäus fürchtet sich der Dichter nicht, so gleich am Anfange:

> Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
> Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde —

wo die trochäische erste und die daktylische zweite Hälfte der Verse eine gefällige gegenseitige Ausgleichung bewirken; ebenso wenig vor dem Halbton in der zweiten Hälfte des Daktylus:

> Gutes Hándgĕld ĭst das, versetzte Reineke munter —

oder: Eurem Geleit nicht Náchdrŭck vĕrschaffen, es leidet Euer Ánsĕhn dădurch, merket den Umstand und sucht ihn zu nützen, von der Haúsfraŭ ĕmpfangen, Fragen und Urtheil gĕstellt, als Euer Leichtsinn gedacht hat, Jeder genießt die Wóhlthăt dĕs Rechtes, was für Antwort gebühret, Eueren Vortheil besorgt er nicht sehr, mich führte der Zúfăll dĕn Weg her u. s. w. In der That gewinnt der deutsche Hexameter nur durch diese Zulassung die nöthige Mannigfaltigkeit und Schönheit. Was verschlägt es, wenn die Thesis bald mehr, bald minder in's Gewicht fällt? Oder vielmehr, nur so kann der Hexameter den Tonfall und die innere Gliederung des deutschen Idioms in sich aufnehmen und dem deutschen Gefühle natürlich und anmuthig werden*). Ganz so würde ein jambisches Gedicht, in

*) Man vergleiche damit die Protestationen Knebel's gegen die Voß-Schlegel'sche Manier in dem Briefe an Goethe vom 18. Nov. 1799, denen man nur beistimmen kann. Einmal nennt Knebel Vossens Hexameter spottend „wagerechte Verse".

dem die Thesen aus lauter dünnen, völlig tonlosen Silben bestünden, dem einförmigen Takt eines mechanischen Werkes gleichen; auch hat man seltsamer Weise in jambischen oder trochäischen Versen das, was im Hexameter verboten wurde, immer erlaubt. Das Maulthier sollte im Hexameter nur als Spondeus gelten dürfen, am ausgesuchtesten so, daß Maul einem vorausgehenden Spondeus, thier als Arsis einem nachfolgenden Daktylus angehörte — aber in dem Verse:

Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg —

ist es noch Niemand eingefallen einen Fehler zu finden*). Und ebenso wenig in Faust's Worten:

Doch lass' uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern —

oder aus den lyrischen Gedichten in Zeilen wie folgende:

Jeden Nàchklàng fühlt mein Herz —
Voll Unmüth ùnd Verdruß —
Verengt der Abschĭed mír das Herz —

oder in dem Kirchenlied:

Allein Gött in der Höh' sei Ehr —

oder in dem politischen Liede:

Deùtschlànd, Deùtschlànd über Alles —

(womit man den obigen Pentameter Platen's, in dem das arme Deutschland mittendurch gebrochen ist, vergleiche: bleiben der Stólz Deùtschlánds). Die Sprache selbst hat diese Richtung genommen und manche Zusammensetzung durch Verkürzung rhythmischer und wohllautender gemacht, z. B. Wimper aus Windbraue, Junker aus Jungherr, Schulze, Schulz aus Schultheiß, im Volksmunde Emse aus Ameise, Wingert aus

*) Oder hielt Platen den Vers doch für fehlerhaft? Er sagt in der verhängnißvollen Gabel:

Setzen ja die Jambenschmierer, deren Vers den Vers zerstört,
Den Spondeus oft an Stellen, wo er gar nicht hingehört.

Weingarte u. s. w. Doch sind noch immer Composita genug übrig, die wegen ihres Halb- oder Dreiviertelgewichtes sich nicht messen lassen und als völlig unrhythmisch die Sprache übel belasten. So konnte Schiller mit dreisilbigen Wörtern wie *Landenge*, *Hochofen*, *Scharfschützen* nichts anfangen; er mußte sagen:

> Der auf Korinthus *Landesenge*

(eine ganz undeutsche Form) und:

> wo ihm in *hoher Oefen* Gluth

(desgleichen) und:

> Aber dort seh' ich drei *scharfe Schützen*
> Linker Hand um das Feuer sitzen.

So konnte auch Goethe seinen Mephistopheles nicht von Gelbschnäbeln reden lassen, sondern von der Wahrheit.

> Die *gelben Schnäbeln* keineswegs behagt —

und vermied in den Venetianischen Epigrammen das Wort *Eidechse* und sagte lieber Lacerte:

> Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten, —
> Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild —

für Platen aber war das Wort wie geschaffen, er skandirte Eidechse als —́ —́ ⏑ und sagte (im Gedicht Amalfi):

> Núr Eidéchsen umklettern es jetzt, nur flatternde Raben.

Zur Vollkommenheit des Hexameters rechnet man auch die passende Verwendung der *Cäsuren*, die den langen heroischen Vers durch willkommene Pausen theilen und gliedern. Auch hierin verfährt der Dichter mit liebenswürdigem Leichtsinn: niemals opfert er dem metrischen Bedürfniß das der Sprache eingeborene Gefüge, die Wortfolge oder Wortstellung, den logischen Zusammenhang, die Heiterkeit der ruhig sich ausbreitenden Darstellung. Sein Vers nimmt wie der des Homer,

alle möglichen Gestalten an, und alle von den Alten aufgezählten Einschnitte finden sich wie von selbst ein. So die Penthemimeres, die mit Recht für die schönste der Cäsuren gilt und die man den goldenen Schnitt des Hexameters nennen könnte:

Jetzt da Jeglicher liest // und viele Leser das Buch nur —

oder die Hephthemimeres:

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; // es scheinen die Scherze —

(mit der Nebencäsur nach der Arsis des zweiten Fußes, wodurch zwei schöne Choriamben entstehen), die bukolische, die nach dem dritten Trochäus u. s. w. Sie alle zusammen geben dem Gang des Verses Schwung und Elasticität. Kommt dazwischen auch eine Zeile vor, wo wegen mangelnder Einschnitte die Schaukel, die uns hin und her wiegt, an der Erde zu schleifen scheint, so empfinden wir gleich darauf den erneuten, durch gesonderte Gruppen unterhaltenen Schwung um so lebhafter. Zwei oder drei Stellen, die wir aus einer Menge anderer herausgreifen, mögen die Behandlung der Cäsuren in Goethe's Vers durch Beispiele deutlicher vor Augen stellen. Hermann und Dorothea:

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.

In demselben Gesang:

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

Aus Reineke Fuchs:

Reineke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen;
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede

Seiner Entschuldigung her, als wär es lautere Wahrheit;
Alles wußt' er bei Seite zu lehnen und Alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt,
Ja er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.

II. Oden.

Wie die Hexameter Homer's und Vergil's, so reizten auch die lyrischen Strophen, wie sie bei Horaz vorlagen, besonders die alcäische und sapphische, Klopstock und sein Gefolge zu Nachahmungen. Zur Zeit, als Goethe's Lyrik sich ankündigte, entzückten Klopstock's Oden, so schwer sie waren, alle Herzen; Ramler galt für den größten Meister, dem es schwerlich Jemand nachthat, und willig räumte man ihm bei Versuchen Anderer das Recht über Leben und Tod ein. Die gegebenen antiken Strophenformen genügten bald nicht mehr: Klopstock ersann neue metrische Schemata, die er seinen Oden zur Orientirung des Lesers voranstellte. Wenn er nach diesen gearbeitet, gewöhnliche prosaische Gedanken allegorisch verkleidet und lateinische Tropen und Figuren, besonders die des erregten Gefühls — ohne innern Grund —, reichlich angebracht hatte, dann war der Ton der Begeisterung getroffen und das Gedicht der Bewunderung gewiß. Dabei wurden die Worte bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit durcheinander geworfen und auch dadurch mit triumphirendem Stolze dargethan, daß Thuiskon's Sohn den Gipfel, auf dem Pindar stand, leicht ersteigen könne. So undichterisch, so sehr als bloß abstrakter Metriker verfuhr Klopstock schon im Jahre 1764, daß er eine klagende Ode an Sponda (d. h. den Spondeus) richtete; er kann sie nicht finden und ruft:

Wo, Echo, wallt ihr tönender Schritt?
Und in welche Grott' entführtest du sie,
Sprache, mir?

Da tritt Daktylos hervor und tröstet ihn, es sei doch der Choreus da:

Hat er oft nicht Sponda's schwebenden Gang?

Und auch Kretikos, Choriambos, Anapäst, Jambos, Baccheus, Päon kommen nacheinander zu Wort und zuletzt heißt es:

Ach Sponda, rief der Dichter, und hieß
In den Hain nach ihr Pyrrichios gehn.
Flüchtig sprang, schlüpft' er dahin! also wehn
Blüthen im Mai Weste dahin!
  Denn, Sponda, du begleitest ihn auch
  Der Bardiete vaterländischen Reihn,
Wenn der Fels treffend in mir tönt, und mich
Nicht die Gestalt täuschte, die sang.

Wird man hier nicht an die spätesten lateinischen Produktionen, z. B. an des Martianus Capella de nuptiis philologiae u. s. w. erinnert? Wie die Versfüße hat Klopstock auch die deutsche Sprache selbst mehrmals in Oden angesungen; man höre die Anfangsstrophe eines solchen Gedichts und versuche sie zu konstruiren:

Ferner Gestade, die Woge schnell,
Dem Blicke gehellt bis zum Kiesel ist,
Das Gebüsch blinket er durch oder wallt
In die Luft, hohes Gewölk duftend, der Strom.

Weniger verstiegen als Klopstock, klarer und deutlicher als dieser, war der Uebersetzer des Batteux und Horaz, Ramler, in seinen Oden zugleich ein korrekter, halb lateinischer Techniker und strenger Gesetzgeber. Er wog und zählte die Silben und trieb das Geschäft der Auslese gewissenhaft nach Einsicht. Seine Poesie bestand in dem Kunstgriff, einen alltäglichen Gedanken in figürlicher Einkleidung auszusprechen, sowie abstrakte Verstandesbegriffe zu personificiren und sie dann mit Attributen zu versehen, als wären es lebende Wesen, z. B.:

Freude hüpfe voran, Unschuld begleite dich,
Unauflöslich vereint folge dir Arm in Arm
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
    Unbestechliche Treue nach.
Fliehen aber sollen
    Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit schlafender Natter,
    Falschheit verlarvt, Eifersucht immer wach
    Und mit rasendem Dolch und mit Medeischem
    Becher Rach' und Verzweiflung —

ganz wie bei Horaz in demselben Metrum:

cui Pudor et Justitiae soror,
Incorrupta Fides, nudaque Veritas
Quando ullum inveniet parem?

oder in sapphischer Strophe:

Jam Fides et Pax et Honos Pudorque
Priscus et neglecta redire Virtus
Audet, apparetque beata pleno
    Copia cornu —

nur schade, daß die Verba im Deutschen ihre bestimmte Stelle behalten mußten und Adjektiv und Substantiv sich nicht so verwerfen ließen, wie die lateinischen Dichter Freiheit hatten zu thun und mit Vorliebe thaten. Von Klopstock und Ramler ging Voß aus, sowohl in Uebersetzungen als in künstlichen Silbenmaßen, und auch die übrigen Göttinger waren Uebersetzer und machten sich mit Oden zu schaffen — wie die Stolberge. Der Skalden- und Bardengesang, zuerst vom Dänen Gerstenberg angestimmt, dann vom Halbdänen Klopstock so laut aufgenommen, daß ihn ganz Deutschland hörte und das Echo bis nach Wien hin tönte, — wurde noch in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen bei Gelegenheit der Lieder Sineds des Barden freudig begrüßt und höchlich gelobt und zum Schlusse gesagt: „Endlich gewinnt doch vielleicht die Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand“: —

bald aber ergab sich, daß die gewaltigen Worte dieser Sänger ein bloß hallendes Nichts waren, und im Neuesten aus Plundersweilern, acht Jahre später, heißt es spottend:

Seht doch, wie steigen ihre Drachen!
— Man nennt es einen Odenschwung.

Mit dem durch Herder und die jungen Genialitäten geweckten Sinn für Naturpoesie und das Volkslied und überhaupt für echte ursprüngliche Lyrik mußte der Geschmack an der kalten formalen Dicht- und Verskunst allmählich sich verlieren. Unter Goethe's Gedichten fand sich keines in antiker Odenform und auch als Schiller sich ihm zugesellte, da schöpften zwar beide Dichter tief aus den Quellen des Alterthums, aber der äolischen und dorischen Sangesweise, die, unmittelbar in die deutsche Sprache übertragen, die natürlichen Züge der letzteren verzerrt hätte, enthielten sie sich und auch den Horaz, den vielgemißbrauchten, der mit seiner Landlust, seinem Epikureismus, seiner gelehrten Mythologie und Nachahmung, endlich seiner Poetik fast der Alleinherrscher der bisherigen Poetenschulen gewesen war, den z. B. Hagedorn angeredet hatte:

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter —

diesen Dichter beachteten sie wenig und erwähnen seiner nur selten. Einmal freilich begegnet unter Schiller's Gedichten eines in Art einer Horazischen Ode: der Abend (vom Jahre 1795) — es ist nach einem Gemälde gemacht, also beschreibend, kurz, klar, mehr anschaulich als empfindsam, mythologischen Inhalts, also im Einklang mit der Form, ohne zudringliches Silbenmaß, und mag das beste aller in deutscher Sprache bis dahin (ja wir glauben auch nachher) verfertigten Stücke der Art sein. Auch aus Goethe's Jugendzeit tauchte ganz spät ein in choriambischen Strophen sich bewegender religiöser Hymnus auf: er war dem Mahomet in den Mund gelegt und sollte den Anfang der Tragödie dieses Namens bilden; Goethe hielt ihn für

verloren, aber er fand sich später unter vergessenen Handschriften und wurde 1846 von A. Schöll der Oeffentlichkeit übergeben. Das Gedicht ist einer Sure des Korans nachgebildet, groß gedacht, schwung- und empfindungsvoll, durch eine Art Refrain oder Parallelismus dem modernen Gemüth genähert und in der vielgestaltigen Goethe'schen Lyrik schon als einziges merkwürdig. Die dann folgende und allmählich die Literatur beherrschende Romantik befaßte sich nicht mit Formen antiker Lyrik — sie trieb andere poetische Spiele —, bis, wie schon früher bemerkt, durch einen ihrer Ausläufer, den Grafen Platen, die Pindarische Kunst wieder erweckt wurde, aber diesmal, weil auf der nationalen Klassik ruhend, in vollendeter Gestalt, vollkommen bis zum Scheine der Leichtigkeit, bewundernswerth in Klang und Maß, fremdartig, aber überraschend durch siegreiche Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten. Doch — auch bei Platen ist der Inhalt dienend, die Form herrschend; der Kopf hat gearbeitet und der bildenden Hand aus dem allgemeinen Schatze zugeführt, was sie jedesmal brauchen und nutzen konnte. Wer diese Verse liest, muß bewundern; gerührt wird Niemand — denn alle Abstraktion, auch die des Rhythmus, kann nicht anders als frostig bleiben. Da die nothwendigen langen Silben nur durch gehäufte Zusammensetzungen erzwungen werden konnten, so erhält Alles den Charakter des Pompes, auch an den Stellen, wo der Dichter einfach und zart sein will. Wir heben aus Platen's Gedichten nur eins hervor, weil es uns Anlaß zu einer Vergleichung giebt. Es stammt aus seiner letzten Zeit, aus der Zeit höchster Meisterschaft, und trägt den Titel: „Auf den Tod des Kaisers, 1835" — denn auch darin gleicht Platen seinen Vorgängern, unter denen Ramler dem preußischen König, Klopstock dem Dänenkönig Friedrich V. und der dänischen Königin Luise Huldigungsoden darbrachten. Das metrische Schema ist dem Liede vorangesetzt und die erste Strophe lautet:

Ausbreite die thauschweren Flügel, o mein Gemüth!
Ernsteren Festlaut
Beginnend schwebe der Seemöve, der unstäten, gleich,
Die bald die blendende Schwungfeder hebt
Luftwärts und bald in das blaue Meer taucht:
So schweb, o Klaglied, schwebe daher in Holdseligkeit.

Bild und Gedanke gleichen hier dem Beginn der „Harzreise im Winter“:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittich ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Nun bedenke man, ob es möglich gewesen wäre, diese fünf Anfangszeilen, die doch um so viel schlichter sind als die angeführte Strophe Platen's, mit strenger Wiederkehr, Silbe für Silbe, durch das ganze Gedicht beizubehalten und dabei den wechselnden Gedanken, die den Wanderer nach verschiedenen Seiten bedrängten, den Naturscenen, die ihm plötzlich entgegentraten, dem bald leise bald stürmisch bewegten Herzen Ausdruck zu geben? Platen's Trauerode besteht aus zwölf der ersten völlig gleichen Strophen, alle zwölf genau nach langen und kurzen Silben gemessen — ob der Dichter in der langen Arbeit sein Gefühl festhalten konnte? ob er am Schlusse seine Brust erleichtert, seine Seele befreit fühlte oder nicht vielmehr bloß durch den Selbstgenuß des virtuosen Künstlers sich belohnt fand?

Wir haben soeben der Harzreise im Winter gedacht. Sie ist in den freien Rhythmen geschrieben, die die einzige Form bilden, in der sich Goethe der antiken Lyrik zu nähern wagte. Die Zeilen sind kurz, sie stellen die Glieder des Satzes dar; sie schweben im Gleichgewicht, aber ihre Silben werden

nicht gezählt und sie ordnen sich nicht zu Strophen. In den frühesten dieser Gedichte, wie die an Behrisch, aber auch noch in Wanderers Sturmlied, Pilgers Morgenlied, Elysium, An Schwager Kronos, vernehmen wir noch einen Widerhall aus Klopstock's Regionen, der Ausdruck hält sich gern in der Dämmerung, ja im Dunkel, und strebt zu den Höhen, wo das Erhabene wohnt; in syntaktischen Kühnheiten, die fast zu Unmöglichkeiten werden, thut sich die Begeisterung kund. Doch stehen schon diese früheren Oden, wie der Wanderer, Ganymed, Mahomet's Gesang, Prometheus, Herbstgefühl u. s. w. an poetischem Gehalt weit über Allem, was Klopstock zur Telyn oder zu David's Harfe gesungen hatte; die Empfindung ist weniger hohl, die Gedanken sind tiefer und größer, die Phantasie, tausendfarbig wechselnd, richtet sich auf die Wirklichkeit der Dinge — aber sie verweilt nicht: kurze Streiflichter fallen, und es leuchtet nur hie und da auf. Die unerhörten barbarischen Namen aus der jüngeren Edda und der Skalda, die Hirngespinste aus der germanischen Urzeit fehlen; vielfach werden die Gestalten der griechischen Fabelwelt angerufen, aber nicht die seltenen, die nur der Gelehrte kennt, sondern die durch die Tradition gegebenen und auch sonst den Dichtern geläufigen. Allmählich aber, um die Zeit der Iphigenia und des Elpenor, nehmen die Oden ein anderes Gepräge an. Die Form zieht sich maßvoller zusammen: die Zahl der Hebungen wird gleich und zuletzt ist das allgemeine Schema — um antike Benennungen zu brauchen, die aber nach dem schon früher Ausgeführten eigentlich nicht anwendbar sind — der katalektische daktylische Dimeter, entweder in syllabam oder in disyllabum (der sogenannte Adonius):

Wenn der uralte
Heilige Vater —
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,

Kindliche Schauer
Treu in der Brust --

oder auch mit leichtem Auftakt:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.

Doch ist dies daktylische Maß nicht alleinherrschend, wo es zu einförmig hüpfend werden würde: es wird von Zeilen gleichen Tongehaltes, aber andern Ganges unterbrochen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es
Ewig wechselnd —

schließt aber doch wieder mit Adonien:

Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne —
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler u. s. w.

In anderen Fällen schlagen die Pulse unruhiger und die Sätze, die Satztheile beziehen sich mehr durch den Parallelismus der innern, als der äußern Form schwebend und quellend auf einander:

Ach an deinem Busen
Lieg ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz —
  Welcher Unsterblichen
  Soll der höchste Preis sein? —

Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle u. s. w.

doch geht die Ungleichheit nie bis zur Enormität und immer fühlen wir das hin- und herschwingende Spiel bestimmter, sich ablösender Intervalle. Goethe's Oden sind reine Vorbilder eigenster deutscher Rhythmik und verdienen auch in dieser Hinsicht das Studium mehr als Alles, was sonst der Sprache nach fremden Mustern qualvoll abgerungen ist. Aber nicht Jeder hat ein Ohr dafür.

Es lag nahe, dies freie Silbenmaß auch auf das Drama anzuwenden, und dies geschah auf folgendem Wege. In einer langen Ode „dem Allgegenwärtigen", die zuerst in der Kopenhagener Zeitschrift „Der nordische Aufseher" 1758 erschien, hatte sich Klopstock freier gehen lassen, oder vielmehr die Auflösung des Rhythmus war von selbst erfolgt, da die ganze Ode aus zerstückten Ausrufen erhitzter Psalmodik besteht*). Lessing, in den Briefen die neueste Literatur betreffend, 51. Brief, griff diese Form auf, die er „für eine künstliche Prosa" erklärt, „in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besonderen Silbenmaßes betrachten kann", ja er empfahl dies „Quasimetrum" für das Theater, indem er darin einen erwünschten Mittelweg zwischen den beiden Systemen des prosaischen und des versificirten Dramas erkannte. Diese hingeworfenen Aeußerungen Lessing's,

*) Später brachte Klopstock seine Ode in eine Art vierzeiliger Strophen, indem er die Zeilen nur anders abtheilte, mit ganz geringen Veränderungen des Textes. Keine der Strophen ist der andern metrisch gleich, aber bei der Drucklegung zeigten sie auf dem Papier ungefähr dasselbe Gesicht.

sowie einige Winke Hamann's führte Herder, wie er auch sonst that, in enthusiastischer Weise weiter aus (Ueber die neuere deutsche Literatur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend, 1767, Fragment 15). Er erklärt diese Art Verse oder Nichtverse für die natürlichste und ursprünglichste Poesie, dem Numerus der Hebräer verwandt, nicht bloß für affektvolle, dithyrambische Gedichte, sondern auch für Gemälde der Einbildungskraft geeignet: die letzteren „können ein gefesseltes Silbenmaß nicht ertragen, ohne daß sie oder das Silbenmaß leiden": in musikalischer Hinsicht, bei Recitativen, wird durch solche ungebundene Rhythmen das Orchester freier und sicherer, und was das Theater betrifft, so können sie sich „so prosaisch als möglich machen", — was bei den ersten Scenen eines Dramas, wo das Silbenmaß oft unleidlich wird, zum Vortheil gereicht — dann aber auch sich zum höchsten tragischen Affekt erheben und zum brausenden Sturm werden; nicht minder passend sind sie zum „Doppelgespräch" (unter diesem Ausdruck verstand Herder die antiken sogenannten Stichomythien) u. s. w. „Wenn man den englischen Shakespeare in dieser Tracht bei uns einführte!" fügte er halblaut hinzu, aber wie selbst von seinem Gedanken erschrocken, hält er inne — sein eigener unruhiger, flackernder, exclamatorischer Stil gleicht einigermaßen der von ihm gepriesenen Versart.

Beide Empfehlungen nun, Lessing's sowohl als Herder's, besonders aber die des Letzteren, vielleicht durch mündliche Ausführungen unterstützt, — mögen auch für Goethe Anlaß geworden sein, seinem Drama Prometheus die vorgeschlagene rhapsodische Gestalt zu geben. In ihr schien sich die tragische Größe, die aus den Trimetern und Chorliedern des attischen Drama sprach, am treuesten wiederspiegeln zu lassen und sie diente ihm von nun an bei antiken Stoffen — so in dem Monodrama von der in die Unterwelt hinabgerissenen, die öden

Gefilde durchwandernden Proserpina — zum Ausdruck eines von dem Höchsten ergriffenen, zugleich leidenschaftlichen und in sich gefaßten Gemüths. Selbst im Faust finden sich Stellen, die diesem freien Metrum des Prometheus gleich sind — so Faust's pantheistisches Religionsbekenntniß und die Scene im Dom. Die Iphigenie aber ward in Prosa geschrieben, doch in keiner reinen, vielmehr in einer Prosa, die von selbst und von innen zum Verse drängt, wie die Knospe zur Blüthe oder der Vorabend zum Feste. Daß diese himmelreine Dichtung, in der sich aller endlich-trübe Widerspruch in lautern Einklang auflöst, kein grobes prosaisches Gewand tragen dürfe, fühlte der Dichter bald selbst; gleich Anfangs sah er in ihrer ersten Gestalt nur einen Entwurf (eine „Skizze" noch ohne „Farbe", aus Dornburg 4. März 1779); dann theilte er den Text vorläufig so ab, daß er den Oden glich und nicht gesprochen, sondern recitirt werden sollte; in Italien endlich gelang, wie Jedermann bekannt, die Umwandlung in regelmäßige Jamben. Von der Reise schreibt er dem Herzog: „Iphigenie quillt auf, das stockende Silbenmaß wird in fortgehende Harmonie verwandelt" — dann, mit dem neuen Jahre 1787, lag sie in zwei Abschriften fertig auf seinem Tische. Sein Schmerzenskind nannte er sie, eben wegen dieser nachmaligen formalen Umgestaltung, die sonst nicht in der Art seines Schaffens lag und an der er sich „ganz stumpf gearbeitet" hatte, denn die Iphigenie selbst war so leicht und schnell geboren worden, wie nur irgend ein anderes seiner Werke. Elpenor, der zwei bis drei Jahre nach der ersten Iphigenie entstand, ist uns in jenem Quasimetrum aufbehalten, das von Riemer mit Goethe's Zustimmung durch Absetzung der Zeilen auch äußerlich sichtbar gemacht wurde. Die beiden Akte des Fragments enthalten vielleicht das Höchste, was an seelen- und gedankenvollem Ausdruck, an Adel und Hoheit der deutschen Sprache und ihrem größten Bildner, Goethe, jemals gelungen ist. Da der Stoff

so schreckenvoll ist, wie nur immer im griechischen Drama, so verbirgt sich eine heißere Gluth, als in der Iphigenie, unter den gelassenen Worten und neben der Milde des Sophokles und der Klugheit des Euripides vernehmen wir die Schauer des Aeschylus und des ältesten Mythus, nicht, wie in der Iphigenie, als überwundene Vorzeit, sondern als gegenwärtige That, deren Folgen eben im Aufbrechen begriffen sind. Und wie die Oden, je später, desto mehr regelmäßige Gestalt gewinnen, so trennt uns auch im Elpenor nur ein Schritt von dem Verse: die Diktion streift immerfort an der Schwelle des Tempels, wo das strengere idealere Linienmaß beginnt, ja sie thut manchmal den Schritt hinüber, und dann erklingen die schönsten, reinsten Jamben oder Trochäen — z. B. aus der furchtbaren Rachebeschwörung der Antiope, in trochäischem Maß:

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher schweres Haupt —
Leise sinken Schauer vor ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend —
Ungewiß im Fluge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken;
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Ziehet sich von bösem Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend —

u. s. w. oder in jambischen:

Wer edel ist, den suchet die Gefahr,

Und er sucht sie — so müssen sie sich treffen.
Ach sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirschende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück, ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert!

u. s. w. Im Elpenor hat der Dichter sich das letzte Mal in den freien Rhythmen ausgesprochen, die ein Symptom der alle Schranken durchbrechenden Geniezeit gewesen waren, und die letzte Scene des Fragments (die ja auch der Zeit nach die letzte gewesen sein wird), der Monolog des Polymetis, schließt, sowohl der Form als dem gährenden, gewaltigen Inhalt nach, die Kette, die von Wanderers Sturmlied uud Prometheus bis zu den ersten Versuchen im heroischen und elegischen Versmaß reicht. Auch Tasso war ursprünglich, so weit er fertig war, in poetischer Prosa geschrieben und wir wissen nicht, welche Gestalt die letztere hatte, ob eine schwungvolle oder eine naturalistische oder Beides zugleich, wie die des Werther oder der Stella? Aber dem Tasso kam zu Gute, daß der Dichter diese erste Niedersetzung, die ihm nebelhaft und weichlich vorkam, ganz und gar verwarf und also keine gegebene spröde Form mühsam umzuschmelzen hatte. So wurden die Verse im Tasso geschmeidiger, fließender, die Gedanken, so zu sagen, gleich jambisch geboren. Ja die gebundene Rede strömte um diese Zeit so übermächtig aus des Dichters Seele, daß er in den späteren Parthien des Egmont, die in Rom entstanden, obgleich hier die mehr dramatische Prosa, die Sprache des Lebens angewandt werden mußte, dennoch, gleichsam wider Willen, seine Worte nach rhythmischem Maß aneinander reihte. Dies stimmt zwar nicht ganz mit den Bekenntnissen in den Briefen aus Italien überein, aber diese Stellen in der italienischen Reise sind, wenn man

sie genauer betrachtet, Einschiebsel der spätern Redaktion. Wie sollte Goethe in Rom des Verses nicht Herr gewesen sein, fremden Unterricht darin verlangt haben? Er hatte sich schon als Knabe in allerlei Reimen geübt, in Leipzig schon als Student ein Drama in fünffüßigen Jamben geschrieben; zahlreiche Gedichte hatten seinen Lebensgang begleitet, und konnte es herrlichere jambische Verse geben, als die in Faust's Nachruf an die Sonne (sicherlich schon in Frankfurt entstanden):

Betrachte wie in Abendsonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten schimmern u. s. w.

oder in Mignon's Liede:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn? —

wo die Pracht des Verses mit der wiederkehrenden Cäsur nach dem zweiten Fuß fast übermäßig und blendend ist — oder aus der nächsten Weimarer Vergangenheit die Stanzen der Geheimnisse und der Zueignung? Vielleicht täuschte den Dichter sein Gedächtniß und die Silbennoth bezog sich auf den Hexameter — die ihn aber auch erst überfiel, als die Eutiner Schule kam und störend dreinredete. Wobei es immer möglich ist, daß er, der bei aller Genialität der Eifrigste im Lernen war, auch während der Arbeit an Iphigenie bei Moritz sich vielfach Rathes erholte und sich dadurch gefördert glaubte.

III. Südliche Versarten.

Jambisch und trochäisch sind auch die südromanischen Versmaße, die Ottaven, Decimen, Tercinen, Sonette, Canzonen, Glossen, Ritornelle u. s. w. Die Romantiker, seit den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts, übten diese Form eifrig, wiederholten sie in Uebersetzungen und eigenen Gedichten, ja gingen endlich sogar den Mustern Arabiens und Persiens nach. Alles wurde in deutscher Sprache möglich und der Triumph war

nicht gering. Noch jetzt rühmen wir uns unserer Uebersetzerkunst: wir können Alles wiedergeben, was nur je auf dem Erdboden, in alter und jüngerer Zeit, in kurzen und in unendlich langen Dichtungen, eigenthümliche Gestalt gewonnen hat. Den anderen Nationen ist diese Fähigkeit versagt, aber vielleicht nur, weil sie den Versuch nicht ernstlich wagten*), und ihr Sprachgefühl — auch die Sprachen sind, wie die Frauen, ein zartes, leicht verletzliches Geschlecht — zu empfindlich war? Das Deutsche dagegen hat sich jede Mißhandlung gefallen lassen, wie früher von Klopstock und Voß, so auch von den Romantikern. Auch die letzteren mußten die Schöne, wenn sie sich nicht freiwillig ergeben wollte, gewaltsam in ihren Dienst zu zwingen. Wie muß sie sich zu fremden Geberden verstehen, wie wenig darf sie ihrer eignen Freiheit folgen! Für den innern Rhythmus der deutschen Sprache hatten die Romantiker wenig Sinn. Hätte sonst Tieck — um unter tausenden nur dies eine Beispiel anzuführen in seiner vielberühmten Strophe:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht —

die letzte Zeile durch einen so groben prosodischen Fehler entstellen können? Der einzige unter den Dichtern der Schule, dem man eine zwangslose Versifikation zusprechen kann, war Novalis: indeß, bei aller Schmeichelei der Worte hat seine Lyrik etwas jesuitisch Schleichendes und eine Sanftmuth, die auf die Länge widerwärtig wird. A. W. Schlegel's Uebersetzung des Shakespeare gilt für meisterhaft — aber man vergleiche diese eckige, immerfort anstoßende, undeutsche Jamben-

*) Selbst A. W. Schlegel deutet einmal diesen Gedanken an (in dem gegen Klopstock's grammatische Gespräche gerichteten „Wettstreit der Sprachen", im Athenäum vom Jahr 1798).

ſprache mit dem melodiſchen Fluß der Verſe in Schiller's und Goethe's Dramen, oder am beſten mit Schiller's Wiedergabe des Macbeth — die der eiferſüchtige Romantiker zwar durchaus verwarf, die aber dem Deutſchen *ſeine* Sprache redet und nichts vorbringt, was das deutſche Ohr nicht gern vernähme. Wer in einer metriſch-treuen deutſchen Ueberſetzung, auch der beſten, von Dante's göttlicher Komödie längere Zeit leſen kann, der hat nur ein ſtumpfes Sprach- und Formgefühl, und ähnlich iſt die Lage deſſen, der ganze Geſänge des Arioſto oder Taſſo in deutſchen Ottaven bis zu Ende genießen ſoll. Die italieniſche Sprache iſt überreich an Reimen, die deutſche daran arm; dem Italiener ſtehen die betonten Ableitungs- und Biegungsſilben in unerſchöpflicher Fülle zu Gebote — wie ſollte es ihn nicht reizen, mit den Klängen, die die ganze Sprache durchziehen, bloß um ihrer ſelbſt willen anmuthig zu ſpielen und in Sonetten und Ottaven zierliche Blumengewinde durcheinander zu ſchlingen?*) Im Deutſchen ſind die Reime nicht bloß zu *ſelten* — und die vorhandenen werden dadurch leicht formelhaft**) — ſondern, da ſie nur Stammſilben verbinden können, auch zu *ſchwer*. Darum wir behaupten: im Deutſchen iſt das Sonett unmöglich, ſo viel auch deren gemacht worden ſind und wie ſich der Dichter auch ſtelle. Die Romantiker dachten darin anders; ſie wollten zwar Kinder ſein, thaten, als wenn ſie an Märchen und Bildern ihre Luſt fänden, ſchienen in heilige Myſtik ſich zu verſenken und — waren und blieben doch nur kalte Formkünſtler. Und weil ſie dies *nur* waren, mißlang ihnen auch die echte Form, die nur der

*) Man vergleiche Goethe's eigene Worte im Benvenuto Cellini, gegen den Schluß, poetiſche Verſuche: „Die beſchränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italieniſchen Sprache höchlich begünſtigt" u. ſ. w.

**) Z. B.: Liebe — Triebe, Herz — Schmerz, Luſt — Bruſt, Luſt — Duſt, Sonne — Wonne, Abend — labend, Sterne — Ferne, Roſen — koſen, Lebens — vergebens u. ſ. w.

Inhalt selbst sich giebt. Das deutsche Herz fehlte ihnen, darum auch die deutsche Sprache. Als Novalis, der Busenfreund Friedrich Schlegel's, in dem dieser sein anderes Ich erkannte und den künftigen Glaubensgenossen ahnte, im Jahre 1801 gestorben war, da gab der Ueberlebende seinem tiefen, ihn fast übermannenden Schmerze Ausdruck durch — ein Sonett. Um dies zu Stande zu bringen, mußte er zwei Mal einen vierfachen Reim, dann noch drei verschränkte Reimpaare suchen, endlich wohl aufmerken, daß sein Gefühl sich nicht in weniger, auch nicht in mehr, sondern gerade in vierzehn Zeilen ergöße! Nicht anders that bei ähnlicher Gelegenheit der ältere Bruder: der Tod seiner Stieftochter, der schönen, hoffnungsvollen, heißgeliebten Augusta Böhmer, zerriß sein Herz und er brachte ihr ein Todtenopfer von neun Gedichten, darunter sieben Sonette und eine Canzone! Als ein Dutzend Jahre später ein Nachzügler der Romantik, Rückert, seinem Haß gegen den Unterdrücker Napoleon, seiner Begeisterung für Deutschlands Freiheit und Auferstehung Luft machen wollte, da kleidete er seine stürmischen Empfindungen in dieselbe fremde verkünstelte Form und schrieb — geharnischte Sonette! Sie wurden gelobt, aber wirken konnten sie nicht und in ihrer Form sind sie uns jetzt völlig ungenießbar. Ein echtes, deutsches, den Tiefen der Seele entsprungenes Sonett aber steht in Wilhelm Meister:

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht:
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen.
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgenen Quellen.

Ein Jeder sucht im Arm des Freundes Ruhe,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen,

Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Der geneigte Leser wird uns nicht zürnen, daß wir dies Lied Mignon's abgeschrieben und ihm damit wieder in Erinnerung gebracht haben. Es hat zwar nicht vierzehn, sondern bloß zwölf Zeilen — allein was liegt an der Zahl? Auch sind die Reime einfach und die Zeilen ungleich: die achte bildet sogar einen Alexandriner und in der sechsten stockt die metrische Bewegung ein wenig — aber es darf sich dennoch an süßer und rührender Schönheit jedem der Sonette Petrarca's an die Seite stellen. Solche Abweichungen freilich durfte die romantische Schule sich nicht gestatten: sie wären wider den Zweck gewesen, der ja eben in dem Formenspiel bestand. Grade die strenge „antithetische Symmetrie und unabänderliche Architektonik" (Worte A. W. Schlegel's) mußte das Sonett einem Dichtergeschlecht, dem zwar nicht Geist und Bildung und Weite des Gesichtskreises, wohl aber der zündende Funke des Genius versagt war, empfehlen und willkommen machen. Im Sonett ließ sich sinnreich künsteln, aber der wahren Empfindung ist es im Deutschen eben zu künstlich.

Wenden wir uns wieder zu Goethe und Schiller, so fehlen bei beiden Dichtern, wie die antiken Oden, so auch die romantischen Versmaße. Nur die Ottave wurde hin und wieder versucht, zuerst von Goethe, noch vor den Jahren des Umgangs mit Schiller, also noch vor der Romantik. Damals, im Jahre 1784, in der Zeit, wo die Liebe zu Frau von Stein innig war, wie nur je, sann er über einem großen religiös-sittlichen Gedicht, „die Geheimnisse", dessen letzter Sinn unter der Hülle des Symbols sich zu verbergen scheint, doch der nähern Theilnahme sich leicht enträthselt. Des Dichters Auge schaut in allen empirisch gegebenen, unter den Bedingungen der Endlichkeit entstandenen Religionen einen Kern göttlicher Wahrheit, eine größere oder geringere Annäherung an das Ideal reiner Humanität. Diesen Keim gilt es zu entwickeln, das verborgene

Gold von dem dran haftenden Irdischen zu scheiden und so alle Menschen und Völker in gemeinsamer Andacht, im Dienste des Ewigen zu vereinigen. Zum Zeichen und Sinnbild dessen schwebt ihm das Kreuz vor, dieses aber dicht von Rosen umschlungen, so daß das schroffe Holz unter schwellendem Kranze den Blicken sich entzieht. Als Form für dies liebevoll-schwärmerische, „wunderbare Lied" wählte er die italienische achtzeilige Stanze, meistens mit abwechselnden weiblichen und männlichen Reimen, und in dasselbe Maß war die „Zueignung" gefaßt, die, ursprünglich für die „Geheimnisse" bestimmt, im Jahr 1787 die Ausgabe seiner gesammelten „Schriften" eröffnete. Viele dieser Strophen sind von vollendeter Schönheit, alle aber wie von einem Nebel oder Morgenduft umflossen, der die Umrisse, die Gestalten mit der Fülle der Worte und aufsteigender und niedersinkender Rhythmen und Klänge träumerisch umkleidet. Die Lehre selbst sollte ja eine geheimnißvolle sein, ein Mysterium, begreiflich und unbegreiflich, dem Einen düster, so daß er sich abwendet, dem Andern fröhlich, so daß er gerne herantritt, — und auch in der „Zueignung" thut sich ein Gesicht vor uns auf, die Wahrheit im Schleier der Dichtung, und wir vernehmen aus wallenden Wolken eine Himmelsstimme. So ist es uns beim Lesen oder Hören, als hätte das weiche italienische Metrum selbst sowohl die Stimmung als den Inhalt eingegeben und erschaffen; Wort und Sinn erscheinen unauflöslich verbunden, in reinem organischen Wechselverhältniß. Dennoch darf man sagen, daß dieser gedämpfte Wohllaut der Verse, dies geisterhafte Schwingen der Töne, ihr wiederkehrendes, unbestimmtes Zusammenklingen, in einem längern Gedicht und auf die Dauer lästig, ja unerträglich werden würde. So wie der Umfang des Fragmentes jetzt ist, steigt er nach unserm Gefühl schon über die Ufer, und man möchte zu den Knittelversen des „Ewigen Juden" zurückgreifen, die in den Werken unmittelbar vorhergehen und ein in gewissem Sinne

analoges Thema behandeln. Vielleicht breitet sich auch die „Zueignung“ schon zu reich in Worten aus; in den elegischen vier Stanzen aber, die unter derselben Ueberschrift „Zueignung“ der Tragödie Faust vorausgehen, haben da, wo der Dichter schließt, seine Accorde so ganz unsere Seele erfüllt, daß wir nichts weiter begehren, nichts weiter aufnehmen mögen. Die „Geheimnisse“ blieben unvollendet, wie das nicht anders sein konnte, aber am Schluß von Wilhelm Meister taucht in schöner Prosa Einiges von ihrem wesentlichen Inhalt wieder auf. Nach der Rückkehr aus Italien war mit der weichen Stimmung auch die Lust an den ottave rime verflogen und sie fehlen in den neunziger Jahren (mit Ausnahme der oben erwähnten „Zueignung“ zum Faust, die dem Jahre 1797 angehört), aber das von Goethe gegebene Beispiel nahm in einigen Gedichten Schiller wieder auf, so in der „Begegnung“, der „Erwartung“, dem Gedicht „an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“, dem „Abschied vom Leser“ u. s. w. Das Gedicht „an Goethe“ enthält eine ästhetisch-literarische Theorie, die an sich in keiner Beziehung zu dem gewählten Metrum steht; der „Abschied vom Leser“ schwelgt in schönen Worten, die man sich gern gefallen läßt, wenn sie auch nur geringen Gewinn abwerfen; in der „Begegnung“, besonders aber in der „Erwartung“ erhöht das südliche Klangspiel den Reiz der Stimmung: der Liebende harrt in der Abenddämmerung in einem Garten, der mit den Farben Italiens geschildert ist, der Ankunft der Geliebten: er lauscht und horcht, versinkt in Betrachtung, jedes leichte Geräusch täuscht ihn; seine Sehnsucht steigt, bis unerwartet die Stunde des Glückes erscheint — und auch was die Strophe zu Weichliches, Zerfließendes haben könnte, wird durch die dazwischen gestreuten aufgeregten daktylischen Fragen und traurig verzichtenden trochäischen Antworten gemildert. Auch in zweien seiner späteren Dramen hat dann Schiller die italienische Stanze

verwendet, in der Jungfrau bei Beginn des vierten Aktes und in der Braut von Messina, dieser Sammlung prachtvoller Redestücke aller Art, in Beatricens großem Monolog. Sie ist auch hier mit Meisterschaft behandelt, so wenig sie auf's Theater zu passen scheint; auch unterbricht sich Beatrice nach drei Strophen durch rascher bewegte Zeilen, und die dann von Neuem angestimmten lyrischen Melismen verlieren sich allmählich in spanischen vierfüßigen Trochäen, einem gleichfalls durch die Romantiker aufgebrachten Versmaß. Auch zu den Ottaven im Drama hatten ohne Zweifel die Romantiker, besonders Tieck, den Dichter angeregt.

IV. Gedichte des 19. Jahrhunderts.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts verschwindet in Goethe's Gedichten die griechische Versart, um nicht wieder aufzutauchen — aber auch die Epoche der Lyrik überhaupt. Zwar ist der Dichter bis an sein Lebensende fruchtbar in allen lyrischen und lyrisch-dramatischen Formen, ja fruchtbarer als er bisher gewesen, aber die organische Einheit des Gehaltes und der Form ist dahin oder stellt sich nur momentan und zufällig wieder her. Während seine Prosa, wie sie in Wilhelm Meister's Lehrjahren durch Einfalt und Bildung den Leser bezaubert, sich nicht bloß erhält, sondern vielleicht eine noch gemessenere Vollendung, durchsichtigere Tiefe und bestrickendere Heiterkeit erreicht — so in Winkelmann und sein Jahrhundert, in den Wahlverwandtschaften, den Rezensionen von Büchern in der neuen Jenaer Literaturzeitung, vielen Parthien der Farbenlehre, den ersten Theilen von Wahrheit und Dichtung, den Noten und Abhandlungen zum Divan u. s. w. — ergießt sich in den Gedichten die Idee oder Stimmung nicht mehr rein in die rhythmische Form; der Sprache geschieht mancher Eintrag, sie muß sich zu Manchem hergeben, weil Reim und

Vers es so verlangen — bis sie ganz zuletzt, sich selbst entfremdet, die Manier geflissentlich sucht und an der Verschnörkelung selbst Gefallen findet. Schon am Ende der neunziger Jahre, wo die hexametrischen Gebilde noch die graziöseste Leichtigkeit an sich tragen (z. B. in der wehmüthig schönen Achilleïs, wo die objektive Epik der Griechen ganz so geschmolzen und beseelt ist, wie einst, zwanzig Jahre vorher, in der Iphigenie die griechische Dramatik*), erscheint in den gereimten Jamben und Trochäen der Athem schon unmerklich beengt, die Lebenskraft der Sprache in der Abnahme begriffen. Die Idee ist noch immer eine tiefe — so die religionsgeschichtliche in der „Braut von Korinth", die des unzerstörbaren menschlichen Kernes in der tiefsten Versunkenheit in „der Gott und die Bajadere" — niemals bis an sein Ende hat dem Dichter der Blick in die Gründe des Herzens und Menschenlebens sich getrübt; — auch die allgemeine Stimmung liegt noch empfindungsvoll, wie ein unfaßliches Colorit, über dem jedesmaligen Ganzen — auch darin blieb Goethe's Genius ihm noch lange, ja immer treu; — aber im Einzelnen stört doch das Eine und das Andere, und wie bei einem unvollkommenen Werke des Grabstichels, ist der Abdruck nicht überall rein und scharf. Wenn es z. B. in der Braut von Korinth heißt:

Und nur braun erscheinst du wieder dort —

so ist hier die Wortstellung dem Sinne zuwider und nur durch den Reim erzwungen, oder

Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt,
So versorgend wünscht sie gute Nacht —

wo die beiden Verba prangt und versorgend je eine

*) Auch an der Achilleïs hat sich Gervinus versündigt, ein neuerer Literarhistoriker nennt sie einen Homunkulus u. s. w. Erst Scherer hat dem schönen Fragment Gerechtigkeit widerfahren lassen.

adverbiale Bestimmung und ein Objekt als Ergänzung verlangen. Vergleichen wir dann die Eugenie mit Tasso und sehen von dem Inhalt ganz ab, so liegt doch auf Vers und Sprache der ersteren ein bleicheres Licht und unter den vielen herrlichen Wechselreden dieser vielverkannten, tiefen politischen Dichtung stößt doch mitunter ein gelbes Blatt auf, das den nahenden Herbst verkündigt. Unter den geselligen Liedern (aus den ersten Jahren des Jahrhunderts) ist das Tischlied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie" ganz fleckenlos, und da der Dichter sich die schwere Aufgabe eines vierfachen Reimes bei ganz kurzen Zeilen gestellt hatte, ein Zeugniß der in glücklichen Stunden noch immer sich bewährenden alten Kraft. Daß auch die Hans-Sachsische Manier dem Dichter noch in den neunziger Jahren, ja in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts vollkommen zu Gebote stand, lehrt nicht bloß die köstliche Legende vom Hufeisen, sondern auch „der Narr epilogirt" und die Doppel-Parabel vom Landschulmeister, während das ein Dutzend Jahre nach der Legende entstandene gleichartige Gedicht: „Groß ist die Diana von Ephesus" bei aller Tiefe des Gedankens nicht mehr völlig rein gestimmt ist, z. B. in dem Verspaare:

und leitete sein kunstreich Streben
in frommer Wirkung durch das Leben —

— welchen Worten es offenbar, wie allen den zahlreichen Altersgedichten an Körper gebricht. In den halb freien, halb geregelten und gereimten, dramatisch belebten, an manche späteren Stellen des Faust erinnernden Gedichten: der Zauberlehrling, die erste Walpurgisnacht, deutscher Parnaß, der Edelknabe und die Müllerin u. s. w., die noch alle in das alte Jahrhundert, in die Zeit der Schiller'schen Almanache fallen, tritt auch in der Form, eben weil das metrische Band loser geknüpft ist, kein Zwang oder Unvermögen merklich hervor. Eine andere Gestalt aber zeigen die Balladen, zu denen Goethe noch einmal zurückkehrte: das Hochzeitslied, die wandelnde

Glocke, der getreue Eckart, der Todtentanz, die Ballade (vom zurückkehrenden Grafen). Stoff und Gedanke sind in allen von kindlichem, volksmäßigem, poetischem Humor eingegeben, weit sinnvoller, als die etwas gewöhnliche Grundlage, auf der die Schiller'schen Balladen ruhen, — aber wie weit sind ihnen die letzteren in der Ausführung, in der Gewalt der Sprache überlegen! Hätten die Motive dieser späteren Balladen von dem jungen Dichter behandelt werden können, dem, der den „Untreuen Knaben" schrieb und darin z. B. die Strophe:

Da's braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint und bet't' und schwur,
So fuhr die Seel' von hinnen —

oder im Zigeunerliede:

Ich schoß einmal eine Katz am Zaun,
Der Anne, der Hex', ihre schwarze liebe Katz,
Da kamen des Nachts sieben Wehrwölf zu mir,
Waren sieben Weiber vom Dorf —

wo zwar auch Freiheiten aller Art sich häufen, die aber dennoch aus der innersten Heimlichkeit der deutschen Sprache und des Volksgesangs geschöpft sind; oder, wenn mehr der lustige Humor gelten sollte, von dem der einst die Szene in Auerbach's Keller und darin die beiden Lieder von der Ratte und dem Floh gedichtet hatte! Dann wären diese Balladen Lieblingsstücke aller Volks- und Jugendschulen geworden und jeder Gebildete und Halbgebildete wüßte sie auswendig. So wie sie jetzt sind, wollen sie zwar leicht und natürlich sein, sind aber bis zum Wunderlichen „verzierlicht und verkrizelt". Der klarste Dichter ist hier dunkel, so daß nur der gespannt Aufmerksame, nicht der poetisch Genießende ihm folgen kann, der alte Zauberer, der über alle Schätze der Sprache gebot, weiß die rechten Worte nicht mehr zu finden und so dem Gegenstande zu freier Gegenwart zu verhelfen. Am meisten stört die Manier im

üblen Sinne des Wortes in der Ballade: „die Kinder sie hören es gerne“ (die er selbst später in Prosa erklären mußte), am wenigsten in dem Hochzeitsliede: „wir singen und sagen vom Grafen so gern“, welches letztere noch an manchen Stellen die Helle und den Fluß der Goethe'schen Lyrik hat, und sehen wir zu, so ist in der That das erstgenannte Gedicht das späteste (1816), das andere das früheste (1802). Der eigentliche Grund, warum es dem Dichter nicht mehr gelingen wollte, lag in der zunehmenden Schwäche des innern Phantasiebildes, der Begeisterung selbst: sie reichte noch zu, in schöner Prosa sich auszudrücken, vermochte aber nicht mehr die Last des Metrums und Reimes zu tragen und, in unserm Falle, in dem unsichern Licht und bewegten Element der Ballade, wie ein Dämmerungsvogel, mit leichten Flügeln hin und her und auf und ab zu schweben.

Ein Symptom sich mindernder ursprünglicher Schöpferkraft bilden des Weitern die hin und wieder auftauchenden formalen Einflüsse Schiller's, dann und noch mehr die der romantischen Schule. Schon in „der Gott und die Bajadere“ erinnert der nicht recht motivirte grelle Wechsel des Metrums an den gleichen in Schiller's „Würde der Frauen“ — nur daß derselbe bei Schiller, da der Inhalt selbst schon antithetisch in zwei Hälften sich theilt, noch schneidender wirkt und das Ganze mechanisch, schematisch, also unpoetisch macht (daher auch Friedrich Schlegel witzig und diesmal nicht mit Unrecht bemerkte, das Gedicht gefalle ihm mehr, wenn er es von hinten lese). In dem sonst von Goethe's mildem Geist durchwehten geselligen Liede: „Dauer im Wechsel“ klingen die Schlußzeilen doch deutlich nach dem Kantianer Schiller:

Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist —

sowie in dem deutschen Parnaß z. B. Worte wie die folgenden:

Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug;
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug —

von dem Dichter der „Klage der Ceres" hätten geschrieben werden können. Um diese Zeit hatte sich die romantische Schule mehr und mehr der literarischen Herrschaft bemächtigt und diese über immer weitere Gebiete, das philosophische, religiöse u. s. w. ausgedehnt. Dieser Strömung mußte der alternde Dichter nachgeben — um so mehr, da er wohl fühlte, daß sie hauptsächlich von ihm selbst ausgegangen war. So versuchte er sich in Sonetten, einer Form, gegen die er früher nur Widerwillen empfunden hatte. Je gelassener mit den Jahren die Stimmung wurde, desto mehr blieb Raum, auf die Form für sich den Sinn zu richten und was an unmittelbarem Antrieb zu fehlen begann, durch geübte Kunst zu ersetzen. Doch ging er zunächst nur schüchtern an's Werk. In seinem ersten Sonett (aus der zweiten Hälfte des Jahres 1799, unter „Epigrammatisch") glaubt er den Ruf zu vernehmen (ohne Zweifel von seinen jungen, übermüthigen, neupoetischen Anhängern:) „du solltest auch in Sonetten zeigen, was du kannst" — aber er erwidert mit ablehnender Handbewegung: „ich bin sonst gewohnt, aus ganzem Holz zu schneiden und hier müßte ich doch mitunter leimen". Das Bild ist klar — er fühlt sich noch zu sehr als Dichter; für den deutschen Sonettenschmied aber ist es vortheilhaft, witzig zu denken, fein zu künsteln und nichts zu empfinden. Auch erregte ein anderes gegen den Dilettantismus in der Kunst (vielleicht gegen das Sonett selbst, als dilettantische Nachahmung?) gerichtetes Sonett, das um dieselbe Zeit entstand, das wir aber nicht kennen, in Weimar im Stillen manchen Aerger und Widerspruch (Brief Schiller's vom 7. Dezember 1799). Aber im Jahre 1802 bekämpft der alte Meister, dem Schiller zugerufen hatte:

Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt —

in einem abermaligen Sonett („Natur und Kunst", unter Epigrammatisch, zuerst in dem Vorspiel „Was wir bringen") seine eigenen Zweifel: wenn er in „abgemessnen Stunden" (wo also das Gemüth frei ist) „mit Geist und Fleiß" (man beachte: mit Fleiß) sich „redlich bemüht" (man beachte: sich bemüht), dann kann es wohl geschehen, daß auch unter dem Zwange der Kunst das natürliche Gefühl zu Worte kommt; am Schlusse spricht der Dichter sich durch den schönen allgemeinen Satz:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben —

Vergebung und Trost zu. Wie aber, wenn diese Wahrheit auf das Sonett im Deutschen sich nicht anwenden läßt? Wenn die Schranke zu eng, das Gesetz ein hartes ist? Wenn das, was dem italienischen Dichter einen leichten Halt gewährt, dem deutschen zum einschnürenden Joche wird? Dies zweite Sonett mag, gleichsam zu eigener Erklärung und Entschuldigung, neben einem dritten, gleichzeitigen entstanden sein, das im zweiten Akt der Natürlichen Tochter vorkommt und für den Gang der Handlung von Bedeutung werden sollte. Eugenie dichtete es selbst und die Worte, die sie hinzufügt:

So hast du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemessnen Worten ausgesprochen —

sind mit ihrem Gegensatz von Bewegung und Gemessenheit wie aus dem zwiespältigen Innern des Dichters selbst geboren. Eugenie blieb unvollendet und auch die Form des Sonettes fiel in Vergessenheit. Da geschah es, daß im Jahre 1807, also fünf Jahre später, der Dichter in Jena von glühender, nicht unerwiderter Leidenschaft für die schöne Minna Herzlieb ergriffen wurde. Er war dem sechzigsten Jahre nahe und ver-

heirathet und mußte sein Gefühl bekämpfen, mußte entsagen; von der Qual, die ihm dadurch bereitet wurde, ging Manches in das allegorische Drama Pandora und in die Wahlverwandtschaften über. Da aber damals in den Jenaer abendlichen Lesezirkeln besonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und Zacharias Werner in Goethe's Gegenwart vorgelesen wurden (Riemer, Mittheilungen, 1, 35, an Zelter No. 115), so kam auch ihm der Gedanke, durch ähnliche Gedichte der Unruhe seines Innern einen Ausgang und Linderung zu schaffen. Die Kunstform des Sonettes, da sie Arbeit verlangte, schien besonders geeignet, die Süßigkeit der Hingabe in ihrer Abwehr gegen die Kälte der Selbstbeherrschung in sich aufzunehmen, und an sich darzustellen. War doch auch Petrarca durch eine ferne, unerreichbare Liebe zu dem süßen Geschäft des Reimens getrieben worden! So entstanden die siebzehn Sonette, die in den Werken ein Ganzes bilden und später zu einer seltsamen literarischen Verlarvung dienen sollten. Es sind künstliche, sorgfältig ciselirte Gefäße, gefüllt mit Zärtlichkeit, die hie und da aus ihnen wie eine Flamme aufsteigt. Ganz gelungen sind sie dem Künstler nicht und mancher Zierrat daran ist verbildet, doch erkennen wir an der innern Wärme und äußern Grazie noch immer dessen Hand, der uns von früh an so viel Lieder der Liebe gesungen. Von besonderer Schönheit sind die Worte die das geliebte Mädchen selbst spricht, aber auch die übrigen enthalten noch viel einzelne Zeilen, ja Reimcouplets, in denen uns das reine Gold echter, deutscher Sprache entgegenglänzt. Wie in den früheren Sonetten regt sich auch diesmal das Gewissen, daß er der Verführung des Sonettirens wieder nachgegeben habe: das Sonett macht sich selbst zu seinem Inhalt. So heißt es im Sonett „Nemesis": sonst habe ich mich vor der Ansteckung sorgfältig gehütet, jetzt bin ich der Nemesis verfallen und mich treibt

Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

In einem andern, „die Zweifelnden“, hört er die Frage: Wie, Ihr liebt und könnt glauben, unter mühsamen Reimen lasse sich die Fülle des Herzens offenbaren? und er antwortet: wenn das Feuer der Liebe allgewaltig glüht, wird es auch diese allerstarrste der Formen schmelzen. In dem Motto, das er später den siebzehn Sonetten voranstellte:

Liebe will ich liebend loben,
Jede Form, sie kommt von oben —

ist in der ersten Zeile die Romantik und ihr alliterirendes Lispeln, in der zweiten eine Art verschämter Entschuldigung nicht zu verkennen. Das Sonett zum Ausdruck seiner Stimmung gab er von nun an gänzlich auf („der Kaiserin Becher“ unter den Karlsbader Gedichten, vom Jahre 1810, „an Abbate Bondi“ 1812, als Dank für das Geschenk der Werke desselben, „an die Erbgroßherzogin von Weimar“ 1813 — sind nur Ceremonialgedichte, wie sie höfische und gesellige Pflichten ihm auferlegten) — aber daß die italienische Stanze, jetzt da er sich der Romantik genähert, häufig wiederkehrt (in den „Maskenzügen“, zuerst in dem von 1798, „im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad“, und sonst wo es galt Worte zu machen), war natürlich, ja er verstand sich ganz zuletzt sogar zu Dante'schen Terzinen, „bei Betrachtung von Schiller's Schädel“, 1826, und im ersten Monolog des Faust (zweiten Theils) — in dem erstgenannten Gedicht überwand er die Schwierigkeit wohl: es ist kurz und wenn hie und da ein lahmer Nothbehelf stören will, entschädigt uns der naturphilosophische Gehalt und die Wärme des Andenkens an den geschiedenen Freund — ganz wie aus demselben Grunde die Stanzen des Epilogs zu Schiller's Glocke (unter den Theaterreden) trotz der Fesseln, die das Metrum auferlegte, in Trost und Trauer die schöne Zeit der „Geheimnisse“ und der vollen klassischen Dichterkraft zurückzurufen scheinen. In den Jahren, wo der Dichter sich dem siebzigsten

Lebensjahr immer mehr näherte und ihm und Allen nach schrecklichen Erschütterungen eine dem Sinnen und Denken günstige Stille zu Theil geworden war, sammelte der alte Lyriker an dem orientalischen Blüthenstrauß, den er im Jahre 1819 unter dem Namen Westöstlicher Divan seiner Nation vorlegte. Die Verkleidung ist luftig genug, um darunter den Dichter, den deutschen Dichter zu erkennen; es ist noch immer seine Stimme; auch bedient er sich der gewöhnlichen deutschen Silbenmaße in aller Mannigfaltigkeit. Er verschont uns mit Ghaselen, in denen seine Nachfolger so kunstreich glänzten, die aber kein Herz erwärmt haben; höchstens könnte das schöne Gedicht:

„In tausend Formen magst du dich verstecken"

(im Buch Suleika) für ein Ghasel gelten — doch ist es keines. Es erinnert sehr an das im Winter 1812 auf 1813 entstandene Lied „Gegenwart" (unter den Liedern), das in seiner strahlenden Schönheit die Lyrik früherer Tage erneuert und nur an zwei Stellen (in der ersten Zeile der vierten Strophe und in der Schlußzeile) einen leichten Mißklang enthält. Im Uebrigen ist der Divan noch immer reich nicht bloß an tiefsinnigen und heiter-menschlichen Betrachtungen, sondern auch an schönen Versen ohne Kostbarkeit des Ausdrucks und Stockung des Rhythmus. Doch gilt dies nur von Einzelnem, von momentanen Eingebungen; im Ganzen fühlen wir der lockeren Haltung doch einige Steifheit der Glieder, der Gluth der Sinnlichkeit eine künstliche Erhitzung an. So wirkt der Wein auf das Alter, aber wie der Dichter als Schenke selbst sagt:

Jugend ist Trunkenheit ohne Wein.

Noch mehr als in dem Divan, drückt uns die Hinfälligkeit, das Bemühen, sich zu steigern, die Geister, die ihrem alten Liebling nicht mehr freiwillig nahen wollen, zu bannen und zu beschwören, und die dadurch den Versen und Reden aufgeprägte Unnatur — im zweiten Theil des Faust. Diejenigen, die dies

nicht empfinden, bekehren zu wollen, bleibe fern von uns; wir gönnen ihnen einen Genuß, auf den wir selbst verzichten müssen. Einige Partien, die aus früherer Zeit stammen, machen freilich eine Ausnahme; da sie sich vom Grund des Uebrigen abheben, sprechen sie uns um so freundlicher an und wirken um so mächtiger. So z. B. die jambischen Trimeter der Helena am Beginn des dritten Aktes, die im September 1800 in Jena gedichtet wurden. Wie schön sind sie noch! wie königlich, im ernsten und doch beflügelten Schritt, wandeln sie dahin! So gleich die Anfangsverse:

Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf straubig hohem Rücken, durch Poseidon's Gunst
Und Euros' Kraft in vaterländische Buchten trug —

oder die von der Phorkyas gesprochenen:

Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad*).
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt —

oder die Schilderung des Kranichszuges:

— gleich der Kraniche
Laut-heiser klingendem Zug, der über unser Haupt
In langer Wolke krächzend sein Getön herab-

---

*) Ovid. Heroid. 16, 288:

lis est cum forma magna pudicitiae.

Ob das Wort Pfad hier nicht ein Schreib- oder Druckfehler ist? Ob es nicht heißen soll: Plan? oder irgend ein anderes einsilbiges Wort?

Schickt, das den stillen Wandrer über sich hinauf
Zu blicken lockt, doch ziehn sie ihren Weg dahin,
Er geht den seinen; also wird's mit uns geschehn.

Das Helena-Fragment, soweit es damals gediehen war, machte auf Schiller einen „großen und vornehmen Eindruck"; auch wandte er das neuerfundene Metrum nicht lange danach in seiner Jungfrau von Orleans an (in der schönen Scene mit Montgomery, die in ihrem halb antiken Gewande, in den stolz und feierlich rollenden Trimetern, so episch sie ist, doch nicht fehlen darf, da sie der Begegnung mit Lionel durch ihren Gegensatz erst das rechte Licht giebt), und ein Jahr später am Schlusse der Braut von Messina in dem Dialog des Don Cesar mit dem Chor. Ueber den ersten Versuch äußert sich Schiller selbst (1801): „der Senarius des alten Trauerspiels ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer" (d. h. die Cäsur nach dem dritten Jambus muß vermieden werden, weil sich sonst ein Alexandriner ergiebt), „aber auch so schön und wohltönend, daß es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren." Und auch Goethe, nachdem er einmal den Fund gethan, hielt sich gern in den folgenden Jahren an dieses griechische Maß, so in dem freundlichen Festspiel Paläophron und Neoterpe von demselben Jahr 1800, an einigen Stellen des Vorspiels „Was wir bringen" (1802) und im Prolog dazu, im Vorspiel vom 19. September 1807, in der Pandora (aus derselben Zeit), endlich auch im Prolog, Halle 1811. Doch mit der zunehmenden kraftlosen Symbolik verlor, wie die Sprache selbst, so auch der Trimeter die poetische Frische, die der Anfang der Helena-Scene (nicht der Verfolg) an sich getragen hatte.

Nur einmal stoßen wir noch in diesen späten Zeiten des Dichters, als er sein siebzigstes Jahr bereits erreicht oder vollendet hatte, auf ein längst aufgegebenes Versmaß — den Hexameter — in der „Metamorphose der Thiere" (von der

Chronologie der Werke in das Jahr 1819 gesetzt, gedruckt zum ersten Mal im folgenden Jahre). In dem Gedicht folgen sich die Verse so leicht und zwanglos in verschlungenen Perioden, in reiner Gliederung, die Sprache schmiegt sich so anmuthig-nachgiebig den Dingen, den naturphilosophischen Gedanken an, daß wir erstaunen und uns wie in eine andere Zone versetzt finden. Man höre nur die drei Schlußverse:

— Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Liest man das schöne Gedicht dann nochmals und abermals und bedenkt den darin herrschenden dichterischen und rhythmischen Stil, so erhält man die Gewißheit, daß es nicht jetzt, sondern zwanzig Jahre früher, am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein kann. Es muß das Bruchstück eines hie und da begonnenen größern Werkes sein, das denn kein anderes gewesen sein wird, als das Naturgedicht, welches dem Dichter lange vor der Seele schwebte und das in dem Briefwechsel mit Schiller, noch mehr in dem mit Knebel, endlich auch in den Annalen unter dem Jahre 1799 erwähnt wird. Schon die ersten Verse deuten darauf hin, auf ein Vorausgegangenes, einen Zusammenhang, dem sie entnommen sind. Das Gedicht sollte also die hexametrische Form erhalten, wie Knebel angerathen hatte, während der Metamorphose der Pflanzen, als an die Geliebte gerichtet, das elegische Maß zukam. Das Epos vom Naturleben wurde, wie es scheint, in des Dichters Geist durch die Achilleïs verdrängt, aber wäre es zu Stande gekommen — wir hätten einen wiedergebornen, vertieften Empedokles, ein Lied wie aus der goldnen Zeit der Kindheit, wo Poesie und Wissenschaft noch eins, Natur und Geist noch nicht geschieden waren. Verglichen mit dem schwungvollen, obgleich in Prosa geschriebenen Hymnus auf die Natur (aus dem Tiefurter Journal) und dessen abgerissenen Anrufen an die

Allmutter, die uns Alle im Schoße trägt, wäre es gelassener, sanfter gestimmt gewesen, zusammenhängender, reicher an Worten, mit mehr Lust an Beschreibung, voll selbsterworbener Anschauung, aber immer noch begeistert panteistisch, im Sinne Schelling's. Schelling selbst hätte uns sein Denken wohl als Gedicht geben können — wozu er Anstalt machte und wohl auch Proben gab —, denn Jupiter's Schoßkind, die Phantasie, war ihm nicht abhold —, während der Königsberger Kriticismus, zu dem sich Schiller bekannte, eine absolut poesielose Philosophie und auch insofern die Blüthe des aufgeklärten, rationalistischen Jahrhunderts war. Doch wir verlieren uns hier auf ein ganz fremdes Gebiet und kehren zum Jahre 1819 zurück. Damals mag Goethe das Fragment abgelöst, zusammengedrückt und mit der Ueberschrift, die nicht völlig paßt, versehen haben. Vielleicht finden sich noch andere Bruchstücke in dem Goethe'schen Archiv zu Weimar. Auch das auf die beiden Metamorphosen folgende Antepirrhema ist, bei gleicher Ehrfurcht vor der ewigen Weberin Natur, so frei und klar gesagt, als stände es in einer der besten Partien des ersten Theiles Faust. Auch sonst bringen die langen Jahre des 19. Jahrhunderts zahlreiche Sprüche und Epigramme und Xenien in freieren und gemessseneren Knittelversen, Aufzeichnungen, in denen kluge Menschenkenntniß und reife Weisheit, ernste Warnung und heitere Paradoxie, Betrachtungen über Zeit und Schicksal, Eingebungen des Augenblicks, vorübergehende Stimmungen und Mißstimmungen, Blicke in das Leben und die Welt und das Innere der Seele eine kurze, gnomische, apophthegmatische, oft glücklich ausgeprägte Form gefunden haben — die, wenn sie sich nicht geben wollte oder ein Zufall sich widersetzte, auch mit der Prosa vertauscht wurde. Alle zusammen bilden ein Buch der Weisheit, der Gleichnisse, der Sprüche, wie es nur ein viel erfahrenes Greisenalter, verbunden mit der höchsten genialen Anlage, ein die Dinge allseitig überschauender Geist

so reich und mannigfach erschaffen kann. Und es ist nicht fremde, nicht etwa hebräische oder indische, sondern deutsche Weisheit, in der wir lesen, und der Knittelvers — das fühlen wir lebhaft —, der Vers, der nur die Hebungen zählt, das eigentliche deutsche Metrum. Es ist zwar ein ungebildeteres Silbenmaß, wie es Goethe selbst nennt (in der Ankündigung von Schiller's Wallenstein in der „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Oktober 1798), aber eben darum ein heimisches volksmäßiges, von der Natur der Sprache gegebenes, zum Herzen redendes Maß, dasselbe, in dem auch Faust und Mephistopheles sich einander mittheilen. Und damit finden wir uns an den Anfang, von dem wir ausgingen, zurückgewiesen — wie dem Dichter selbst die schalkhaften oder polemischen Denksprüche seines Alters mit den Knittelversen der Satiren seiner Jugend, also Beginn und Schluß des Lebens, zu einem schönen Ringe sich zusammenschlossen.

VIII.

Goethe und die Sprache der Bibel.*)

Das Alte und Neue Testament, wie es stückweise aus Luther's Händen gekommen war, bildete seitdem in den protestantisch gewordenen Theilen Deutschlands die erste und allgemeinste Bildungsquelle. Die Jugend lernte draus lesen, der Hausvater verzeichnete auf den ersten weißen Blättern die wichtigsten Familiendata, jede Predigt stützte sich auf Stellen des heiligen Buches — und die Predigt durfte nicht versäumt werden, ja wurde häufig sogar nachgeschrieben. Was die Bibel erzählte, war reine, unzweifelhafte Geschichte, lag allen Vorstellungen von der Urwelt und der Herkunft und den Schicksalen der Völker zu Grunde, begleitete, im frühesten Lebensalter als Stoff aufgenommen, das Kind durch das ganze Leben und ersetzte völlig all das Mannigfaltige, das der jetzige Unterricht der jungen Seele, nicht immer zu ihrem Besten, überliefert. In wohlhabenden Häusern war die Bibel mit Kupfern geschmückt; da sah man wie Adam und Eva im Paradiese unter dem Apfelbaum saßen, wie die Tochter Pharaonis den kleinen Moses auf dem Wasser schwimmend fand, wie der Herr auf dem Sinai blitzte und donnerte, wie die Mauern Jericho's fielen und Bileam mit seiner Eselin Zwiesprache hielt u. s. w.; die Kinderwelt, noch ehe sie das A b c kannte und Begriffe hatte,

*) Zuerst erschienen im Goethe-Jahrbuch 1885.

ergötzte sich an diesen naiven Bildern, die sich ihr eben darum für immer unauslöschlich einprägten. Wo ein Puppenspiel vorhanden war, wie in Wilhelm Meister's väterlichem Hause, da wurden vor den kleinen Zuschauern nicht etwa mythologische Fabeln dargestellt, sondern man sah Samuel und Jonathan, und Saul trat auf, und der kleine David mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder erlegte den Philister Goliath, und das Haupt des Riesen wurde im Triumpf über die Bühne getragen. Noch näher lag den Eltern und Lehrern natürlich der Inhalt der Evangelien am Herzen: unser Aller Heil hing von dem Glauben daran ab, und so wußte Jedermann, der in irgend einer Schule gewesen war, im Neuen Testament Bescheid und konnte das apostolische Glaubensbekenntniß, sowie die zur Bestätigung oder Erläuterung demselben beigegebenen auserwählten Bibelsprüche ohne Anstoß hersagen.

Nun aber war die Bibel nicht bloß in der Sprache einer weitentlegenen Vergangenheit, sondern in der einer orientalischen, ganz anders gearteten Rasse geschrieben, und auch das uns nähere und verwandtere Griechisch in den Apokryphen und dem Neuen Testament trug immer noch eine semitische Farbe. Man mag Luther's Geisteskraft so hoch anschlagen als man wolle, und seine Vermittelungs- und Übersetzungsarbeit nach Gebühr verherrlichen — es strömte doch aus dem allverbreiteten Buche etwas ganz Heterogenes in die gewohnte deutsche Rede. So wurde seit der Reformation unsere Sprache eine andere: allmählich fühlten und unterschieden die Menschen nicht mehr, was in dem, was sie sagten, eingeboren, und was fremd war; wer in biblischen Wendungen sich ausdrückte, sprach ein echtes, natürliches, von den Vätern ererbtes Deutsch. Als dann um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Epoche neuer Geistesbildung anbrach, war diese Verschmelzung schon geschehen, und während die aufgeklärten Schriftsteller sich eines abstrakten Verstandesstiles bedienten, mußte die dichterische Sprache der

jungen rhein- und mainländischen Genossenschaft, die sich auf dem Naturboden des Volkes und der Überlieferung hielt, als eine eben so kernig-deutsche, wie hebräisch-biblische und griechisch-hebräische sich darstellen.

Anders stand es bei den romanischen Völkern: bei diesen war die Religion nicht so streng auf die Bibel gegründet und diese, als in der fremden, lateinischen Sprache belassen, ein verschlossener Schatz: ihre Geschichten wurden zwar an die Mauer und auf Leinwand gemalt, aber der formale Einfluß ihres Wortlautes auf die lebende Sprache konnte nur ein verhältnißmäßig geringer sein.

Aus „Dichtung und Wahrheit" ist bekannt, wie Goethe an und mit der deutschen Bibel aufgewachsen war. Er sagt im 7. Buch: „Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und werth: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Art wirksam gewesen." und bei Gelegenheit des Conflicts seiner oberdeutschen Mundart mit der galanten Leipziger und angeblich allein richtigen Meißner Sprechweise, Buch 6: „Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen." Ähnliche Aussagen enthalten auch die Anmerkungen zum Westöstlichen Divan an verschiedenen Stellen. Daß nun Goethe's Jugendschriften voll biblischer Anklänge sind, erklärt sich daraus leicht, aber auch in der folgenden Periode, der Zeit des hellenisch-idealen Stiles, tritt uns nicht selten ein Bild oder eine Wortverbindung entgegen, die dem hebräisch-christlichen Anschauungs- und Sprachkreise angehört. Es war ja eben die deutsche und die orien-

talische Denkweise, die sich dann auch in der Rede abdrückte, fast eins geworden, ja Gleichnisse, die nur durch die Sitten und die physische Natur des Morgenlandes begreiflich waren, erschienen natürlich und wurden gebräuchlich. So heißt es in der herrlichen Ode „Das Göttliche“:

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute —

(nach Matth. 5, 45: „Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten“) und in der Rede des Pylades in der Iphigenie, 2, 1:

Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
Voll Müh und eitel Stückwerk! —

(Verschmelzung von Ps. 90, 11 und 1 Kor. 13, 9), oder in desselben Pylades Worten:

„die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;
Ein Jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch“ —

(mit lauter Formeln der Bibel, z. B. 2 Mos. 20, 5: „Denn ich der Herr dein Gott bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missethat an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied“ — aber ganz und gar nicht in deren Sinn). In der Romanze vom Fischer, die einer ganz anderen Welt, als der der alten Hebräer, angehört, nämlich der Mystik des Naturlebens, stammt doch die letzte Zeile:

Und ward nicht mehr gesehn —

aus Genesis 5, 24: „Nahm ihn Gott hinweg und ward nit mehr gesehen“[1]) — so wie die Worte der Harzreise im Winter:

[1]) Wenn Don Manuel in der Braut von Messina sagt:

Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen —

so kann dies eine Reminiscenz aus dem Goethe'schen Fischerliede sein.

Der du der Freuden viel schaffst

aus Jes. 9, 3: „Damit machst du der Freuden nicht viel". Auch die gleichzeitigen Briefe an Frau von Stein, obgleich meistens nur flüchtig wie ein Gespräch hingeworfen, enthalten ähnliche Beziehungen in Fülle. Wenn ihn das erhöhte Gefühl des Schicksals und der ihm gewordenen Gaben ergreift, dann wiederholt er gern Ps. 8, 5: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst", — und wenn er, wie so oft, die Berge besteigt und das Land weit und breit überschaut, steht ihm die evangelische Versuchungsgeschichte vor dem Geist — so am Schlusse der eben genannten Harzreise im Winter:

Du stehst mit unerforschtem Busen,
Geheimnißvoll offenbar,
Über der erstaunten Welt
Und schaust aus Wolken
Über ihre Reiche und Herrlichkeit —

auch 1780, 21. September: „Wir stiegen, ohne Teufel oder Söhne Gottes zu sein, auf hohe Berge und die Zinne des Tempels, da zu schauen die Reiche der Welt und ihre Mühseligkeit und die Gefahr sich mit einem Mal herabzustürzen" — und 1782, 12. April: „Erlaube, wenn ich zurückkomme, daß ich Dich nach meiner Art auf den Gipfel des Felsens führe und Dir die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeige." Hat er sich durch irgend etwas vergangen und die Geliebte ist streng und kalt gegen ihn, dann vergleicht er sich mit dem Gekreuzigten, 1780, 29. Oktober: „Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht, Mitleiden gewiß. So geht's aber dem, der still vor sich leidet und durch Klagen weder die Seinigen ängstigen, noch sich erweichen mag, — wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani ruft, spricht das Volk: Du hast Andern geholfen, hilf Dir selbst, und die Besten übersetzen's falsch und glauben, er rufe dem Elias." An Kraft in Gera,

2. November 1778: „Um diesen Teich, den ein Engel nur selten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur Wenige können genesen, und ich bin der Mann nicht, zwischen der Zeit zu sagen: steh auf und wandle!" (der Teich Bethesda bei Joh. 5, 2 ff.). Ebenso häufig, als die christlichen Urkunden, oder noch häufiger vielleicht, schweben ihm die Begebenheiten und Aussprüche des Alten Testamentes vor, die jetzt dem Gebildeten, mit Ausnahme etwa der Genesis und Exodus und einiger Psalmen, fremd und unbekannt zu sein pflegen. Er schreibt den 2. December 1776: „Ich preise die Götter, die uns bei den Schöpfen fassen und uns gleich jenen Propheten mit unseren Reisbreitöpfen abseits tragen" (Vom Drachen zu Babel 32 ff., wo der Prophet Habakuk zu Daniel in der Löwengrube getragen wird), 1777, 10. December: „Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß, so ist's so" (Richter 6, 36—40, Gideon's Bitte um ein Zeichen, die ihm der Herr gewährt), und Tags drauf: „Und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt und der zu wenig schlägt" (2 Kön. 13, 17—19, der Prophet Elisa und König Joas von Israel). Das schöne Gleichniß in dem Briefe aus Berlin, 17. Mai 1778: „Sonst war meine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat. Das Schloß bewacht ich und die Stadt ließ ich in Frieden und Krieg wehrlos: nun fang ich auch an die zu befestigen — wär's nur indeß gegen die leichten Truppen" — ist doch nur eine weitere Ausführung von Spr. Sal. 25, 28: „Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Mauern." An Frau von Stein, 24. Juni 1779: „Sie thun sehr wohl, daß Sie mich durch ihre Raben speisen lassen, Morgens und Abends, denn es ist doch eins der sichtlichsten und gemessensten Zeichen,

daß man im Himmel an die Propheten denkt" (wie dem Propheten Elias geschah, 1 Kön. 17, 2—6). Tags darauf schreibt er in sein Tagebuch: „Aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel, sollt ich mir die Hüfte ausrenken" (wie der Erzvater Jacob, Genesis 32). Vom Gipfel des Gotthard, 13. November 1779: „Doch sind wir schon durch so vieles Große durchgegangen, daß wir wie Leviathane sind, die den Strom trinken und sein nicht achten" (nach Hiob 40, 18). Brief vom 9. Mai 1782: „Ein Fremder kommt immer wie Israel durch's rothe Meer, ein Zauberstab macht die feuchten Wände stehend — wehe dem, über den sie zusammenschlagen!" Auch wo sich keine bestimmte Stelle finden will, die den Ausdruck eingegeben hätte, vernehmen wir biblischen Klang, z. B. 13. September 1777: „Ich singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat." Auch die Briefe aus Italien, die mit ihrer seelenvollen Schwärmerei noch in diesen mittleren Lebensabschnitt und Dichtungsstil gehören, bedienen sich oft genug biblischer Formen. So gleich Anfangs, 19. Oktober 1786 aus Bologna: „Es ist als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, daraus entstanden mancherlei Ungeheuer" (Genesis 6), und in demselben Briefe: „Und so geht mir's denn, wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte" (4 Mos. 22 und 23). Neapel 3. März 1787: „Die Erde ist überall des Herrn" (nach Ps. 24, 1). Zweiter römischer Aufenthalt, 23. August 1787: „Nun hat mich die menschliche Gestalt gefaßt und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt ich mich lahm ringen" (wie oben, Genesis 32), und in demselben Brief: „Die Gestalt dieser Welt vergeht" (1 Kor. 7, 31) und am 28. September: „So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist" (Luc. 2, 49). In dem fünften Akt des

Egmont, der in Rom geschrieben sein wird, sagt Brackenburg: „Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur besseren Weide herüber" (nach der Parabel Nathan's, 2 Sam. 12). Auch in „Rastlose Liebe" ist der Ausdruck „Krone des Lebens", der kurz vor der italienischen Reise dem Gedichte eingefügt wurde, der Apokalypse 2, 10 entlehnt, so wie das Motto, das er sich in den ersten Wochen nach der Rückkehr zur Lebensführung wählte: „Wenn du stille bist, so wird dir geholfen" (Caroline Herder an ihren Mann, 8. August 1788), nur die Sprüche Jes. 30, 15 und Ps. 62, 2 wiederholt[1]). Auch wo er nicht dieselben oder ähnliche Worte braucht, sieht er mitten im klassischen Lande biblische Scenen vor Augen: so in Palermo, 15. April, den Zug der Kinder Israel durch's rothe Meer oder in der Todesgefahr auf der Seefahrt von Messina nach Neapel den stürmischen See Tiberias und die Rettung durch den Herrn.

Mit dem Umschwung, der bald nach der Wiederkunft in in Goethe's Gemüth und Stimmung erfolgte, werden die lutherischen Reminiscenzen seltener. Doch mitten in der heiteren, zärtlichen, mythologischen Sprache der Römischen Elegien klingt noch der Vers:

Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag

nach Ps. 139, 12: „Und die Nacht leuchtet wie der Tag," und in der ersten Epistel:

Doch bald wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt —

nach Ep. Jacobi 1, 23—24: „Der ist gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschauet. Denn

---

[1]) Dasselbe Wort hatte er übrigens schon vor Jahren, in der ersten Weimarer Zeit, sich als Regel vorgehalten, in einem Briefe an Frau v. Stein (bei Schöll, S. 28, Fielitz No. 84) und an den Musiker Kayser (15. August 1776).

nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war.“ Auch in Hermann und Dorothea, Gesang 5, erinnert der Vers: „Die gebt mir, Vater“ an Richter 15, 2: „Gebt mir dieselbe zum Weibe, gieb mir diese“, und der andere im 6. Gesange: „Glück dir und dem Weibe der Jugend“ an Spr. Sal. 5, 18: „Freue dich des Weibes deiner Jugend,“ oder die Rede des Vaters:

Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit waltet,
Da gewöhnt sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal —

an Sirach 10: „Wie der Regent ist, so sind auch die Amtleute; wie der Rath ist, so sind auch die Bürger,“ oder Hermann's Worte:

Und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davonziehn —

an Genesis 2, 24: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen“ (auch bei den beiden ersten Evangelisten und Ephes. 5, 31). — Auch Wilhelm Meister schließt mit dem Hinweis auf eine alttestamentliche Geschichte (in Absicht, die Idee des Romans, d. h. die des bloß von seinem Gemüthe geführten Irrenden, den dennoch das Schicksal oder das Glück oder eine höhere Hand, oder wie man es nennen will, zum Ziele führt, prägnant zusammenzufassen): „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand“ — und wenn Mignon singt:

Zieht mir das weiße Kleid nicht aus —
— Dort ruh ich eine kleine Stille —

so hat ihr Apokalypse 6, 11 vorgeschwebt: „Und ihnen wurde gegeben ein weiß Kleid und ward zu ihnen gesagt, daß sie ruheten eine kleine Zeit" und in ihrem Sehnsuchtsliede:

Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite —

Hiob 16, 19: „Der mich kennt, ist in der Höhe." Aus der späteren Prosa wollen wir nur aus Dichtung und Wahrheit, Buch 15, die eine bildliche Redensart anführen: „Ich trete die Kelter allein", die dem Propheten Jesaias 63, 3 angehört. Noch am Schlusse des Lebens brachte der Dichter im vierten Akt des Faust die drei Gewaltigen: Raubebold, Habebald, Haltefest, und die Eilebeute aus dem Alten Testament hervor — indem er Jes. 8 und 2 Sam. 23 combinirte.

Näher und reichlicher, als aus den Werken des Mannes und des reifen, gemäßigten, mehr antiken Stiles, spricht die biblische Rede- und Vorstellungsweise aus Vers und Prosa der Jugendzeit. In manchen Straßburger und Frankfurter Briefen scheint der werdende Dichter sich gar nicht anders als in Bildern und Worten des Alten und Neuen Testamentes ausdrücken zu können. So wenn er an Herder schreibt: „Ist uns köstlicher denn Myrrhen, thut wohl wie Striegel und hären Tuch dem aus dem Bade Steigenden", — an denselben: „Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum" (nach 2 Maccab. 3), — an Kestner: „Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen", — an denselben: „Daß ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen, wie Eli" (1 Sam. 4, 18), — an Schönborn: „Aber ich höre das Philistervolk schon rufen: er ist voll süßen Weines! und der Landpfleger wiegt sich auf seinem Stuhle und spricht: du rasest" (Act. Ap. 26, 24).

Eben so in den Dichtwerken jener Jahre. Götz von Berlichingen: gleich in der ersten Scene der Wirth: „In meiner

Stube soll's ehrlich und ordentlich zugehen" (1 Kor. 14, 40: laßt Alles ehrlich und ordentlich zugehen); Bruder Martin: „Der Wein erfreut des Menschen Herz" (nach Ps. 104, 15); derselbe: „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, deß lebt er noch eins so lange" (wörtlich aus Sir. 26, 1); Liebetraut: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande" (Matth. 13, 51, Parall.); Bischof: „Und das Reich ist eine Mördergrube (Matth. 21, 13, Parall.); Götz: „Daß ich nicht sehen soll, wo Alles hinaus will" (Matth. 26, 58: Auf daß er sähe, wo es hinaus wolle); derselbe: „Die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll" (1 Sam. 17, 44: Ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde); Adelheid: „O ihr Ungläubigen, immer Zeichen und Wunder!" (häufige biblische Formel); Elisabeth: „Die großen goldenen Ketten stehen ihnen zu Gesicht" — Götz (unterbricht sie): „Wie dem Schwein das Halsbald" (Spr. Sal. 11, 22: Wie eine Sau mit einem goldenen Haarband; wegen der Ketten mußte das Haarband in ein Halsband verwandelt werden und, weil es sich um Rathsherren, also um Männer handelt, die Sau in ein Schwein).

Faust: Allbekannt ist, daß der Prolog im Himmel den ersten Kapiteln des Buches Hiob nachgebildet ist, selbst bis auf einzelne Worte hinaus. Faust: „Ob mir durch Geistes Kraft und Mund" (Röm. 15, 19: Durch Kraft des Geistes Gottes); derselbe zu Wagner: „Sei er kein schellenlauter Thor" (d. h. kein Narr? oder vielmehr nach 1 Kor. 13, 1: Ein tönend Erz oder eine klingende Schelle); derselbe zu Gretchen: „Als alle Weisheit dieser Welt" (1 Kor. 3, 19); der Bürger vor dem Thor: „Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei" (Matth. 24, 6: Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen, Marc. 13, 7); Mephistopheles zu Frau Marthe:

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund —

(schon im mosaischen Gesetz, danach auch im Neuen Testament, z. B. Joh. 8, 17: auch stehet in eurem Gesetz geschrieben, daß zweier Menschen Zeugniß wahr seie); derselbe: „Habe noch gar einen feinen Gesellen" (Tob. 5, 5: und fand einen feinen jungen Gesellen stehen); derselbe:

„Ein eigner Herd,
Ein braves Weib sind Gold und Perlen werth —"

(nach Spr. Sal. 31, 10: Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen). Margarete:

Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!

(nach Ps. 34, 8: Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus). In ihrem Liede von dem König in Thule ist die Zeile:

Die Augen gingen ihm über

dem Ev. Joh. 11, 35 entnommen: Und Jesu gingen die Augen über (wegen des Lazarus, wie dem König von Thule wegen des Todes seiner Buhle).

Prometheus: „Ich habe sie geformt nach meinem Bilde" (Genesis 1, 26—27); „Ist seine Hand wider Jedermann, wird Jedermanns Hand sein wider ihn" (nach Genesis 16, 12); „Da ich ein Kind war" (nach 1 Kor. 13, 11).

Werther 3. November: „Ich habe oft Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürstet" (nach 5 Mos. 28, 23—24; noch in der Eugenie 5, 6: Ist denn der Himmel ehern über mir?).

Egmont, in einer der Volksscenen, also wohl noch in Frankfurt gedichtet: „Was an Euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute,

das thut" (nach Röm. 12, 18: Ist es möglich, so viel an Euch ist, so habt ihr mit allen Menschen Frieden).

Stella, die Postmeisterin: „Das thut die Jugend: werden sich schon legen die stolzen Wellen" (nach Hiob 38, 11: Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen).

Mit allem Obigen haben wir nur Beispiele, einzelne Proben, keine erschöpfende Sammlung geben wollen. Eben durch solche bald bestimmte, bald unbestimmte biblische Erinnerungen wird zum großen Theil der Eindruck des Deutschen, des Traulichen, Heimathlichen bewirkt, den Jeder von Goethe's Dichtungen, wie bei seinem ersten Auftreten so noch jetzt, empfing und empfängt. So sprachen die Eltern, die Großeltern, so klang die Rede im Hause, im Verlauf des Tages und des Jahres; auch der Jüngling wußte es nicht anders und wiederholte nur, was er seit den Kinderjahren gehört. Goethe's Mutter war gewohnt, mit der Bibel zu verkehren und diese in Zweifeln und Sorgen als Orakel zu brauchen; so fand sie bei Erkrankung des Sohnes Trost und Beruhigung in dem Spruch Jeremia's aus von den Weinbergen Samariä, und lesen wir jetzt die Briefe der Frau Rath, so fehlt fast in keinem eine Anspielung auf die Bibel oder eine Redensart von daher und jedesmal wenn die Schreiberin nach neckischem Geplauder ernsthaft wird, dient ihr der Ton der Psalmen zum Ausdruck des Gedankens oder Gefühles. Auch der Vater gab dem Sohne bei dessen erster Reise nach Italien, die aber nur bis Heidelberg ging, den Spruch aus dem Evangelium Matthäi mit auf den Weg: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbath" — und der Text kam ihm also von selbst in den Mund. (Ein jetziger Vater würde, wenn er gebildet und nicht gerade ein Geistlicher wäre, bei solcher Gelegenheit einen Spruch nicht aus der Bibel, sondern aus Goethe oder Schiller, oder, wenn er mehr zum mittleren Durchschnitt gehörte, einen aus Heine oder aus einer Offenbach'schen Oper

wählen.) Während der unendlichen Verödung des Nationalgeistes in der langen Zeit von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war die Bibel der einzige Halt des Armen; die Bürgerwelt kannte keine andere Form idealer Erhebung und in Trauer und Noth kein anderes Labsal. Die Vornehmen, die unter den groben und rohen oder pedantischen und servilen Volksgenossen nichts Ansprechendes fanden, wandten sich den Sitten und der Sprache des Auslandes zu, und allmählich hatte sich von diesem in immer weiterer Herrschaft jene Denkart festgesetzt, die man sich gewöhnt hat die Aufklärung zu nennen. Diese neue Bildung nährte sich von oberflächlichen, selbstzufriedenen Verstandesbegriffen, und demgemäß war auch ihre Sprache arm, farb- und blutlos, dem Volksgemüth und der nationalen Vergangenheit abgekehrt. Von der letzteren aber, also aus Chroniken, Liedern, gedruckten und gesprochenen Vermächtnissen alter Zeiten, besonders aber aus der lutherischen Bibel zog Goethe's Ausdruck sein Leben und seine Kraft.

Wir Neuere wissen in der Regel gar nicht, wie viel in unserer gewohnten Umgangssprache ursprünglich biblisches Gut ist. Wenn wir sagen: es geschieht nichts Neues unter der Sonne; Niemand kann zweien Herren dienen; dem Reinen ist Alles rein; Ehre dem Ehre gebührt; weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über; ein Arbeiter ist seines Lohnes werth; wer Pech angreift, besudelt sich; die Haare standen mir zu Berge; wir schüttelten den Staub von den Füßen; es fiel mir wie Schuppen von den Augen; da wird kein Stein auf dem andern bleiben; die Axt an die Wurzel legen; wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler; nicht werth, ihm die Riemen seiner Schuhe aufzulösen; bleibe im Lande und nähre dich redlich; wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein; Arzt hilf dir selber; Dies soll man thun und Jenes nicht lassen; wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; jeder Tag

26*

hat seine Plage, (wie auch Philine singt); wes Geistes Kinder sie sind; sie sind ein Herz und eine Seele; Herzen und Nieren prüfen; nach seiner Pfeife tanzen; auf den Händen tragen; ein Spott der Leute werden; sich in die Zeit (oder die Welt) schicken; an etwas Schiffbruch leiden; das gute Theil erwählen; zahllos wie Sand am Meer (auch bei den griechisch-lateinischen Klassikern); ein Ende mit Schrecken; das Herz auszuschütten; mit Blindheit geschlagen; zu Schanden werden; in den Wind reden; Recht und Gerechtigkeit; herrlich und in Freuden; Land und Leute; Hunger und Kummer; zittern und zagen; volle Kammern; des Todes Bitterkeit („bittrer Tod" Gretchen im Kerker, „bittren Tod" Iphigenie 4, 2); das sei ferne; lieb und werth; von Stund an; sauer sehen; über die Maßen; gehab dich wohl; weg mit ihm — so haben alle diese und viele andere umlaufenden Worte und festen Formeln ihre Quelle in Luther's Bibel, auf deren Sprache ja auch das Kirchenlied und der Stil jeder geistlichen Rede sich gründeten und noch gründen.

Wie weit nun auch der eigentliche deutsche Satzbau aus dem noch sehr elementaren der hebräisch-griechischen, lateinischen und deutschen Bibel sich hervorgebildet hat — dies zu ermitteln würde eine feine und lange Beobachtung und Untersuchung erfordern. Indeß, da das Volk nicht schrieb, und auch die Frauen nicht, so war auch das syntaktische Gefüge, wie es im 18. Jahrhundert sich festgestellt hatte, mehr das Werk der Bildung, bewußter Kunst, des erwachten logischen Denkens, die Arbeit gelehrter Nachahmer. Das Lateinische und Französische, diese in der Kultur vorangegangenen, scharf in Syllogismen entwickelten und wie zu Kristallen gefrorenen Sprachen gaben auch dem deutschen Schreiber das Muster und Vorbild ab. Bei Luther sind die Conjunctionen noch sehr dürftig und unbestimmt, die Interpunktion eine bloß allgemeine, unentschiedene, das Verhältniß der Satzglieder schwankend, selbst die Wort-

folge noch nicht geregelt. Auch darin folgt Goethe gern der Sprache des 16. Jahrhunderts und der Bibel. Wenn es z. B. heißt: „Nehmet wahr der Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, so spinnen sie nicht", oder „Der Herr hat alles Land in unsere Hände gegeben, auch so sind alle Einwohner des Landes feig für uns," so sagt auch der Fremde zu Wilhelm Meister 1, 17: „Von Bronzen besaß er eine sehr instruktive Suite, so hatte er auch seine Münzen zweckmäßig gesammelt" und nicht anders das Lied der Bauern im Faust:

Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll,
So ging der Fiedelbogen.

Und wenn wir 2 Sam. 14, 13 lesen: „Daß er seinen Verstoßenen nicht wieder holen läßet", so begegnet uns dieselbe ungewöhnliche Wendung in Hermann und Dorothea:

Er sprach zu seiner Verwunderten also —.

Sorglose Verbindungen der Art, da sie dem lateinischen periodologischen Stil, wie er in den Büchern der akademischen Magister und sogenannten Weltweisen herrschte, grade entgegengesetzt sind, erhöhen nur den Reiz dieser lebendigen, kindlichen, nachlässigen, übermüthigen, den Verstand geflissentlich neckenden und beschämenden Goethe'schen Poesie und Prosa.

Register.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.